

Materialien zur Beratung
Band 12

Arme Familien gut beraten

Hilfe und Unterstützung für
Kinder und Eltern

Gefördert vom Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

© 2004 Bundeskonferenz
für Erziehungsberatung e.V.

Herrnstr. 53 · 90763 Fürth
Tel (09 11) 9 77 14 0
Fax (09 11) 74 54 97
E-Mail: bke@bke.de
<http://www.bke.de>

Redaktion: Herbert Schilling
Typografie und Umschlaggestaltung:
Armin Stingl, Fürth

Inhaltsverzeichnis

7 **Einleitung**

15 **Aufwachsen in Armut**

16 Roman Nitsch
Armut: Erscheinungsformen, Ursachen und Konsequenzen

30 Klaus Jost
Auswirkungen der Armut bei Kindern und Jugendlichen

40 Herbert Fröhlich
Risiko- und Schutzfaktoren: Forschungsergebnisse und
Interventionsmöglichkeiten unter besonderer Berücksichtigung von
Armut

57 **Arme Familien in der Beratung**

58 Stephan Baerwolff
Systemische Beratung mit armen Familien

80 Elfriede Seus-Seberich
Erziehungsberatung bei sozial Benachteiligten

97 Ute Ziegenhain
Frühe und beziehungsfördernde Intervention bei Säuglingen aus
psychosozial belasteten Familien

111 Elfriede Seus-Seberich
Erziehungsberatung bei Kindern und Familien in Armutslagen
Institutionelle und konzeptionelle Voraussetzungen

126 Herbert Schilling
Arme Familien in der institutionellen Beratung
Ergebnisse einer bke-Erhebung

145 **Konzepte und Projekte der Erziehungs- und Familienberatung mit sozial Benachteiligten**

147 Bernhard Kühnl, Elfriede Seus-Seberich
Das SOS-Familienzentrum in München
Eine Erziehungsberatungsstelle zwischen Grundversorgungsauftrag
und Arbeit mit Benachteiligten

- 160 Sabine Skutta
Beratung von Migrantenfamilien in Armutslagen
- 173 Irmgard Köster-Goorkotte
Wie viel Teilhabe braucht die Armut?
Präventionsgruppe für minderjährige Mütter und deren Kinder
Ein Praxisprojekt
- 188 Peter Donhauser
Prävention, Kooperation und Vernetzung am Beispiel einer
Erziehungsberatungsstelle
- 192 Claudia Trojan
Das SOS-Beratungszentrum Cottbus
Eine Beratungsstelle für Kinder, Jugendliche und Familien im
Verbund mit präventiver Kinder-, Jugend- und Familienarbeit
- 198 Margrit Broscheit
Alleinerziehende in der Erziehungsberatung
Projekte für Alleinerziehende an der Psychologischen
Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche des
Caritasverbandes Mannheim e.V.
- 211 Herbert Fröhlich, Doris Mitschka
Aufsuchende Beratung
- 221 AutorInnen

Einleitung

Die deutsche Nachkriegsgesellschaft hat sich in ihrem Selbstverständnis als Wohlstandsgesellschaft ausgebildet. Ihr ist es gelungen, breite Schichten der Bevölkerung am Konsum der erzeugten Güter teilhaben zu lassen. Technische Haushaltsgeräte, Autos und Urlaube sind für die große Mehrheit erreichbar geworden. Dies hat die wirtschaftliche Prosperität jener Jahre getragen. Entstanden ist das Bild einer „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ (Schelsky). Wenn auch in der DDR Konsum nicht in gleicher Weise möglich war, so klaffte die Einkommenssituation der Bürger nicht weit auseinander. Auch gab es eine Orientierung an diesem Lebensstil des Westens.

Das Bild der Wohlstandsgesellschaft ist freilich brüchig. Schon in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts zeigte sich mit dem Anstieg der Arbeitslosigkeit eine Tendenz zur „Zwei-Drittel-Gesellschaft“, in der eine Minderheit nicht in der Lage ist, am Wohlstand und an dem mit ihm verbundenen Leben teilzunehmen. Inzwischen ist Armut wieder ein Teil des allgemeinen Diskurses geworden.

Für die Jugendhilfe freilich ist der Blick auf Armutslagen nicht neu, verdankt sie sich doch in einer ihrer Quellen der Armenfürsorge (vgl. Kuhlmann; Schrapper 2001). Insbesondere die Hilfen zur Erziehung, die für Kinder und Jugendliche einen Lebensort außerhalb ihrer Herkunftsfamilie bereitstellen, waren sich immer ihrer Anwaltschaft für die Mühseligen und Beladenen bewusst. Denn hinter der Inanspruchnahme von Fremdunterbringungen steht eine „harte soziale Realität“ (Bürger 1999). Aber auch Erziehungsberatung – das zeigen die Beiträge dieses Buches – arbeitet in einem beachtlichen Ausmaß mit Kindern und Familien, die in Armut leben. Sie verfügt über Konzepte und Hilfeansätze, die für die Betroffenen sich als wirksam erweisen.

1

Das Bild einer Wohlstandsgesellschaft konnte sich bis in die neunziger Jahre hinein erhalten. Hat doch das real verfügbare Einkommen pro Kopf in der Zeit von 1973 bis 1991 um beinahe 50 Prozent zugenommen. Zugleich aber sind – gleichsam als Kinder der Wohlstandsgesellschaft – neue Lagen von Armut entstanden. So ist etwa die laufende Hilfe zum Lebensunterhalt (HLU) von 0,7 Mio. im Jahr 1973 auf 2,5 Mio. 1998 gestiegen. Die Zahl der zu unterstützenden Personen hat sich in diesem Zeitraum damit vervierfacht.

Dabei hat sich das Gesicht so bestimmter Armut verändert. Der Anteil älterer Menschen am Sozialhilfebezug ist deutlich zurückgegangen, während immer mehr Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren HLU erhalten. 1998 betrug die Sozialhilfequote bei den Minderjährigen bereits 6,8 Prozent und lag damit doppelt so hoch wie in der Gesamtbevölkerung.

Ein großer Teil der Sozialhilfe beziehenden Minderjährigen lebt bei einem allein erziehenden Elternteil. In aller Regel ist dem eine Trennung oder Scheidung des Elternpaares vorangegangen. Während bei Paaren, die mit einem oder mehreren Kindern zusammen leben, das Haushaltseinkommen im Jahr 1998 praktisch nicht unter 3.000 DM lag, mussten im Westen 55 Prozent und im Osten 78 Prozent der Alleinerziehenden-Haushalte mit diesem Betrag wirtschaften. Scheidung muss damit zu einem der Armut auslösenden Faktoren gezählt werden (BMFSFJ 2003).

Eine zweite Entwicklung kennzeichnet das letzte Jahrzehnt: die Zunahme der Überschuldung privater Haushalte. Die Finanzierung von Käufen über Kredit zählt war zu den normalen Handlungsweisen in einer Marktwirtschaft. Aber immer mehr Menschen waren in den neunziger Jahren nicht mehr in der Lage, die eingegangenen Zahlungsverpflichtungen aus ihrem regelmäßigen Einkommen zu begleichen. Waren 1989 in Westdeutschland 1,2 Mio. Privathaushalte überschuldet, so stieg deren Zahl binnen zehn Jahren auf 1,9 Mio., d.h. um etwa 50 Prozent. In Ostdeutschland waren am Ende des Jahrzehnts 0,9 Mio. Haushalte überschuldet. Die Quote der überschuldeten Haushalte lag damit dort doppelt so hoch wie im Westen. In knapp der Hälfte der überschuldeten Haushalte leben Kinder. Die Einschränkungen des täglichen Lebens, der mit finanzieller Knappheit verbundene Stress belasten auch die Kinder und beeinträchtigen deren Entwicklung.

Im Hintergrund von Überschuldung steht zumeist ein niedriges Erwerbseinkommen, häufig auch Arbeitslosigkeit. Lag die Arbeitslosenquote 1973 in Westdeutschland noch bei 1,2 Prozent, stieg sie seit Anfang der achtziger Jahre auf etwa zehn Prozent; ein Niveau auf dem sie noch heute verharrt. Zwar hat die Erwerbstätigkeit von 1973 bis 1998 um 3 Mio. zugenommen. Durch den Anstieg der Zahl Arbeit suchender Personen und das Wachsen der Bevölkerung insgesamt ist die Arbeitslosenquote dennoch nicht gesunken.

In besonderem Maße sind in der Bundesrepublik lebende Ausländerinnen und Ausländer von Arbeitslosigkeit betroffen. Deren Arbeitslosenquote lag 1998 mit 20 Prozent doppelt so hoch wie die allgemeine Quote. Sozialhilfe bezogen 9 Prozent von ihnen; das sind drei Mal mehr als bei der deutschen Bevölkerung.

Der von der Bundesregierung im Jahr 2001 vorgelegte Armuts- und Reichtumsbericht (BMGS 2001) – aus dem diesen Daten entnommen sind – gibt einen differenzierten Überblick über die Einkommens- und Vermögens-

situation der verschiedenen Bevölkerungsgruppen des Landes. In Reaktion auf diesen Bericht hat die Bundesregierung ein Armutspräventionsprogramm vorgelegt, den „Nationalen Aktionsplan zur Armutsbekämpfung“. Sein Ziel ist es, eine vorbeugende Politik zu etablieren, die Armut und soziale Ausgrenzung erst gar nicht entstehen lässt. Im Kern zielt der Aktionsplan auf einen zentralen Faktor von Armut, nämlich Arbeitslosigkeit, und fördert deshalb die Teilnahme am Erwerbsleben. Er enthält aber zugleich Maßnahmen, die sozialer Ausgrenzung vorbeugen sollen. Das schließt im Kontext von Familien den Auf- bzw. Ausbau von leicht zugänglichen Beratungsangeboten und präventiven Beratungsansätzen ein. Im Rahmen dieses Programms hat die Bundeskonferenz für Erziehungsberatung in den Jahren 2002 und 2003 ein Projekt „Armut und Erziehungsberatung“ durchgeführt.

Das Projekt war in drei Teile gegliedert. Zunächst wurde eine Erhebung an den Erziehungs- und Familienberatungsstellen durchgeführt, die Aufschluss über die soziodemographische Zusammensetzung der Rat suchenden Familien geben sollte und zugleich den praktischen Umgang der Einrichtungen mit Armutsbetroffenen erfasste. Auf der Basis dieser Rückmeldungen wurden zwei Workshops durchgeführt, in denen Fachkräfte der Erziehungsberatung ihre Erfahrungen bei der Beratung armer Familien berichten konnten und Konzepte und Praxisprojekte vorstellten. Die vorliegende Publikation bildete den dritten Projektteil. Sie ist aus den Workshops hervorgegangen und dokumentiert den konzeptionellen Zugang von Erziehungsberatung zur Armutsthematik sowie Projekte aus der Praxis.

Das Projekt der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung ist in Abstimmung mit dem Deutschen Arbeitskreis für Jugend-, Ehe- und Familienberatung durchgeführt worden. Soweit in diesem Rahmen eine Erhebung an den Beratungsstellen erfolgte, ist das Instrument auch für den Bereich der Ehe- und Lebensberatung adaptiert worden. Die Ehe- und Lebensberatungsstellen befinden sich in überwiegender Zahl in katholischer und evangelischer Trägerschaft. Aus Gründen der Arbeitskapazität konnten sich die katholischen Eheberatungsstellen nicht beteiligen. Der Erhebungsbogen wurde daher nur an die evangelischen Ehe- und Lebensberatungsstellen versandt sowie an integrierte Einrichtungen, die neben Erziehungsberatung auch Eheberatung anbieten. Die Ergebnisse sind gesondert ausgewertet.

2

Erziehungsberatung ist nicht zum ersten Mal mit dem Thema Armut konfrontiert. Es begleitet sie vielmehr seit dem flächendeckenden Aufbau der Einrichtungen zwischen 1970 und 1980. Aus den Reihen der Erziehungsberatung selbst sind zwei Untersuchungen zur Inanspruchnahme der noch

jugen Leistung der Jugendhilfe hervorgegangen. Brandt (1967) stellte bei einem Vergleich seiner Klientel mit dem entsprechenden Anteilen an der Berliner Bevölkerung eine gleichmäßige Verteilung fest. Tuchelt-Gallwitz (1970) wies 44 Prozent der Ratsuchenden der Unterschicht zu (bei einem Bevölkerungsanteil von 48%). Allerdings zeigte sich bei einer weiteren Unterteilung der Sozialschichten eine Überrepräsentation des jeweils höheren Stratum. Spätere Untersuchungen, z.B. von Höger (1987), bestätigten, dass Erziehungsberatung alle sozialen Schichten der Bevölkerung ihrem jeweiligen Anteil entsprechend erreicht (methoden-kritisch und zusammenfassend: Ehrhardt 1989). Gleichwohl: das Vorurteil, Erziehungsberatung sei in erster Linie mittelschicht-orientiert, war nicht mehr zu beeinflussen. Prominent wurde es vom Achten Jugendbericht formuliert: „Viele Familien finden den Weg zur Beratung nicht ... Unterschichtfamilien ... bleiben, auch wenn sie aufgrund ihrer Notlage Krisenintervention oder therapeutische Hilfe bräuchten, auf den Allgemeinen Sozialdienst ... angewiesen“ (BMJFFG 1990, S. 137).

Der Ausgangspunkt dieses Vorurteils liegt außerhalb der Erziehungsberatung in den soziolinguistischen Arbeiten Basil Bernsteins (1970). Bernstein hat in verschiedenen Arbeiten einen unterschiedlichen Sprachgebrauch von Angehörigen der sozialen Unterschicht und Mitgliedern der sozialen Mittelschicht herausgearbeitet. Während erstere sich eines restringierten Sprachgebrauchs bedienen mit z.B. kurzen, grammatisch einfachen Sätzen, werden in der Mittelschicht eher komplexe grammatische Konstruktionen, ein „elaborierter Code“, verwendet. Therapeutische Prozesse aber erfordern eine individuierte Kommunikation, den Ausdruck eigenen seelischen Erlebens. Bernstein folgerte daher, dass Psychotherapie nur mit Personen möglich sei, die sich des Sprachcodes der sozialen Mittelschicht bedienen. Damit war eine Hypothese entstanden, die das faktische Fernbleiben von Unterschichtangehörigen in der Psychotherapie und ihren vorzeitigen Abbruch, wenn sie denn kamen, zu erklären schien. Die Ursache des Scheiterns psychotherapeutischer Behandlungen war erfolgreich in den Hilfebedürftigen selbst verlegt (Menne; Schröter 1980, S. 16).

Erziehungsberatung leitet in jener Zeit ihr fachliches Selbstverständnis aus der Psychotherapie, der Psychoanalyse wie auch den weiteren im Entstehen begriffenen Verfahren ab. Eine noch immer eingriffsorientierte Jugendhilfe konnte ihr kein Vorbild sein. Die Beratungssituation wurde deshalb nach dem Muster des psychotherapeutischen Settings strukturiert. Martin Koschorke hat die an der Psychotherapie orientierten Zielvorstellungen von Beratung mit Blick auf Klienten aus der Unterschicht zusammenfassend dargestellt (1973, S. 146 ff).

Die Kombination von drei Thesen: (1) das vorherrschende psychotherapeutische Selbstverständnis von Beratung, (2) die vermeintliche Unmöglichkeit, Angehörige der sozialen Unterschicht mit verbalen Mitteln zu therapieren und (3) das behauptete Fehlen dieser Klientel in der Erziehungsberatung, konnte so den Schluss nahe legen, Erziehungsberatung arbeite nicht mit der eigentlichen Klientel der Jugendhilfe.

3

Die Debatte um Psychotherapie und soziale Schicht knüpft an ein Gesellschaftsmodell an, in dem der Einzelne seinen sozialen Ort durch Zugehörigkeit zu einer Gruppe, einer sozialen Schicht, gefunden hat, deren Normen und Werte er teilt. Bis in die 70er Jahre hinein schienen soziale Schichten rekonstruierbar durch ausgewählte Indikatoren, nämlich Beruf, Einkommen und Ausbildung, deren Ausprägung zum einen und deren innerer Zusammenhang zum anderen, die soziale Stellung der Individuen bestimmt. Soziale Schicht meinte so nicht bloß ein soziales Ranking, sondern den praktischen Lebenszusammenhang derer, die ihr zugehörten, mit einer gemeinsamen Deutung der Welt.

In den letzten Jahren sind aber zunehmend Spielräume für individuelle Entscheidungen entstanden. Familiäre wie soziale Bindungen werden lockerer; berufliche Mobilität kommt hinzu. Die Individualisierung der Lebensverhältnisse führt zu Inkonsistenzen zwischen z.B. erworbenem Bildungsabschluss und ausgeübtem Beruf. Diesen Veränderungen moderner Gesellschaften trägt das Konzept der „Lebenslagen“ Rechnung (Hradil 1987; BMFSFJ 2002, S. 105 ff.). Als zentrale Indikatoren zur Bestimmung von Armut erscheinen hier: Arbeitslosigkeit und Sozialhilfebezug, niedriger Bildungsabschluss und das allein Erziehen eines Kindes sowie das Leben in einem sozialen Brennpunkt.

Die ersten Beiträge des vorliegenden Buches thematisieren diese Bedingungen von Armut und Konzepte zur Operationalisierung um auf diesem Hintergrund die damit verbundenen Folgen für Familie zu beschreiben: die Beeinträchtigung der Erziehungskompetenz der Eltern ebenso wie die Auswirkungen auf die Entwicklungsprozesse der Kinder und Jugendlichen. Es werden Faktoren benannt, die Risiken in der kindlichen Entwicklung erhöhen, bzw. diese auch mindern können. Daran anknüpfend ergeben sich Perspektiven für Interventionen.

Auch die durchgeführte Erhebung knüpft am Konzept der Lebenslagen an. Sie zielte auf das Wissen, das in Erziehungsberatungsstellen über die ratsuchenden Familien vorhanden ist. Dabei konnte ein Gutteil der Bera-

tungsstellen auf der Grundlage eigener Erhebungen genauere Angaben machen. Zwei Ergebnisse ragen heraus. Im Jahr 2001 war danach bei 15,4 Prozent der beendeten Beratungen bekannt, dass ein Elternteil arbeitslos war. In der Gesamtbevölkerung lag die entsprechende Quote bei 10,3 Prozent. Zwölf Prozent der in der Erziehungsberatung vorgestellten Kinder und Jugendlichen bezogen Sozialhilfe. Der entsprechende Anteil in der Bevölkerung lag bei 6,5 Prozent. Die nach diesen beiden Kriterien belasteten Bevölkerungsgruppen waren demnach in der Erziehungsberatung stärker vertreten als es ihrem Anteil entspricht.

4

Auch wenn Kinder und ihre Familien in belasteten Lebenslagen in höherem Maße in der Beratung anzutreffen sind, als dies erwartet war, so bedeutet dies nicht, dass deren Unterstützung nicht besonderer Konzepte bedürfte. Die Beiträge dieses Buches machen deutlich, dass Beratungsstellen umso eher arme Familien erreichen können, je klarer sie ihr Angebot auf diese Gruppen hin zuschneiden und ihnen den Zugang zu Beratung erleichtern. (vgl. dazu auch Kleßmann 1999). Beratung im Armutskontext verlangt in verstärktem Maße die Zusammenarbeit mit Krippen, Kindergärten, Schulen und Jugendamt. Und sie erfordert auch eine Reflexion der Beratungsmethode. Die Klienten sind eher zu erreichen, wenn sie sich in ihren eigenen Bildern und Erwartungen ausdrücken können, wenn sie dort abgeholt werden, wo sie sich befinden. Um dies sicher zu stellen, sollten Erziehungs- und Familienberatungsstellen die Arbeit mit armen Familien zum ausdrücklichen Bestandteil des Konzepts der Einrichtung machen.

Die Beiträge des Bandes zeigen, wie die Beratung mit Kindern und Familien in Armutslagen Teil der Regelaufgaben der Erziehungs- und Familienberatungsstellen sein kann, in der Beratung alleinerziehender Mütter, in der frühen entwicklungspsychologischen Intervention ebenso wie als Beratung von Migrantenfamilien und im Kontext der regionalen Vernetzung der Einrichtung. Armut kann aber auch über Generationen weitergegebene Armut sein. Sie kennzeichnet dann gesellschaftliche Randgruppen, die Erziehungsberatung mit ihren allgemeinen Angeboten nicht erreichen kann. Hier ist es erforderlich, mit besonderen Projekten auf diese Familien zuzugehen (vgl. Heck 1988). Zwei beispielhafte Projektarbeiten – die zugehende Beratung in einem sozialen Brennpunkt und die Gruppenarbeit mit minderjährigen Müttern aus belasteten Familienverhältnissen – zeigen, wie Erziehungsberatung auch diesen Adressaten wirksam Unterstützung leisten kann.

Erziehungsberatung kann nicht Armut als solche beseitigen. Aber sie kann die Beziehung zwischen Eltern und Kindern unterstützen und Kinder darin stärken, die Folgen sozialer Benachteiligung zu bewältigen. Familiäre Krisen, insbesondere wenn sie durch materielle Bedingungen verstärkt werden, binden Ressourcen, die für andere Aufgaben nicht zur Verfügung stehen: den Eltern für Erziehungsaufgaben, den Kindern, z.B. für schulische Lernaufgaben. Indem Erziehungsberatung hilft, diese Krisen konstruktiv zu lösen, leistet sie einen Beitrag zur Prävention von Armut (Detering 2004).

Klaus Menne

Literatur

- Bernstein, Basil (1970): *Soziale Struktur, Sozialisation und Sprachverhalten*. Amsterdam.
- Brandt, Gustav (1967): *Probleme und Erfolge der Erziehungsberatung*. Weinheim.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2002): *Elfter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland*. Bonn.
- BMFSFJ (2003): Wenn aus Liebe rote Zahlen werden – über die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung. Bonn.
- Bundessministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (BMJFFG) (1990): *Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. Achter Jugendbericht*. Bonn
- Bundesministerium für Gesundheit und soziale Sicherung (BMGS) (2001): *Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armut- und Reichtumsbericht der Bundesregierung 2001*. Bonn.
- Bundesrepublik Deutschland (2001): *Nationaler Aktionsplan zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung 2001 – 2003*. Berlin
- Bürger, Ulrich (1999): Die Bedeutung sozialstruktureller Bedingungen für den Bedarf an Jugendhilfeleistungen. In: Institut für Soziale Arbeit e.V. (Hg.): *Soziale Indikatoren und Sozialraumbudgets in der Kinder- und Jugendhilfe*. Münster, S. 9 – 34.
- Detering, Jürgen (2004): Die Bedeutung familialer Konflikte für Lehr- und Lernprozesse bei Grundschulkindern und Interventionsstrategien von Erziehungsberatungsstellen. In: Hundsalz, Andreas; Menne, Klaus (Hg.): *Jahrbuch für Erziehungsberatung. Band 5*. Weinheim und München, S. 41 – 61.
- Ehrhardt, Klaus (1989): Sind Erziehungsberatungsstellen mittelschichtorientiert? Konsequenzen für die psychosoziale Planung. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychotherapie*, 38, S. 329 – 335.
- Heck, Manfred (1988): Analytische Sozialtherapie im Ghetto. In: Menne, Klaus; Alter, Knud (Hg.): *Familie in der Krise. Sozialer Wandel, Familie und Erziehungsberatung*. Weinheim und München, S. 207 – 234.
- Höger, Christoph (1987): Zum Standort institutioneller Erziehungsberatung innerhalb eines psychosozialen Versorgungssystems. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychotherapie*, 36, S. 204 – 209.
- Hradil, Stefan (1987): *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft: Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus*. Opladen.
- Kleßmann, Monika (1999): Niederschwellige Erziehungsberatung. In: Romeike, Gerd; Imelmann, Horst (Hg.): *Hilfen für Kinder. Konzepte und Praxiserfahrungen für Prävention, Beratung und Therapie*. Weinheim und München, S. 121 – 130.

Koschorke, Martin (1973): Unterschichten und Beratung. In: *Wege zum Menschen*, 25, S. 129 – 163.

Koschorke, Martin (1975): Zur Praxis der Beratungsarbeit mit Unterschichtfamilien. In: *Wege zum Menschen*, 27, S. 315 – 331.

Kuhlmann, Carola; Schrapper, Christian (2001): Geschichte der Erziehungshilfen von der Armenpflege bis zu den Hilfen zur Erziehung. In: Birtsch, V.; Münstermann, K., Trede, W. (Hg.) (2001): *Handbuch Erziehungshilfen. Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung*. Münster, S.282 – 328.

Menne, Klaus; Schröter, Klaus (Hg.) (1980): *Psychoanalyse und Unterschicht. Soziale Herkunft – ein Hindernis für die psychoanalytische Behandlung?* Frankfurt am Main.

Tuchelt-Gallwitz, Antje (1970): *Organisation und Arbeitsweise der Erziehungsberatungsstellen in der BRD*. Weinheim; Berlin; Basel

Aufwachsen in Armut

Roman Nitsch

Armut: Erscheinungsformen, Ursachen und Konsequenzen

Nachdem die soziologische und sozialpolitische Diskussion um gesellschaftliche Lebenslagen und Chancen lange Zeit von den Kategorien der sozialen Schicht oder der Klassenzugehörigkeit bestimmt war, wurde in den vergangenen beiden Jahrzehnten der Begriff „Armut“ erneut populär. Wohlfahrtsverbände und politische Stiftungen engagierten sich in Erforschung, Dokumentation und Skandalisierung der Armutsthematik, bis schließlich auch die Bundesregierung 2001 einen Regierungsbericht zu Armut und Reichtum in Deutschland vorlegte (BMFGSS, 2001). Die Autoren des Zehnten Kinder- und Jugendberichts der Bundesregierung (BMFSFJ, 1998) hatten sich bereits mit der Armutsbetroffenheit speziell von Kindern befasst und damit eine kontroverse Stellungnahme der damaligen Bundesregierung hervorgerufen.

Armut in einem reichen Land

Armut ist als Begriff der Alltagssprache sehr vielschichtig aufgrund der zahlreichen damit verbundenen Konnotationen. Er ist emotional stark besetzt, weil sich existenzielle Ängste mit Verarmung und Arm-Sein verbinden. Wenn von Armut in Deutschland die Rede ist, so wirkt das deshalb zunächst frappierend, weil das gesellschaftliche Bewusstsein hierzulande lange Zeit eher von der Vorstellung des Wirtschaftswunders und der Überwindung der Armut der Nachkriegsjahre geprägt war, sodass aktuelle Armut eher mit der früher so genannten „Dritten Welt“ assoziiert wurde. Nach wie vor ist es auch so, dass Deutschland nach seinem Bruttosozialprodukt wie nach dem durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommen nicht zu den ärmsten, sondern zu den reichsten Ländern der Erde gehört. Niemand muss hier täglich um sein nacktes physisches Überleben kämpfen. Viele Menschen leben in beträchtlichem Wohlstand, einige sind fast unvorstellbar reich.

Für alle in Deutschland lebenden Menschen gibt es die sozialstaatliche Garantie der Sicherung des Existenzminimums, die durch Sozialhilfeleistungen erfüllt wird, wenn keine anderweitige Existenzsicherung gegeben ist. Diese Leistungen sollen auch eine über das physische Existenzminimum hinausgehende soziokulturelle Teilnahme ermöglichen (was allerdings für Menschen – und damit auch Familien mit Kindern – mit ungesichertem Aufenthaltsstatus nach dem Asylbewerberleistungsgesetz nur eingeschränkt gilt). Existenzgefährdende physische Not kann es demnach in Deutschland

kaum geben, auch wenn der Sozialhilfeanspruch nicht von allen Berechtigten genutzt wird. Armut in Deutschland wie in anderen Industrieländern wird deshalb allgemein als „relative Armut“ im Sinne von Ungleichheit in der gesellschaftlichen Verteilung der Mittel begriffen.

Ressourcen- und Lebenslagenkonzept

Der Begriff Armut, wie auch immer er im Einzelnen definiert wird, drückt einen Mangel aus. Allgemein gesprochen, besteht dieser Mangel darin, dass die eigenen Mittel nicht ausreichen, das absolute oder das relative (soziokulturelle) Existenzminimum zu erreichen. Prinzipiell gibt es zwei Wege, ein solches Existenzminimum zu bestimmen. Zum einen kann man versuchen, jenes Einkommen und Vermögen zu ermitteln, mit dem dieses Existenzminimum bestritten werden kann (Ressourcenkonzept der Armut). Zum anderen kann man für alle essenziellen Lebensbedürfnisse wie Ernährung, Kleidung, Wohnung, medizinische Versorgung, Ausbildung, Teilnahme am kulturellen Leben, Energieverbrauch, Benutzung von Verkehrsmitteln, Informations- und Beratungsbedarf usw. Minimum-Standards festlegen (Lebenslagenkonzept der Armut). Wahrscheinlich wäre der zweite Weg für Armutsfragen im Zusammenhang mit Erziehungsberatung der interessantere und fruchtbarere. Er ist allerdings, wie schon diese Aufzählung offensichtlich macht, der wesentlich aufwändigere und für größere Vergleichsuntersuchungen weniger geeignet. Deshalb orientiert sich die Armutsforschung in der Regel am Ressourcenkonzept mit ergänzenden Erhebungen zu einzelnen Lebenslagen (z.B. Wohnraumversorgung).

Die Ausdifferenzierung potenzieller Mangellagen nach dem Lebenslagenkonzept weist darauf hin, dass es auch nicht-materielle Aspekte von Armut gibt (z.B. mangelnde Bildung). Gerade Kinder sind oftmals aus nicht-materiellen Gründen als „arm“ in ihrer Lebenslage zu bezeichnen, weil wesentliche Bedürfnisse – z.B. auf Zuwendung und Verlässlichkeit durch erwachsene Bezugspersonen – nicht erfüllt werden. In diesem Sinne könnte man von geistig kultureller, sozialer oder seelisch emotionaler Verarmung sprechen, die bis zur Verwahrlosung reichen kann. Typischerweise sind bei lang anhaltend armutsbetroffenen Menschen ökonomische, soziale und persönliche Probleme miteinander eng verbunden, wobei viele Faktoren sowohl Ursache wie Folge von Armut sein können. So kann z.B. Arbeitslosigkeit zu depressiven Tendenzen und Antriebslosigkeit führen, aber auch umgekehrt im Einzelfall auf diese Persönlichkeitsmerkmale zurückzuführen sein. Hilfen für arme Familien müssen deshalb auf umfassendere Analysen als auf bloße Einkommenserhebungen gründen.

Einkommensarmut nimmt jedoch insofern eine zentrale Stellung ein, als sie häufig Unterversorgungen in anderen Lebensbereichen zur Folge hat. Für die Lebenssituation von Familien mit Kindern haben enge materielle Begrenzungen einen eigenen Stellenwert. Materielle Sicherheit ist keine hinreichende, aber eine notwendige Bedingung für die Entwicklung von psychischer Sicherheit und Stabilität bei Kindern und Jugendlichen. Dementsprechend postuliert die UN-Konvention über die Rechte des Kindes vom 20. 11. 1989 in Art. 27 ein „Recht auf einen dem Kind angemessenen und seiner körperlichen, geistigen, seelischen und sozialen Entwicklung entsprechenden Lebensstandard“ (Kraus, 1996).

Kriterien und Verbreitung relativer Armut

Für relative Armut gibt es kein selbstevidentes Kriterium. Jedem Kriterium geht eine mehr oder minder gut begründete Konsensentscheidung voraus. Je nach angewandtem Kriterium ändert sich aber auch das in einer Gesellschaft festzustellende Ausmaß an Armut, ebenso die Zusammensetzung der als arm definierten Bevölkerung.

Ein mögliches und häufig angewandtes Kriterium ist der Sozialhilfebezug, genauer: der Bezug laufender Hilfe zum Lebensunterhalt nach BSHG. Dieses Kriterium hat die Vorzüge, einerseits auf einer empirischen Lebenshaltungskostenermittlung zu fußen, andererseits statistisch relativ leicht zu erfassen zu sein. Auch in der Berichterstattung von Erziehungsberatungsstellen wird der Sozialhilfebezug häufig zur Charakterisierung von Armutsbetroffenheit in der Klientel herangezogen. Damit verbinden sich jedoch zwei hauptsächliche Probleme. Nicht erfasst wird die verdeckte Armut, die zwar besonders häufig bei alten Menschen, weniger bei Familien mit Kindern anzutreffen ist, die aber nach den Erkenntnissen der Armutforschung insgesamt einen beträchtlichen Umfang hat (Hauser und Hübinger, 1993). Ein weiteres Problem stellt dar, dass das Ausmaß festgestellter Armut in paradoxer Weise abhängig von Hilfeentscheidungen wird: je mehr Hilfe, desto mehr Arme. Letztendlich kann bei Anwendung dieses Kriteriums der Staat durch sozialpolitische Entscheidungen beliebig definieren, wie viel Armut es gibt.

Die Sozialhilfe sichert den Beziehern ein Einkommen, das etwas über 40 Prozent des Durchschnittseinkommens liegt. Seit den siebziger Jahren steigt die Zahl der Sozialhilfebezieher in Deutschland kontinuierlich an. Sie hat sich bis heute fast verdreifacht und macht mehr als drei Prozent der Bevölkerung in Deutschland aus. Bei Berücksichtigung der verdeckten Armut ist von ca. fünf bis sechs Prozent Sozialhilfeberechtigten auszugehen. Von den heute 2,8 Millionen Sozialhilfe-Beziehern sind 1,1 Millionen Kinder und Jugendli-

che. Eine besonders auffallende Entwicklung liegt darin, dass die Sozialhilfebefürftigkeit von Kindern und Jugendlichen aller Altersgruppen seit 1991 kontinuierlich stärker angestiegen ist als die von Erwachsenen, und zwar umso stärker, je jünger die Kinder sind (Hock u.a., 2000).

Unabhängig von staatlichen Festlegungen und deshalb auch international vergleichbar ist die Orientierung an der Verteilung der Durchschnittseinkommen in der Gesellschaft. In der europäischen Armutforschung gebräuchlich ist das 50-Prozent-Kriterium: Als arm gilt, wessen Einkommen unter 50 Prozent des Durchschnittseinkommens in seinem Staat liegt. Die Abhängigkeit des Existenzminimums vom soziokulturellen Standard eines Landes wird bei diesem Kriterium implizit berücksichtigt. Man geht davon aus, dass die Hälfte des Durchschnittseinkommens mindestens erforderlich ist, um am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können. Gesellschaftliche Ungleichheiten, Mängel in der Verteilungsgerechtigkeit bilden sich bei der Anwendung dieses Kriteriums besonders ab.¹ Der Einkommensvergleich setzt voraus, dass das Einkommen nach der Zusammensetzung der Haushalte gewichtet wird, weil der finanzielle Bedarf verschiedener Haushaltstypen variiert. Zur Berechnung dieses „Äquivalenzeinkommens“² gibt es unterschiedliche Verfahren (z.B. BSHG-Skala, OECD-Skala), die zu recht unterschiedlichen Ergebnissen führen, was die Armutsquoten von Mehrpersonenhaushalten (Familien) betrifft. Deshalb variieren auch die ermittelten Prozentsätze für die Armutsbetroffenheit der Gesamtbevölkerung. Sie bewegen sich für Deutschland bei Zugrundelegung des 50-Prozent-Kriteriums im letzten Jahrzehnt aber stets um die Zehnprozentmarke. Für Kinder und Jugendliche liegen die Prozentsätze höher, je nach Altersgruppe und Berechnungsverfahren bei zwölf bis gegen 20 Prozent.

Zur Armutsproblematik hinzugerechnet wird vielfach das Leben in „prekären Wohlstand“, weil sich die Folgen ähnlich darstellen wie bei der Armutsbevölkerung. Damit gemeint sind Menschen, die knapp oberhalb der Armutsgrenze leben und ständig in der Gefahr stehen, durch Ereignisse wie z.B. die Geburt eines weiteren Kindes oder durch Arbeitslosigkeit unter die Armutsgrenze abzurutschen. Quantifiziert wird diese Situation oft anhand der 75-Prozent-Grenze, bezogen auf das Durchschnittseinkommen. Unter dieser Grenze lebt ca. ein Drittel der Bevölkerung.

¹ Die Regierungsstellungnahme zum Bericht der Sachverständigenkommission des Zehnten Kinder- und Jugendberichts kritisierte u.a. deshalb dieses Messkonzept als ungeeignet: „Gemessen werden Einkommensdisparitäten, die nicht mit Armut gleichgesetzt werden dürfen.“ (BMFSFJ 1998, S. XIV)

² Das Einkommen einer Familie aus Eltern und fünfjährigem Kind wird z.B. nach dem BSHG-Schlüssel auf 2,3 Personen verteilt (Gewichtung 1 + 0,8 + 0,5).

Von den Auswirkungen her betrachtet, gilt es im Auge zu behalten, dass eine nur kurzzeitige Armutssituation andere soziale Folgen hat als Dauerarmut. Bei einer nur punktuellen Erfassung der Einkommenssituation bzw. des Sozialhilfebezugs wird aber beides miteinander vermischt. Es gibt die These einer 75-15-10-Gesellschaft: 15 Prozent der Menschen erleben zeitweilige und wiederholte, zehn Prozent langfristige Armut. Hauptsächlich langfristige Armut wirkt sich negativ auf die Entwicklungschancen von Kindern aus.

Wenn Folgerungen für die Erziehungsberatung abgeleitet werden sollen, ist zur Beschreibung der Armutssituation von Familien mehr notwendig als die quantitative Bestimmung des Einkommens im Verhältnis zum Bevölkerungsdurchschnitt. Zum einen ist die Sicherheit und die Stabilität des Einkommens ein wichtiges Kriterium. Darüber hinaus ist maßgeblich, welche weiteren materiellen und nicht materiellen Ressourcen einer Familie zur Verfügung stehen (z.B. Unterstützung aus der Verwandtschaft, Bildungsressourcen, soziale Unterstützungssysteme vor Ort). Besondere Berücksichtigung sollte dabei die Wohnsituation finden. Faktoren wie Enge der Wohnverhältnisse, unterdurchschnittliche Ausstattung mit Freizeit- und Bildungseinrichtungen, schlechte Anbindung des Wohngebiets an das Zentrum der Wohngemeinde, sozialer Brennpunktcharakter schränken die Entfaltungsmöglichkeiten von Kindern und Familien stark ein, begünstigen Konflikte und können zu Resignation und zur Verfestigung der Armutssituation führen.

Schließlich ist zu beachten, dass es manchen Menschen trotz eines Einkommens im Armutsbereich gelingt, in der eigenen subjektiven Wahrnehmung, aber auch nach objektiven Kriterien die wesentlichen Lebensbedürfnisse zu befriedigen und eine ausreichende Versorgung der Kinder sicher zu stellen, während andere trotz eines vergleichsweise guten Einkommens daran scheitern. Wenn von Armut die Rede ist, werden also durchaus unterschiedliche Lebenssituationen unter einem Begriff subsumiert. Es gibt die Armutssituation der Bewohner von sozialen Brennpunkten, die oft über Generationen tradiert wird. Auf der anderen Seite gibt es eine Armutssituation als vorübergehende Lebenslage z.B. einer allein erziehenden Mutter, die für die Betreuung eines Kleinkindes für einige Jahre auf ein Erwerbseinkommen verzichtet. So vielfältig, wie sich die spezifische Situation einer armutsbetroffenen Familie darstellen kann, so differenziert sollte die adäquate Hilfe durch soziale und psychologische Beratung ausgestaltet werden können.

Ursachen von Armut

Die bedeutendste Einzelursache von Armut ist die Arbeitslosigkeit. Dass aber speziell Kinder heute geradezu als Armutsrisiko gelten müssen, ist auf weitere Faktoren zurückzuführen:

- Von Arbeitslosigkeit bedroht sind einerseits wenig qualifizierte oder gesundheitlich beeinträchtigte Menschen. Andererseits sind es Menschen, die nicht so umfassend flexibel und mobil sind, wie es von der unter Rationalisierungsdruck stehenden Wirtschaft erwartet wird, und die deshalb auch als „Modernisierungsverlierer“ bezeichnet werden. Dazu gehören tendenziell alle Eltern, da sie die Bedürfnisse der Erwerbsarbeit mit den Bedürfnissen von Kindern vereinbaren müssen, besonders aber Alleinerziehende und Kinderreiche. Schlecht bezahlte Teilzeittätigkeiten und erziehungszeitbedingte Brüche in der Erwerbsbiografie, die zu Einkommensminderungen führen, haben oft eine „Armut trotz Arbeit“ zur Folge. Dazu tragen auch unzureichende öffentliche Kinderbetreuungsangebote bei, die es erleichtern würden, Kinder und Erwerbsarbeit miteinander zu vereinbaren.
- Familien werden strukturell benachteiligt. Es lässt sich zeigen, dass der Familienlastenausgleich, also die Einkommensumverteilung mit Hilfe von Kindergeld und Steuergesetzgebung zugunsten von Familien mit Kindern, in den fünfziger Jahren in relativen Zahlen besser war als in den neunziger Jahren und heute (Habermann, 1994). Das geltende Modell des Familienlastenausgleichs basiert auf dem traditionellen Modell der kontinuierlichen materiellen Versorgung der Kinder durch den erwerbstätigen Kindesvater über den gesamten Kindheitsverlauf. Dieses Modell ist jedoch zunehmend weniger die Norm. In diesem Zusammenhang ist zu berücksichtigen, dass Haushalte mit Kindern nur noch einen Anteil von ca. einem Drittel der Haushalte insgesamt einnehmen. Dass Familien mit Kindern in eine Minderheitenposition geraten sind, birgt die Gefahr in sich, dass sie trotz gegenteiliger politischer Beteuerung sozialpolitisch ins Hintertreffen geraten und auch sonst auf ihre Belange weniger Rücksicht genommen wird.
- Die Zahl der Trennungen und Scheidungen von Eltern hat zugenommen. Mit der Trennung steigt aber in der Regel der Lebensaufwand erheblich (Begründung zweier Haushalte, höhere Kinderbetreuungskosten), sodass auch schon Familien mit durchschnittlichen Einkommensverhältnissen in Armut geraten können. Dies lässt sich auch daran ablesen, dass unter den Haushaltstypen, die von Armut betroffen sind, die Alleinerziehenden-

Haushalte bei weitem überrepräsentiert sind (Hauser und Hübinger, 1993). Generell unterscheidet sich die durchschnittliche ökonomische Situation von Kindern in „traditionellen“ und „neuen“ familiären Lebensformen erheblich. Kinder außerhalb von „Normalkindschaftsverhältnissen“ unterliegen einem höheren Risiko, im Verlauf ihres Kinderlebens in kurz- oder langfristige prekäre Einkommensepisoden zu gelangen.

- Migrantenfamilien (Familien ausländischer Herkunft und Aussiedler) sind in höherem Maße von Arbeitslosigkeit betroffen als andere Familien. Sie haben aber im Durchschnitt eine größere Kinderanzahl. Auch dies trägt zum erhöhten Armutsrisiko von Kindern bei (BMFSFJ, 1998).

Die Risikofaktoren allein erziehen, Trennung und Scheidung, Kinderreichtum und Migrationshintergrund spiegeln sich auch deutlich in einer Gegenüberstellung armer und nicht armer Klienten in der Erziehungsberatung, die in einer Sonderauswertung im Jahresbericht der Mannheimer Erziehungsberatungsstellen für 1998 vorgenommen wurde (Nitsch, 1999). Dazu wurden zwei Gruppen von Familien, deren Beratung 1998 in der Mannheimer Caritas-Erziehungsberatungsstelle abgeschlossen wurde, einander gegenüber gestellt:

Gruppe 1: Familien, die ihren Unterhalt hauptsächlich von Sozialhilfe, Arbeitslosenunterstützung oder Unterhaltszahlungen bestritten (74 Familien),

Gruppe 2: Familien, die im Wesentlichen von einem Einkommen aus einer Tätigkeit als Facharbeiter, Angestellte oder Beamte lebten (120 Familien).

Die Gegenüberstellung dieser beiden Gruppen ist sicherlich nicht völlig trennscharf, was die materielle Lebenssituation der Familien betrifft, trennt aber doch zwei Gruppen mit unterschiedlichem sozialen Status und unterschiedlichem Armutsrisiko. Gruppe 1 ist erwartungsgemäß sehr stark durch die Familien allein erziehender Mütter geprägt: Diese Familienform macht hier 76 Prozent gegenüber 17 Prozent in Gruppe 2 aus. Nur 10 Prozent der Kinder in Gruppe 1 leben mit beiden leiblichen Eltern zusammen gegenüber 62 Prozent in Gruppe 2. Dementsprechend haben die Familien in Gruppe 1 auch fast durchgängig eine Trennung oder Scheidung durchlaufen (84% gegenüber 35% in Gruppe 2). Ein-Kind-Familien sind in Gruppe 1 seltener vertreten (19% vs. 28%), während kinderreiche Familien mit 4 und mehr Kindern in dieser Gruppe häufiger vorkamen (16% vs. 5%). Häufiger bei den Familien in Gruppe 1 ist ein Migrationshintergrund. Ausländer- und Aussiedlerfamilien machen hier 24 Prozent aus gegenüber 16 Prozent in Gruppe 2.

Folgen für Kinder und Familien

Kinder entwickeln schon im Kindergartenalter ein erstes Gespür für materiell fundierte soziale Ungleichheit. Über die Schulzeit hinweg bis zum Jugendalter steigen mit den Konsumwünschen auch das Bewusstsein für die eigene soziale Situation und die Frustrationen aufgrund von armutsbedingten Begrenzungen. Vor allem weil sich oft über Konsum, besonders über Outfit und trendige Freizeitbetätigungen definiert, wer zu einer Clique dazugehört und wer nicht, haben Kinder und Jugendliche Angst, Ansehen und Anschluss bei Gleichaltrigen zu verlieren. Allerdings wirken sich bis zum Jugendalter nichtmaterielle, durch die Armutssituation mitverursachte Faktoren wie schlechte Schulleistungen, mangelndes Selbstvertrauen oder deviantes Verhalten mindestens so ausgrenzend aus wie Einschränkungen der Konsummöglichkeiten.

Denn schwerer als direkt von den Kindern erlebte Auswirkungen materieller Einschränkungen wiegen nach den Erfahrungen in der Erziehungsberatung die Folgen der Armut für das Familienklima und das Erziehungsverhalten der Eltern. In diesem engeren Familienbereich werden Identität und Selbstwertgefühl von Kindern grundgelegt und auch später noch entscheidend beeinflusst, was der Vulnerabilität durch andere soziale Einflüsse vorbeugen oder aber diese Verletzlichkeit massiv erhöhen kann. Walper (1993) meint, dass Kinder sogar eher für zukünftige Notlagen gewappnet werden, wenn sie Familienarmut als zeitlich begrenzte, überwindbare Notsituation erleben. Anders sieht es aus, wenn sich Familien und ihre Kinder aufgrund dauernder Armut als hilflos und im Stich gelassen fühlen. Seuserich und Rudeck (1999) weisen darauf hin, dass in dauerhaft armen Familien kaum Loyalität entstehen kann und die Familienmitglieder sich nicht selten gegenseitig die Schuld an den Problemen zuschieben. Am ehesten werden die Familien noch in ihrer Haltung zur Außenwelt vereint, die sie oft als feindlich erleben.

Dass es ein stabiles, förderliches, von wohlwollender Wertschätzung gegenüber den Kindern getragenes Beziehungs- und Erziehungsverhalten schwer hat, in dauerhaft armen Familien zu gedeihen, wird durchgängig von Fachkräften der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe gesehen. Dies kommt in den Expertenbefragungen im Rahmen der AWO-Armutsstudie (Holz und Hock, 1999) wie auch in einer Befragung von Kindergartenerzieherinnen zum Ausdruck, die von der Mannheimer Arbeitsgruppe „Kinder in Armut“ (Sozialpolitische Offensive Mannheim, o.J.) 1997 durchgeführt wurde. Und es schlägt sich nieder in einer vermehrten Inanspruchnahme eingreifenderer

Erziehungshilfen: „Der Bedarf an stationären Hilfen ist in erster Linie im Zusammenhang mit finanziellen Krisen oder dauerhafter Not und einem Mangel an hilfreichen sozialen Beziehungen zu sehen“ (BMFSFJ, 1998, S. 249).

Auswirkungen auf die Erziehungskompetenz der Eltern

Es gibt keine zwangsläufige Richtung, in der sich Erziehungsklima und Erziehungsverhalten unter ungünstigen materiellen Voraussetzungen entwickeln müssen. Vielmehr scheint es so zu sein, dass sich latent vorhandene ungünstige Tendenzen unter dem Druck der materiellen Notlage verschärfen. Ein Versuch, die Problematik zu bewältigen, kann dann in einem sehr rigiden, autoritären Erziehungsstil liegen, der die Entwicklungsmöglichkeiten Kinder beschneidet und ihre Bedürfnisse missachtet. Dieser Erziehungsstil ist unter Armutsbedingungen typischerweise von der Angst vor Katastrophen geprägt, da unvorhergesehene Kosten, z.B. infolge des Verschleißes von Kleidung oder Schulmaterial, die anderen Familien eher als Kleinigkeit erscheinen würden, hier als kaum lösbare Probleme empfunden werden. Seus-Seberich und Rudeck (1999, S. 29): „Um Krisen abfedern zu können, fehlen die Reserven. Wo keine Ressourcen vorhanden sind, kann schon ein kleines Missgeschick zu existenziellen Konsequenzen führen, etwa zum Verlust einer Wohnung.“. Das strikt autoritäre Verhalten ist der verzweifelte Versuch, die äußere Funktionsfähigkeit der Familie zu erhalten. Es ist häufig von verbalen Herabsetzungen und körperlichen Misshandlungen begleitet, trägt dadurch maßgeblich zur Herabsetzung des Selbstwertgefühls der Kinder bei und gibt gleichzeitig ein ungünstiges Verhaltensvorbild.

Die gegenteilige Reaktion auf eine als ausweglos empfundene Armut ist ein resigniertes Aufgeben aller Regelungsversuche. Die Kinder werden vernachlässigt und verwahrlosten, werden durch die fehlende elterliche Unterstützung überfordert. Die beiden geschilderten Extremreaktionen können im Einzelfall durchaus auch im Wechsel zwischen Resignation und überschießend autoritärem Versuch, die Dinge in den Griff zu bekommen, auftreten.

Einige kurze Beispiele sollen illustrieren, wie sich diese Lebenssituationen in der Erziehungsberatung darstellen.

Ein neunjähriger Junge wird wegen verschiedener Verhaltensauffälligkeiten angemeldet, u.a., weil er mehrfach zu Hause und in der Schule etwas gestohlen habe und seine Mutter anlüge. Zur Lebenssituation ergibt sich,

dass die Mutter, die sich nach der Trennung vom Vater des Kindes wegen drückender Schulden vor dem finanziellen Nichts sah, eine zeitlich anspruchsvolle Vollzeitarbeit aufnahm, ohne eine Nachmittagsbetreuung z.B. durch ein Geld kostendes Hortangebot zu organisieren. Der Junge fühlt sich nicht nur vernachlässigt, sondern ist auch mit seiner Tagesstrukturierung überfordert.

Ein 13-jähriges Mädchen wird angemeldet, weil sie die ganze Familie, in der sie mit vier jüngeren Geschwistern lebt, „terrorisiert“. Es stellt sich heraus, dass das Mädchen hauptsächlich gegen den Stiefvater opponiert, der mit einem drakonischen Strafbataillon gewaltsam die Ordnung in der Familie aufrecht zu erhalten versucht. Im Hintergrund steht der enge finanzielle Spielraum der Familie, der keinen Raum für irgendwelche Sonderwünsche einzelner Familienmitglieder lässt, was zu häufigen Konflikten mit dem jetzt ins Jugendalter kommenden Mädchen führt.

Ein achtjähriges Mädchen wird auf Anregung der Lehrerin vorgestellt, weil sie in der Schule immer unfroh und gedrückt, fast depressiv erscheint. Es stellt sich heraus, dass sie mit zwei jüngeren Geschwistern und ihrer allein erziehenden Mutter in einer Zweizimmerwohnung lebt, die so verwahrlost ist, dass sie kaum noch Lebensraum und dem Mädchen keinerlei Rückzugsmöglichkeit bietet. Die Mutter verfällt auch aufgrund ihrer schwierigen sozialen Lage immer wieder in depressiv resignierte Phasen, in denen sie nicht in der Lage ist, den Haushalt und ihre Kinder ausreichend zu versorgen.

Eine Mutter kommt in die Beratung, weil sie selbst unglücklich darüber ist, dass sie gegenüber ihrem siebenjährigen Sohn immer wieder „ausrastet“ und ihn massiv schlägt. Zum familiären Hintergrund ergibt sich, dass sie und ihr Mann sich erschöpft und am Ende ihrer Kräfte sehen, nachdem sie sich mit einem Hausbauvorhaben finanziell übernommen haben. Seit längerer Zeit arbeiten beide zusätzlich zu ihrer Berufstätigkeit am Feierabend und an den Wochenenden am Bau, sind hoch verschuldet und erleben, dass ihr Vorhaben trotzdem nur langsam voranschreitet. Wenn der siebenjährige Sohn gelegentlich Probleme macht, fehlt den Eltern die Kraft, auf eine angemessene Weise damit umzugehen.

Der sechsjährige Sohn einer ausländischen Familie wird angemeldet, weil von Seiten des Kinderarztes Entwicklungsauffälligkeiten gesehen werden. In der Beratung fällt auf, dass der kurz vor der Einschulung stehende Junge noch relativ wenig Deutsch spricht. Es stellt sich heraus, dass er vor zwei Jahren nach einer kurzen Zeit des Kindergartenbesuchs dort wieder abgemeldet wurde, um Geld zu sparen, als die Mutter ihre Arbeitsstelle verlor und die finanzielle Situation für die Familie eng wurde.

Bei aller Unterschiedlichkeit der einzelnen Lebenssituationen ist den Familien unter finanzieller Belastung gemeinsam, dass sie unter einem

starken psychischen Stress stehen. Armut als schwierige Lebenssituation führt zu Verhaltensweisen und Reaktionen in Familien, die selbst wieder belastend und stresserzeugend sind. Die Fähigkeit der Familienmitglieder, Probleme mit angemessenen Mitteln zu lösen, sinkt. Da den entwicklungsentsprechenden Bedürfnissen der Kinder wenig Rechnung getragen werden kann, führt die äußere Armut der Familie auf die Dauer zur seelischen Verarmung der Kinder. Vermehrte emotionale und Verhaltensprobleme der Kinder können in erster Linie als Folge solcher elterlicher Belastungsreaktionen angesehen werden.

Auswirkungen auf die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen

Nicht über die Eltern vermittelte, sondern direkte seelische Belastungen erfahren Kinder und Jugendliche aufgrund der Armut ihrer Familie, wenn sie erleben, dass ihr Wert und ihr sozialer Rang davon abhängen, ob sie auch materiell mit anderen mithalten können. Die Armutserfahrung in unserer Gesellschaft ist meist weniger dadurch gekennzeichnet, dass lebensnotwendige Güter fehlen, als dadurch, dass für viele alles in Hülle und Fülle bereitzustehen scheint, was einem Teil nicht zugänglich ist. Armut wird zu einem Problem der Teilhabe über den materiellen Bereich hinaus, wenn sich daran soziale Diskriminierungen und Ausgrenzungen knüpfen. Einer verschärften sozialen Ausgrenzung können Kinder aus armen Migrantenfamilien zum Opfer fallen, sofern nicht eine Einbindung in eine nationalitätsspezifische Sozialstruktur für Ausgleich sorgt.

Gerade Kinder und Jugendliche, deren Selbstwertgefühl wenig gefestigt ist, erleben solche Tendenzen, seien sie unterschwellig oder manifest, besonders intensiv, ziehen sich zurück und geraten in eine Isolation. Kinder und Jugendliche aus armen Familien sind im Durchschnitt schwächer in Gleichaltrigen-Gruppen eingebunden (BMFSFJ, 1998).

Dazu trägt auch bei, dass viele beziehungsstiftende soziale Freizeitaktivitäten Geld kosten. Dies trifft für Sportaktivitäten zu (Ausrüstung, Vereinsbeiträge), aber auch für kleinere Einzelunternehmungen, wie für gemeinsame Kinobesuche, Teilnahme an Ausflügen, Geschenke für Kindergeburtstage, die erst in der Summierung zum Problem werden. Verschärft wird der Ausschluss oft dadurch, dass die Familie sich kein Auto leisten kann, was bei Sozialhilfeempfängern die Regel ist. Kinder finden ihre sozialen Kontakte heute vielfach nicht mehr im unmittelbaren sozialen Umfeld, sondern müssen zum Besuch bei Freunden, zu Sport- und Gruppenveranstaltungen

u.ä. transportiert werden. Diese Situation tritt besonders dann verschärft auf, wenn die Familie in schlecht angebundenen, abseits gelegenen Wohngebieten wohnt, was nicht selten bei sozialen Brennpunkten der Fall ist.

Die emotionalen Reaktionen, die diese soziale Ausgrenzung begleiten, sind sehr unterschiedlicher Natur. Gefühle der Hilflosigkeit, Ängstlichkeit bis hin zu depressiven Verstimmungen auf der einen Seite stehen aggressive Reaktionen auf der anderen Seite gegenüber. Vor allem ein Teil der betroffenen Jungen versucht, die erlebten Frustrationen und die Selbstwertproblematik durch betont „hartes“ Auftreten zu überspielen und zu kompensieren. Mädchen reagieren durchschnittlich anders, scheinen aber eher noch mehr unter den sozialen Folgen in der Schule und im Freundeskreis zu leiden als Jungen (Walper, 1993).

Eine häufige Reaktion bei sozial ausgegrenzten Kindern und noch mehr bei Jugendlichen ist, dass Statussymbole umso wichtiger werden und die Konsumorientierung überhöht wird. Sie empfinden schmerzlicher als andere Kinder, wenn ihnen bestimmte Konsumgegenstände (z.B. Markenkleidung) nicht erreichbar sind; wären sie doch aufgrund ihres fragilen Selbstwertgefühls gerade auf diese äußeren Stützen angewiesen. Die mangelnde Anregung, welche die Kinder im Alltag erfahren, führt oft zu einem exzessiven Konsum elektronischer Medien (Fernsehen, Computerspiele). Diese Unterhaltungsmittel sind vergleichsweise leicht erreichbar und ermöglichen die gedankliche und emotionale Flucht aus der als unbefriedigend erlebten Realität. Eltern trauen sich kaum, Grenzen zu setzen, weil sie sich selbst so erleben, dass sie den Kindern wenig anderes bieten können, und weil sie ihnen nicht noch diese Freude nehmen wollen.

Die soziale Ausgrenzung der Kinder setzt sich im Bildungsbereich fort. Nach wie vor schränkt Armut den Zugang zu höherer Bildung ein und geht häufig mit einem mäßigen bis schlechten Schulerfolg einher (Jost, 2003, 1997). Dazu tragen die geringeren Förderungsmöglichkeiten im Elternhaus, geringere Anregungen und das geringere Selbstwertgefühl sicher erheblich bei. Es gibt darüber hinaus Hinweise, dass Lehrer auf Leistungsmängel bei unterschiedlichem sozialen Hintergrund unterschiedlich reagieren, weil sie bei Schülern aus armen Verhältnissen von vornherein geringere Leistungen erwarten und dadurch zusätzlich zur Benachteiligung beitragen (Palentien 1999). Bei Jugendlichen ist dann festzustellen, dass ihre beruflichen und finanziellen Zukunftserwartungen oft grotesk unrealistisch oder von eskapistischen Fantasien geprägt sind (Berufsziele wie Rennfahrer, Model). Andere weichen der Auseinandersetzung mit der Zukunft überhaupt aus, leben ganz in der Gegenwart. Beide Haltungen sind keine guten Voraussetzungen für

eine ausreichende Bildungsmotivation.

Schließlich sind als bedeutsame Lebensbereiche, die durch Armutsbedingungen beeinträchtigt werden, Ernährung und Gesundheit der Kinder und Jugendlichen zu nennen. Knoke und Hübinger (1999, S. 12) stellen aufgrund ihrer Untersuchungen dazu fest: „Im sensiblen Bereich der Ernährung sind Einschränkungen als besonders schwerwiegend einzustufen. ...Ganz besonders stark sind vor allem im Westen die Haushalte mit einem oder mehreren minderjährigen Kindern betroffen. Rund ein Fünftel der Paare oder Alleinerziehenden mit einem oder zwei Kindern müssen aus finanziellen Gründen bei der Ernährung Abstriche vornehmen.“ Einschränkungen in der Ernährung stehen in engem Zusammenhang mit gesundheitlichen Einschränkungen. Die höhere Krankheitsanfälligkeit von Kindern aus armen Familien ist vielfach belegt (Klocke und Hurrelmann, 1995; Neuberger, 1997). Das Krankheitsrisiko betrifft sowohl Infektionskrankheiten und chronische somatische Krankheiten, genauso aber auch die psychosoziale Morbidität. Diese Problematik wird dadurch verschärft, dass von armen Familien weniger Vorsorgeuntersuchungen in Anspruch genommen werden und die Diagnose und Therapie gesundheitlicher Schäden später als bei Gleichaltrigen erfolgt. Kinder und Jugendliche werden durch Armutsbedingungen also nicht nur sozial und psychisch, sondern auch körperlich in ihrer Entwicklung beeinträchtigt, wobei davon auszugehen ist, dass sich diese Beeinträchtigungen gegenseitig verstärken.

Literatur

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (1998): *Zehnter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfen in Deutschland*. Bonn: Eigenverlag.
- Bundesministerium für Gesundheit und soziale Sicherung (BMFGSS) (2001): *Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung 2001*. In: Bundesdrucksache Nr. 14/5990.
- Habermann, M. (1994): Neue Wege des Kinderlastenausgleichs – Lernen aus 40 Jahren Familienpolitik. In: Ministerium für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst Baden-Württemberg (Hrsg.): *Familie heute*. Stuttgart: Eigenverlag, 247 ff.
- Hans-Böckler-Stiftung (Hrsg.) (2003): *Armut und Reichtum in Deutschland. Forschungsiniciativen für mehr Verteilungsgerechtigkeit*. Düsseldorf: Eigenverlag.
- Hauser, R.; Hübinger, W. (1993): *Arme unter uns: Teil 1: Ergebnisse und Konsequenzen der Caritas-Armutsuntersuchung*. Hrsgg. vom Deutschen Caritasverband. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Hock, B.; Holz, G.; Wüstendörfer, W. (2000): *Frühe Folgen – langfristige Konsequenzen? Armut und Benachteiligung im Vorschulalter*. Vierter Zwischenbericht zu einer Studie im Auftrag des Bundesverbandes der Arbeiterwohlfahrt. Frankfurt: ISS.
- Holz, G.; Hock, B. (1999): Armutslagen von Kindern und Jugendlichen in Deutschland am Ende des 20. Jahrhunderts. In: SOZIALPÄDAGOGISCHES INSTITUT IM SOS-KINDERDORF E.V. (Hrsg.): *Kinderarmut in Deutschland. Reihe SOS-Dialog, 5*, 10-15.

Hübinger, W.; Neumann, U. (1998): *Menschen im Schatten: Lebenslagen in den neuen Bundesländern*. Hrsgg. vom Diakonischen Werk der EKD e.V. und Deutschen Caritasverband e.V. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Jost, K. (2003): Auswirkungen der Armut bei Kindern und Jugendlichen. In: *Informationen für Erziehungsberatungsstellen 1/03*, 16-22.

Jost, K. (1997): Armut von Kinder und Jugendlichen – Folgen für die Sozialisation. In: *Jugendwohl 78*, 485-500.

Klocke, A.; Hurrelmann, K. (1995): Armut und Gesundheit. Inwieweit sind Kinder und Jugendliche betroffen? In: *Zeitschrift für Gesundheitswissenschaften, 2*. Beiheft.

Knoke, W.; Hübinger, W. (1999): Armut macht gleich. Lebenslagen in Ost und West: Eine vergleichende Betrachtung der Klientenbefragungen von Caritas und Diakonie. In: *neue caritas 100/5*, 8-14.

Kraus, R. (1996): Die UN-Konvention über die Rechte des Kindes vom 20. November 1989 und ihre partielle Umsetzung durch Richtlinien des UNHCR. In: *Archiv für die soziale Arbeit, 27*, 271-298.

Naumann, K.; Beck, M. (1994): Effekte von Erziehungsberatung: Eine katamnestiche Studie. In: Cremer, H.; Hundsals, A.; Menne, K. (Hrsg.): *Jahrbuch für Erziehungsberatung, Band 1*. Weinheim und München: Juventa, 253-270.

Nave-Herz, R. (1997): *Familie heute*. Darmstadt: Primus.

Neuberger, C. (1997): Auswirkungen elterlicher Arbeitslosigkeit und Armut auf Familien und Kinder. In: Otto, K. (Hrsg.): *Aufwachsen in Armut*. Opladen: Leske und Budrich, 79-122.

Nitsch, R. (2001): Armut und Erziehungsberatung. In: Menne, K.; Hundsals, A. (Hrsg.): *Jahrbuch für Erziehungsberatung, Band 4*. Weinheim und München: Juventa, 155-174.

Nitsch, R. (1999): Gibt es statistische Unterschiede zwischen armen und nicht-armen Familien in der Erziehungsberatungsstelle? In: Psychologische Beratungsstellen in Mannheim (Hrsg.): *Jahresbericht 1998 der Psychologischen Beratungsstellen (Erziehungsberatungsstellen) in Mannheim*. Mannheim: Eigenverlag, 24-25.

Nitsch, R. (1998): Die gesellschaftliche Krise der Familie und die Erziehungsberatung. In: Knab, E.; Macsenaere, M. (Hrsg.): *Heimerziehung als Lebenshilfe. Reihe Europäische Studien zur Jugendhilfe, Band 2*. Mainz: Institut für Kinder- und Jugendhilfe, 93-119.

Otto, K.; Bolay, E. (1997): Armut von Heranwachsenden als Herausforderung für Soziale Arbeit und Sozialpolitik. In: Otto, K. (Hrsg.): *Aufwachsen in Armut. Erfahrungswelten und soziale Lagen von Kindern armer Familien*. Opladen: Leske und Budrich, 9-45.

Palentien, C. (1999): Kommunale Ansätze zur Vermeidung von Kinderarmut. In: Stadtjugendamt Mannheim/Sozialdezernat (Hrsg.): *Kinderarmut in Mannheim. Reihe: Beiträge zur Jugendhilfe, Bd. 13*. Mannheim: Eigenverlag, 15-24.

Seus-Seberich, E.; Rudeck, R. (1999): Arm und nicht glücklich. Arme Kinder in der Familienberatung. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.): *Kinderarmut in Deutschland. Reihe SOS-Dialog, 5*, 27-33.

Sozialpolitische Offensive Mannheim (Hrsg.) (o.J.): *Kinder in Armut in Mannheim. Eine Untersuchung*. Mannheim: Eigenverlag.

Walper, S. (1993): „Können wir uns das leisten? Kinder und Armut. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): *Was für Kinder. Aufwachsen in Deutschland*. München: Kösel, 267-276.

Klaus Jost

Auswirkungen der Armut bei Kindern und Jugendlichen

Die Zahl der von Armut betroffenen Menschen in den westlichen Industrienationen hat stark zugenommen (Joos, 1997). Nach jüngsten Äußerungen der Kinderkommission des Bundestages gilt dies auch für Deutschland. Wie die Forschung zeigt, ist das Armutsrisiko für die verschiedenen sozialen Gruppen unterschiedlich einzuschätzen (Klocke und Hurrelmann, 1995). In besonderem Maße sind gefährdet: Arbeitslose (vor allem Langzeitarbeitslose), kinderreiche Familien, Alleinerziehende, ältere Menschen, Migranten sowie Kinder und Jugendliche. Seit Ende der siebziger Jahre ist in Westdeutschland unter allen Sozialhilfeempfängern ein überproportionaler Anstieg der unter siebenjährigen Kinder festzustellen. Inzwischen ist fast jeder sechste Empfänger von laufender Hilfe zum Lebensunterhalt ein Kleinkind (Beck, 1994; Neuhäuser, 1995). Die Langzeitarbeitslosigkeit der Eltern ist hierbei ein maßgeblicher auslösender Faktor. Eine ähnliche Entwicklung der „Infantilisierung der Armut“ ist seit der Vereinigung auch für Ostdeutschland zu beobachten. Wir haben eine kontinuierlich zunehmende Zahl von Haushalten mit Kindern, die von laufender Hilfe zum Lebensunterhalt abhängig sind (Joos, 1997). Gleichzeitig scheint die so genannte verdeckte Armut bei Kindern unterschätzt zu werden (Joos, 1997). Die Armutsuntersuchung des Deutschen Caritasverbandes (1993) hat bereits dargelegt, dass ein beträchtlicher Teil von Sozialhilfeberechtigten ihren Anspruch nicht geltend macht. Für ganz Deutschland gilt, dass insbesondere Kinder in Ein-Elternteil-Haushalten, aber auch Kinder aus kinderreichen Familien von Einkommensarmut betroffen sind (Hanesch, 1995). Armut in Deutschland ist demnach vornehmlich Kinderarmut. Kinder und Jugendliche zeigen das relativ höchste Armutsrisiko (Klocke und Hurrelmann, 1995). Nach Schätzungen beläuft sich die Zahl der in Armut lebenden Kinder und Jugendlichen in Deutschland auf 1,5 bis 2 Millionen. Damit wächst fast jedes fünfte Kind und jeder fünfte Jugendliche (bis zum 18. Lebensjahr) in Armut auf (s. Datenreport, 1994). Um so erstaunlicher ist es, dass die unter Armutsbedingungen lebenden Kinder und Jugendlichen von der Forschung bislang noch weitgehend unberücksichtigt geblieben sind (Joos, 1997 u.a.).

Armut – Folgen für die Sozialisation (Mängel in den Sozialisationsbedingungen)

Armut ist nur verkürzt als Einkommensarmut im Sinne einer ökonomischen Unterversorgung zu verstehen (Hauser und Neumann, 1992). Angemessen ist vielmehr eine multidimensionale Betrachtung, die Konsequenzen für die Lebensqualität einschließt. Das Lebenslagenkonzept (s. Bericht der Nationalen Armutskonferenz von 1992) wird dieser Betrachtung gerecht. Untersuchungen zur Armut von Kindern und Jugendlichen nennen umfassende negative Konsequenzen. Infolge schlechter Lebensverhältnisse wie enger Wohnraum, schlechte Ernährung, gesellschaftliche Stigmatisierung, Perspektivlosigkeit der Familien etc. wächst insgesamt die Gefahr einer defizitären, ja ausgesprochen neurotisierenden Sozialisation. Auch gesundheitliche Beeinträchtigungen nehmen zu, die sich nicht selten in Fehlentwicklung und Krankheitsanfälligkeit äußern.

Armut und (physische/psychische) Gesundheit

Gesundheit ist Ausdruck von Wohlbefinden und damit auch abhängig von den jeweiligen Lebensbedingungen. Studien belegen einen generell engen Zusammenhang zwischen sozialer Lage und Gesundheitszustand. Finanzielle Voraussetzungen von Menschen bestimmen u.a. auch ihr Ernährungsverhalten. Knappe Geldmittel haben eine abwechslungsarme und eingeschränkte Ernährung zur Folge. Vor allem für die gesunde Entwicklung im Kindes- und Jugendalter hat aber regelmäßige und ausgewogene Ernährung unbestreitbar einen hohen Stellenwert. Frühe Fehlernährung ist für eine ganze Reihe von Erkrankungen und gesundheitliche Beeinträchtigungen im Erwachsenenalter verantwortlich zu machen (Ollenschläger, 1993). Die Ernährungsverhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen werden durch eine Vielzahl von Einflussvariablen, wesentlich aber durch ökonomische Ressourcen der Herkunftsfamilie determiniert. Kinder und Jugendliche unterer sozialer Schichten bieten gegenüber solchen privilegierter sozialer Positionen ein für die Gesundheitserhaltung und -entwicklung ungünstigeres Ernährungsverhalten (Klocke, 1995). Die soziale Lage hat unzweifelhaft Einfluss auf das Ernährungsverhalten der Kinder und Jugendlichen: Je niedriger die soziale Position ist, desto geringer ist die Ernährungsqualität. Mit Ansteigen der sozialen Position nimmt die Ernährungsqualität zu.

Den Zusammenhang von sozial privilegierter Stellung und Gesundheit (und umgekehrt) belegen diverse Forschungsergebnisse (Klocke und Hurrelmann, 1995): Im Vergleich zu Kindern aus den mittleren und oberen sozialen

Schichten bieten Kinder und Jugendliche aus den unteren sozialen Schichten einen signifikant schlechteren Gesundheitszustand. Nur jedes fünfte Kind aus der unteren, aber jedes zweite Kind aus der oberen sozialen Position berichtet einen sehr guten Gesundheitszustand. Von Kindern aus sozial niedrigeren Positionen werden signifikant häufiger gesundheitliche Beschwerden beklagt (Allgemeinbeschwerden, Kopf-, Rückenschmerzen, Einschlafprobleme).

Gesundheit ist mit Entwicklungs- und Lebenschancen korreliert. Folglich zeigen gesundheitliche Beeinträchtigungen im Kindes- und Jugendalter besonders nachhaltige negative Effekte. Einschränkungen in der Teilhabe an Aktivitäten der Bezugsgruppe markieren Deprivationen, die auf Dauer – zusätzlich zu den somatischen Beeinträchtigungen – auch psychosoziale Störungen nach sich ziehen. Klocke und Hurrelmann (1995) stellen fest: „Ein ... Schwinden von individuellen Zukunfts- und Berufsperspektiven verlangt von den Jugendlichen eine Anpassung an einen so nicht geplanten Lebensweg, der nicht selten mit psychosomatischen Störungen und körperlichen Krankheiten einhergeht.“

Auch die psychische Gesundheit hängt von der sozialen Lage ab. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) geht von einer ganzen Reihe von Problemkonstellationen aus, die als beteiligte Bedingungen für das Entstehen psychischer Störungen angesehen werden können (Dilling et al., 1991). U.a. werden Problemkonstellationen benannt, die in einem unmittelbaren oder mittelbaren Zusammenhang zur Armutslage stehen: Probleme in Verbindung mit Ausbildung und Bildung (es besteht ein struktureller Zusammenhang zwischen Armut und Schulbesuch), Probleme in Verbindung mit Berufstätigkeit und Arbeitslosigkeit (Armut ist mit Arbeitslosigkeit verknüpft), Probleme in Verbindung mit Wohnbedingungen und ökonomischen Verhältnissen (Armut führt zur Nichtfinanzierbarkeit angemessenen Wohnraums), Probleme in Verbindung mit der sozialen Umgebung (Armut führt zu Einschränkungen in sozialen Beziehungen, zu Isolation, Stigmatisierung), Probleme durch negative Kindheitserlebnisse (Kinderarmut hat u.a. einen frühen Verlust an Selbstwert zur Folge).

Die soziale Lage entscheidet zweifelsfrei mit über die seelische Gesundheit. So sind z.B. depressive Störungen bei Kindern zu beobachten, die sich angesichts der durch Armut bedingten Stigmatisierung selbst verantwortlich, bei Dauerarmut gar schuldig fühlen. Solche Schuldgefühle betreffen nicht nur die miserable Lage selbst, sondern auch alle daraus entstehenden Probleme, die zahlreichen Konflikte und Spannungen in der Familie, für die sich Kinder Verantwortung zuschreiben.

Klocke und Hurrelmann (1995) ziehen aufgrund ihrer Untersuchungser-

gebnisse den eindeutigen Schluss, dass Armut Kinder körperlich und psychisch krank macht.

Armut und Teilhabe am Standard gesellschaftlichen und kulturellen Lebens

Kinder in unserer Gesellschaft begreifen sehr früh, dass die Verfügbarkeit von Geld über Lebensqualität entscheidet. Sie erfahren, dass sich Kinder je nach finanziellem Status ihrer Eltern unterscheiden. Bereits Vorschulkinder nehmen soziale Distinktionen wahr. Mit ansteigendem Lebensalter werden diese schärfer registriert (s. Walper, 1995). Es finden frühe Positionsbestimmungen in einer sozialen Rangordnung statt. Sander (1994) weist darauf hin, dass Kinder mittels ihrer Kleidung miteinander kommunizieren; hierin den Wunsch nach Dazugehörigkeit zum Ausdruck bringen.

Für von Armut betroffene Kinder stellt sich die Frage nach ihrer Teilhabe am sozialen Leben, an den gängigen Standards – und damit der Realisierung von Lebensqualität. Gerade diese Erfahrungen der Kindheit aber sind bedeutsam. Insbesondere längerfristige Armut hat prägenden Einfluss auf die Entwicklung und den Lebenslauf des Menschen.

Finanzielle Restriktionen, die zur Sparsamkeit zwingen, schränken Kinder und Jugendliche in ihren Teilnahme- und Entfaltungsmöglichkeiten ein. Ihre soziale Randstellung führt zu mannigfachen sozialen und psychosozialen Beeinträchtigungen und Belastungen. Langfristig sind negative Folgen für die individuelle Entwicklung, auch für die psychische Gesundheit unausweichlich. Im Armutsbericht des Deutschen Gewerkschaftsbundes und des Paritätischen Wohlfahrtsverbands (Hanesch et al., 1994) wird festgestellt, dass „Einschränkungen bei vormals Selbstverständlichem, wie Urlaub, Spielsachen und Schulbedarf“ bei Kindern „sehr früh und sehr deutlich das Gefühl, benachteiligt und ausgegrenzt zu sein“, erzeugen. Kinder aus einkommensschwachen Verhältnissen nehmen nicht teil am üblichen Konsumverhalten. Sie tragen keine Markenkleidung, verfügen nicht über aktuelles Spielzeug und fallen damit anderen Kindern negativ auf. Sie müssen auf vieles verzichten, auf die Urlaubsreise, auf Kinobesuche, auf das Erlernen eines Musikinstruments, auf den Besuch von Geburtstagsfeiern, auch auf die gemeinsame Klassenfahrt. „Verzichten zu müssen, bedeutet in einer Konsumgesellschaft Nicht-dazu-zugehören, ausgegrenzt zu sein“ (Sengling, 1994), und dies u.U. bereits im Kindergartenalter.

Verschiedene Studien stellen als besonders hervorzuhebende Konsequenz von Armut die Auswirkungen auf die Sozialbeziehungen in Form von Isolationstendenzen der betroffenen Kinder und Jugendlichen heraus (s.

hierzu Walper, 1995). Die Gefahr der Isolation besteht danach aus zwei Gründen:

- Arme Kinder und Jugendliche sind Stigmatisierungen ausgesetzt, sie nehmen wahr, nicht mithalten zu können, sie werden von Gleichaltrigen ausgeschlossen.
- Arme Kinder und Jugendliche kommen einem solchen Ausschluss zuvor. Sie schämen sich für die Armut ihrer Eltern, die auch ihre ist. Sie verinnerlichen das mangelnde Selbstwertgefühl ihrer Eltern (s. Gillen und Möller, 1992) und ziehen sich früh aus sozialen Kontakten zurück oder sie bahnen Kontakte erst gar nicht an.

Die Folgen der Isolations- und Rückzugstendenzen für die Lebensqualität liegen auf der Hand. Im Kindes- und Jugendalter auftretende depressive Störungen und Selbstwertkrisen sind geeignet, negative Entwicklungen in Gang zu setzen, die ein ganzes Leben prägen.

Armut und Wohnraum

Einkommensarmut führt zur Nichtfinanzierbarkeit angemessenen Wohnraums. Davon betroffen sind zunehmend kinderreiche Familien und Alleinerziehende. U.a. sind es die Auswirkungen des freien Wohnungsmarktes, die zur Entstehung ganz bestimmter Stadtteile führen, in denen besonders viele von Armut betroffene Kinder wohnen. Gemeint sind die so genannten „sozialen Brennpunkte“, die durch Merkmale eines Gettos gekennzeichnet sind. Der Anteil von Kindern und Jugendlichen an der Wohnbevölkerung sozialer Brennpunkte liegt bei 30 bis 40 Prozent (Kürner, 1994). Sengling (1994) stellt fest, dass insgesamt „fast 40 Prozent der Kinder im Osten und 33 Prozent im Westen in zu engen Wohnungen leben. Kinder sind damit doppelt so oft von Wohnraumangel betroffen wie der Rest der Bevölkerung“. Enge Wohnraumverhältnisse hindern Kinder am ruhigen Spielen, an der ungestörten Erledigung ihrer Hausaufgaben, an Möglichkeiten, sich zurückziehen zu können, auch an ausreichenden Schlafzeiten. Beklagte Folgen sind Nervosität und Konzentrationsstörungen der Kinder.

Es besteht kein Zweifel, dass Wohnraum eine Ressource darstellt, die wesentlich darüber mitbestimmt, ob und wie Menschen am gesellschaftlichen und kulturellen Leben teilhaben. Wohnraum ist die Basis für gestaltbares Leben. Ungünstige, beengte Wohnverhältnisse nehmen Kindern Raum, einen Raum, den sie für ihr Bewegungsbedürfnis und ihre Entwicklung dringend benötigen.

Bezogen auf soziale Brennpunkte sind es u.a. folgende Aspekte, die zu

einer negativen Bestimmung der Entwicklungschancen von Kindern und Jugendlichen beitragen (vgl. Bieligg, 1996):

- Enge der Wohnverhältnisse, bedingt auch durch eine räumliche Zusammenballung von vielen Menschen (Folgen sind wenige bis keine Spiel- und Entfaltungsmöglichkeiten)
- Unterdurchschnittliche Ausstattung mit Freizeit- und Bildungseinrichtungen (Folgen sind eine Minderung der Entfaltungsmöglichkeiten, soziokulturelle Deprivation, Schulprobleme)
- Schlechte Anbindung des Wohngebietes an die Stadt, der schlechte Ruf des Wohngebietes (Folgen sind Einschränkungen oder Verlust der Kontakte und sozialen Beziehungen zu Kindern und Jugendlichen anderer Wohngebiete, Isolation, Stigmatisierung)
- Gehäuft auftretende Konflikte der Erwachsenen, nicht zuletzt bedingt durch die aggressionsfördernde Enge der Wohnverhältnisse und die hohe Arbeitslosenquote der Bewohner (Folgen sind eine Übertragung der Konflikte und Belastungen auf die Kinder und Jugendlichen)
- Insgesamt niedrige Selbstwerteinschätzung und Resignation der Bewohner sozialer Brennpunkte (Folge ist eine Übernahme niedriger Selbstwerteinschätzung schon in frühem Kindesalter).

Armut und Obdachlosigkeit

Wenn von den Folgen der Armut für das Wohnen die Rede ist, darf das traurige Kapitel der Obdachlosigkeit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland nicht unerwähnt bleiben. Publikationen sprechen von ca. 50.000 Kindern, die in Notunterkünften, Obdachlosenheimen, Übergangsheimen und Sammellagern leben. Für weitere 500.000 Kinder wird angenommen, dass diese von Obdachlosigkeit bedroht sind (s. Bieligg, 1996).

Obdachlosigkeit ist mit weitreichenden und umfassenden Deprivationen verbunden. Obdachlose Kinder und Jugendliche entbehren nicht nur Hilfen und Unterstützung in ihrer Entwicklung und Entfaltung, sie vermissen darüber hinaus die Befriedigung grundlegender Bedürfnisse wie die nach Sicherheit, Halt und Geborgenheit, auch Privatheit (s. Wiewiorka, 1994). Obdachlosigkeit bedeutet Verzicht auf selbst gewählte soziale Kontakte mit anderen Kindern und Jugendlichen. Sie ist verbunden mit einer ausgeprägten Stigmatisierung und erschwert in hohem Maße die Identitätsentwicklung. Obdachlosigkeit geht mit einer Fülle von Problemlagen einher, die nach Walper (1995) für Kinder und Jugendliche als „kumulierende Stressoren“ wirksam werden und Verhaltensauffälligkeiten hervorrufen.

Eine Verschärfung des Problems der Obdachlosigkeit besteht im Phäno-

men der so genannten „Trebegänger“. Gemeint sind Kinder und Jugendliche, die aus unterschiedlichen Gründen auf der Straße leben. Ihr Herkunftsmilieu ist nicht selten durch Armut und den damit verbundenen vielfältigen Belastungen und Problemlagen bestimmt, denen Kinder durch „die Flucht auf die Straße“ begegnen (Bieligk, 1996). Bieligk (1996) stellt fest, dass sich insgesamt „die Kommunen damit schwer tun, die Problematik und die Existenz von obdachlosen Jugendlichen überhaupt anzuerkennen ...“. Es kann nicht bezweifelt werden, dass Kinder, die in Deutschland auf der Straße leben, zunehmend verwahrlosen und in die Kriminalität abzugleiten drohen.

Armut, Schulbesuch und Schulerfolg

Von einem strukturellen Zusammenhang zwischen Armut und Schulbesuch ist auszugehen. Kinder aus einkommensschwachen Verhältnissen besuchen überwiegend Haupt-, oft auch Sonderschulen. Sie müssen auf eine schulrelevante Förderung verzichten. Arme Familien können sich die finanzielle Belastung eines längeren Schulbesuchs ihrer Kinder mit dem Ziel eines qualifizierten Abschlusses nicht leisten. Eine kurze Schulzeit muss folglich im Interesse dieser Eltern liegen. Schulabschluss oder Schulabbruch stellen die Jugendlichen zum Mitverdienen frei. Armut bedeutet für Kinder und Jugendliche damit weniger Ausbildung, weniger Bildung, geringere Berufs- und Lebenschancen. Eröffnet schon der Hauptschulabschluss, der einen massiven Wertverlust erfahren hat, wenige Berufswahlmöglichkeiten, so trifft dies in besonderer Weise für Jugendliche mit Sonderschulabschluss zu. Sie sind die absoluten Verlierer im schulisch beruflichen Qualifikationswettbewerb.

Infolge ungenügender Rahmenbedingungen, unzureichender schulischer Förderung und fehlender häuslicher Unterstützung von Kindern armer Eltern ist auch der Schulerfolg nicht selten mäßig bis schlecht. Bestimmt durch Gefühle von Scham und Ausgrenztsein ob ihrer sozialen Lage tendieren von Armut betroffene Kinder dazu, nicht in Erscheinung zu treten. Sie sind häufig nicht sehr motiviert, besondere Leistungen zu erbringen. Die Resignation des Elternhauses überträgt sich nicht selten auf die Kinder, die dann schon früh von Perspektivlosigkeit bestimmt werden.

Armut, Delinquenz und Gewalt

Armut beinhaltet eine zerstörerische Dimension. Es ist keinesfalls die Regel, es sind jedoch in Fällen von Armutsfamilien Vernachlässigung oder gar Misshandlung der Kinder beobachtbar, besonders dann, wenn die Eltern

bereits durch eine eigene defizitäre Sozialisation geprägt sind. Armut in Verbindung mit weiteren Belastungen in Familien wie Trennung, Krankheit etc. erhöht die Wahrscheinlichkeit für Vernachlässigungs- und Gewalthandlungen gegenüber Kindern.

Kawamura (1994) weist auf Zusammenhänge von ökonomischer Benachteiligung und Sozialisationsdefiziten, die delinquentes Verhalten begünstigen. Neuberger (1997) findet eine deutliche Bestätigung der Hypothese, dass Jugendliche aus einkommensarmen Familien eher kontranormative Orientierungen bieten. Kilb (1994) berichtet für Frankfurt am Main die folgende Beobachtung: „In Lebensräumen, in denen von materieller Verelendung betroffene BewohnerInnen ... und Konsumzentren direkt miteinander konfrontiert sind, sind die Anteile von Jugendlichen, die einer Straftat beschuldigt werden, extrem hoch.“ Von armen und mittellosen Kindern und Jugendlichen werden – abgesehen von Gewaltdelikten – vorzugsweise solche Straftaten begangen, die eine vorübergehende Verbesserung ihrer sozialen Lage versprechen (Eigentumsdelikte).

In Armut aufwachsende Jugendliche, womöglich ohne Schulabschluss und ohne Berufsausbildungsplatz, erleben sich perspektiv- und chancenlos. Die frühe Erfahrung, in dieser Gesellschaft nicht gebraucht zu werden, erzeugt Wut. Die Frustrationserlebnisse in einer leistungs-, erfolgs- und konsumorientierten Gesellschaft sind für solche Jugendlichen zahlreich. Gewaltakte sind mitunter hilflose Versuche, auf sich und die eigene Lage aufmerksam zu machen. Die Bereitschaft zu Gewaltakten wächst vor allem in Gruppen, in denen der Jugendliche das Gefühl entwickeln kann, mit Gleichbetroffenen und Gleichgesinnten zu agieren. Nach Lage der Dinge kann nicht mehr bestritten werden, dass ein innerer Zusammenhang zwischen Armut, fehlenden Lebenschancen, Delinquenz und Gewalt existiert.

Schlussbemerkung

Mit der hohen Armutsbetroffenheit von Kindern und Jugendlichen ist eine Bevölkerungsgruppe tangiert, die keinerlei Möglichkeiten der Einflussnahme auf die Gestaltung des gesellschaftlichen und politischen Lebens hat. Sie benötigt deshalb Fürsprecher und Institutionen, die auf ihre Lebensverhältnisse hinweisen und die wachsende Armutsproblematik öffentlich machen. Arme Kinder haben keine Lobby. Sie benötigen Bündnispartner in der Politik, den Kirchen, den Wohlfahrtsverbänden, der Wirtschaft, aber auch der Wissenschaft, die Fakten und Folgen der noch immer tabuisierten Kinderarmut in die tagespolitische Diskussion rücken. In unserer Gesellschaft muss das Problem der Armut von Kindern und Jugendlichen erst einmal wahrge-

nommen werden. Mit anderen Worten, es muss ein Prozess der Sensibilisierung, der Bewusstmachung des Problems in breiten Schichten unserer Gesellschaft einsetzen. Dies ist dringend notwendig, hält man sich vor Augen, dass Armut von Kindern nach heutigem bezeichnenderweise noch dürftigem Wissensstand Folgen einer überwiegend negativ bestimmten Sozialisation nach sich zieht. Es ist von unmittelbaren wie von strukturellen Wirkzusammenhängen auszugehen, die von Armut betroffene Kinder und Jugendliche in ihrer Entwicklung erheblich benachteiligen. Notwendig ist die lebenslagenbezogene Betrachtung von Armut im Sinne einer multidimensionalen Deprivation. Die Folgen sind nachhaltig, womöglich von Dauer, auch sozial schädlich und nicht zuletzt sehr kostspielig. Es muss zu fatalen Auswirkungen kommen, Teile der nachwachsenden Generationen auszugrenzen und in die Chancenlosigkeit zu entlassen. Puschmann (1998) mahnt zu recht, dass „unsere Gesellschaft ihr höchstes Gut nicht leichtfertig verschleudern darf: die Zukunft unserer Kinder und Jugendlichen“. Der brasilianische Bischof Dom Helder Camara beschreibt die gesellschaftlichen Ressourcen von Jugend in beeindruckender Weise. Er formuliert (vgl. Ochs, 1997): „Sie verfügt über den unerschöpflichen Reichtum der Zukunft. Sie ist Meister des Enthusiasmus und der Hoffnung. Sie dürstet danach, in einer Welt ohne Untermenschen und Übermenschen zu leben. Die Welt hat ihn nötig diesen wunderbaren Reichtum, der Jugend heißt.“

Literatur

- Beck, M.: Sozialhilfeempfänger 1992. *Wirtschaft und Statistik*, 7 (1994), 557-568.
- Bieligk, A.: „Die armen Kinder“: Armut und Unterversorgung bei Kindern; Belastungen und ihre Bewältigung. Essen 1996.
- Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Datenreport 1994. Bonn 1994.
- Deutscher Caritasverband (Hrsg.): Arme unter uns. Ergebnisse und Konsequenzen der Caritas-Armutsuntersuchung. Freiburg 1993.
- Die Europäische Gemeinschaft im Kampf gegen Armut. *Zeitschrift für Sozialreform*, Heft 9 (1987).
- Dilling, H., Mombour, W. & Schmidt, M.H. (Hrsg.): Internationale Klassifikation psychischer Störungen ICD-10. Bern, Göttingen, Toronto 1991.
- Gillen, G. & Möller, M.: Anschluß verpaßt. Armut in Deutschland. Köln 1992.
- Hanesch, W.: Armut im vereinten Deutschland – Konturen einer Armut im Umbruch. In: W. Glatzer & H.-H. Noll (Hrsg.): *Getrennt vereint. Lebensverhältnisse in Deutschland seit der Vereinigung*. Frankfurt a.M., New York 1995.
- Hanesch, W., Adamy, W. et al.: Armut in Deutschland. Der Armutsbericht des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes. Reinbek bei Hamburg 1994.
- Hauser, R. & Neumann, U.: Armut in der Bundesrepublik Deutschland. Die sozialwissenschaftliche Thematisierung nach dem Zweiten Weltkrieg. In: S. Leibfried & W. Voges (Hrsg.): *Armut im modernen Wohlfahrtsstaat*. Opladen 1992.
- Joos, M.: Armutsentwicklung und familiäre Armutsrisiken von Kindern in den neuen und alten

- Bundesländern. In: U. Otto (Hrsg.): *Aufwachsen in Armut. Erfahrungswelten und soziale Lagen von Kindern armer Familien*. Opladen 1997.
- Jost, K.: Armut von Kindern und Jugendlichen – Folgen für die Sozialisation. In: Caritasverband Offenbach/M. e.V. (Hrsg.): *Dokumentation zur 4. Jugendhilfetagung „Kinderarmut – Herausforderung für die Jugendhilfe“* (1997), 17-34.
- Jost, K.: Armut von Kindern und Jugendlichen – Folgen für die Sozialisation. *Jugendwohl, Zeitschrift für Kinder- und Jugendhilfe*, 78 (1997), 485-500.
- Kawamura, G.: Kriminalisierung durch Armut? Theorie und Praxis der sozialen Arbeit H.5, 45 (1994), 174-182.
- Kilb, R.: Zur veränderten Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen in Frankfurt/M.. In: P. Bartelheimer et al. (Hrsg.): *Armut am Main*. Frankfurt a.M. 1994.
- Klocke, A.: Der Einfluß sozialer Ungleichheit auf das Ernährungsverhalten im Kindes- und Jugendalter. In: E. Barlösius, E. Feichtinger & B.M. Köhler (Hrsg.): *Ernährung in der Armut. Gesundheitliche, soziale und kulturelle Folgen in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin 1995.
- Klocke, A. & Hurrelmann, K.: Armut und Gesundheit. Inwieweit sind Kinder und Jugendliche betroffen? *Zeitschrift für Gesundheitswissenschaften*, 2. Beiheft (1995).
- Kürner, P.: Wohnungsnot und Verdrängungsprozesse – Facetten einer inszenierten Armutsentwicklung in Deutschland. In: C. Burghardt & P. Kürner (Hrsg.): *Kind und Wohnen. Vom Wohnungsgrundriß bis zur Hausordnung: Erfahrungen aus der Praxis*. Opladen 1994.
- Nationale Armutskonferenz in Deutschland (Hrsg.): *Die Bekämpfung von Armut und Unterversorgung in Deutschland*. 1993.
- Neuberger, Chr.: Auswirkungen elterlicher Arbeitslosigkeit und Armut auf Familien und Kinder – ein mehrdimensionaler empirisch gestützter Zugang. In: U. Otto (Hrsg.): *Aufwachsen in Armut. Erfahrungswelten und soziale Lagen von Kindern armer Familien*. Opladen 1997.
- Neuhäuser, J.: Sozialhilfeempfänger 1993. *Wirtschaft und Statistik*, 9 (1995), 704-718.
- Ochs, R.: „Ich schulde meinen Träumen noch Leben“. Von der Zukunftsorientierung Jugendlicher. *Jugend & Gesellschaft*, 2 (1997), 7-10.
- Ollenschläger, G.: Die Ernährung als Prävention vor Krankheit im Alter. *Zeitschrift für Gerontologie*, 26 (1993), 413-418.
- Otto, U. (Hrsg.): *Aufwachsen in Armut. Erfahrungswelten und soziale Lagen von Kindern armer Familien*. Opladen 1997.
- Puschmann, H.: Arme Familien – arme Gesellschaft. *Stimme der Familie*, 45 (1998), 2-4.
- Sander, E.: Ich spreche durch meine Kleidung. *Welt des Kindes* H.4, 72 (1994), 12-15.
- Sengling, D.: Gesellschaftliche Zustände zu beklagen reicht nicht – Perspektiven einer parteilichen Kinder- und Familienpolitik. In: Deutscher Kinderschutzbund (DKSB) Bundesverband e.V. (Hrsg.): *Materialien Bd.7: Reiches Land – Arme Kinder. Dokumentation der öffentlichen Veranstaltung im Rahmen der Kinderschutztage am 07.05.1994 in Rosenheim*. Hannover 1994.
- Walper, S.: Kinder und Jugendliche in Armut. In: K.-J. Bieback & H. Milz (Hrsg.): *Neue Armut. Alleinerziehende – Kinder und Jugendliche – Wohnungsnot*. Frankfurt a.M. 1995.
- Wiewiorka, P.: Wohnen mit Kindern in Notunterkünften. In: C. Burghardt & P. Kürner (Hrsg.) *im Auftrag des Deutschen Kinderschutzbundes): Kind und Wohnen. Vom Wohnungsgrundriß bis zur Hausordnung: Erfahrungen aus der Praxis*. Opladen 1994.

Herbert Fröhlich

Risiko- und Schutzfaktoren: Forschungsergebnisse und Interventionsmöglichkeiten unter besonderer Berücksichtigung von Armut

Die Auseinandersetzung mit Armut legt es nahe, dass man sich mit den Faktoren, die eine ungünstige, risikoerhöhende Entwicklung zur Folge haben (Vulnerabilitäts- und Risikofaktoren), beschäftigt. Ebenso ist es andererseits wichtig, die Elemente genauer zu beleuchten, die für Kinder, Jugendliche und deren Familien für die Bewältigung dieser schwierigen Situationen (Widerstandsfähigkeit, Resilienz) ausschlaggebend sind. Zur Veranschaulichung dieser Mechanismen dient die folgende Abbildung:

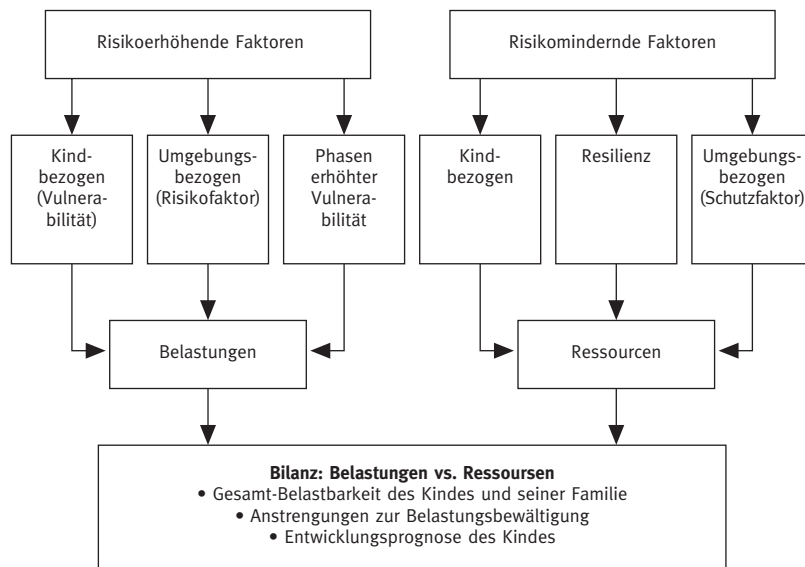


Abb. 1 Risikoerhöhende und risikomindernde Faktoren in der kindlichen Entwicklung (modifiziert nach Petermann, 1997, S. 3)

In dieser Abbildung wird auch deutlich, dass risikoerhöhende und -mildernde Faktoren im Normalfall gemeinsam vorkommen und erst ein Übergewicht einer Seite der Belastungs- oder Ressourcenbilanz den Vorrang gibt.

Die risikosteigernden und risikomildernden Faktoren lassen sich jeweils in innere und äußere Faktoren weiter unterscheiden. Bei Störungen im Familiensystem oder direkt bei den Kindern wirken die internen und externen Risikofaktoren normalerweise zusammen. „Chronische Konflikte, aber auch persönliche Vulnerabilitäten, besonders der einzelnen Elternteile, sowie Merkmale der Verletzbarkeit des elterlichen Subsystems und/oder der ganzen Familie u.ä gehören zu den *inneren risikosteigernden Stressoren*. Die *äußeren Stressoren* sind im Wesentlichen chronische Stressoren und kritische Lebensereignisse.

Die *inneren Schutzfaktoren* werden durch Eigenschaften des Familiensystems, wie Kohäsion, Adaptabilität oder „Familienkompetenz“, (vgl. L’Abate, 1990; Bodenmann, C., 1999) und der Subsysteme der Familie wie z.B. sichere Bindung, positive Interaktion und durch Merkmale der Individuen, wie die Resilienz, gebildet, (Masten, Best und Garmezy 1990). Auf der *Ebene der Kinder* nennt Werner (1999) als Resilienzfaktoren: Temperamenteigenschaften, die bei Sorge- und Erziehungspersonen positive Reaktionen auslösen, Geselligkeit, Ausgeglichenheit und frühe Selbstständigkeit zusammen (vgl. Werner 2002). Kommunikations- und praktische Problemlösungsfähigkeiten sind bei Schulkindern als Schutzfaktoren zu nennen. Eine enge Bindung an mindestens eine verlässliche Person, die Schulbildung der Mutter und ihr kompetenter Umgang mit dem Kind sind als Schutzfaktoren auf der *Familieebene* wirksam (vgl. Werner 1999). Wenn Mütter in diesem Bereich ausfallen, können Ersatzeltern oder -personen in der Familie eine schützende Rolle spielen. Auch religiöse Überzeugungen werden als protektiver Faktor benannt.

Soziale Umgebungsfaktoren der Familie, wie ein unterstützendes und anregendes soziales Netzwerk, bilden äußere *protektive Faktoren*, die als externe Schutzfaktoren wirken (vgl. Egle, Hoffmann & Steffens, 1997 und Laucht, Esser & Schmidt, 1997).

Familienexterne Stressoren

Armut

Hinter dem Begriff „Armut“ steht kein einheitliches Konzept bzw. Phänomen (vgl. Chassé, 2000), wie andere Beiträge in diesem Buch zeigen. Spezifisch zum Thema dieses Beitrags schreibt Perrez: „Als eigentliche Wirkfaktoren für

die Anbahnung psychischer Störungen bei den Kindern und Jugendlichen stehen dabei die aus der Armut (nicht notwendigerweise) resultierende psychische und physische Vernachlässigung der Kinder (Mangel an Interaktion oder zu viel dysfunktionale Interaktion, defizitäre Befriedigung von Grundbedürfnissen usw.). Mangelnde Aufsicht der Kinder, unterlassene medizinische Präventiv- und Therapiemaßnahmen können zu erhöhtem Unfallrisiko, zu Körperbehinderungen und anderen körperlichen Störungen führen (Neuhäuser, 2000).

Von teilweise gravierenden finanziellen Problemen sind viele *Ein-Elternfamilien* betroffen. Nach Kolip (1998) sind in Deutschland derzeit etwa ein Drittel der Alleinerziehenden von Armut betroffen. Mit der Armut pflegen sich andere chronische Stressoren und kritische Lebensereignisse zu koppeln, die eine kumulative Wirkung entfalten wie Marginalisierung, Gewalt, ungenügende Wohnbedingungen usw. (vgl. Toomey & Christie, 1990). Für einen Überblick siehe Weiss (2000)“ (Perrez, 2002, S. 18).

Arbeitslosigkeit

Arbeitslosigkeit stellt einen weiteren äußerst wirksamen Stressfaktor dar. Familien, insbesondere schon desorganisierte Familien, werden noch stärker gefährdet oder ganz zerrüttet. Arbeitslosigkeit wiederum bedingt häufig psychische und somatische Störungen bei den direkt Betroffenen, die sich dann auf das Umfeld auswirken. „Von der psychosozialen Belastung der Arbeitslosigkeit des Vaters oder der Mutter sind auch die Kinder betroffen. Nach Hurrelmann (1994) lebten in der BRD der 90er Jahre 1 bis 1,5 Millionen Kinder und Jugendliche, deren Eltern mindestens vorübergehend von der Erwerbslosigkeit betroffen waren. Er schätzt die Auswirkungen in der Familie auf Kinder und Jugendliche „durch die Amputation der wichtigen gesellschaftlichen Teilrolle „Beruf“ und die damit einhergehende Verunsicherung der Eltern als schwerwiegend ein (Hurrelmann, 1994, 102)“ (Perrez, 2002, S 19).

Migration und Flucht

„Wenn der Wohnortwechsel im Falle der Emigration in eine andere Kultur und eventuell auch in das Umfeld einer anderen Ethnie erfolgt, kann dies als besonders belastend erlebt werden, vor allem wenn er nicht freiwillig, sondern genötigterweise aus politischen oder Armutgründen erfolgt. Die Migration hat den Verlust des sozialen Netzwerkes und damit der emotionalen und instrumentellen Unterstützung zur Folge. Andere Stressoren sind der „kulturelle Schock“ (Al-Issa, 1997), der Verlust von Status und des beruflichen Kompetenz-Kapitals. Verschärft werden die negativen Folgen,

wenn die neue Umwelt dem Migranten gegenüber abwertende Vorurteile hegt, die bis zum Rassismus reichen können (Clark, Anderson, Clark & Williams, 1999). Für die adaptiven Prozesse lassen sich vier Strategien unterscheiden (Berry, 1992), die das Risiko zur Entwicklung von Störungen unterschiedlich erhöhen: die Assimilation (Übernahme und Internalisierung der neuen Kultur), die Integration (Eingliederung in die neue Kultur bei Bewahrung der eigenen kulturellen Identität), die Separation (Ausgliederung aus der dominanten Kultur) und die Marginalisierung (Verlust des Kontaktes zur eigenen ohne Herstellung der Integration in die neue Kultur und damit Verlust der eigenen kulturellen Identität) (vgl. Al-Issa, 1997, S. 5). Dass die Integration protektive Wirkung entfalten kann, unterstützt durch das Vorhandensein subkultureller Strukturen der gleichen Ethnie des Migranten, zeigt u.a. die Tatsache, dass das Risiko für eine depressive Störung für chinesische Flüchtlinge in Vancouver, wo eine lang etablierte chinesische Gemeinschaft existiert, viermal geringer ist als für Vietnamesen, Laoten und Kambodschaner, die dort eine solche Gemeinschaft nicht vorfinden (Beiser & Hyman, 1997)“ (Perrez, 2002, S. 19).

Wechselwirkungen

Zur weiteren Verdeutlichung werden an dieser Stelle nochmals verschiedene Ebenen von Schutz- und Risikofaktoren aufgezeigt und auf ihre Wechselwirkung hingewiesen.

Risikoerhöhende Faktoren

Zenah, Boris und Larrieu (1997) benennen folgende ausgewählte *risikoerhöhende Faktoren* der kindlichen Entwicklung innerhalb der ersten drei Lebensjahre:

Biologische Faktoren

- Frühgeburt, Geburtskomplikationen, Erkrankung des Säuglings, niedriges Geburtsgewicht etc.
- Negatives mütterliches Ernährungsverhalten, sowie Substanzkonsum
- Schwieriges Temperament des Kindes (z.B. sehr unruhig und impulsiv)

Faktoren in der Eltern-Kind-Interaktion

- Bindungsverhalten, wie unsicher-vermeidende, unsicher-ambivalente und desorganisierte Bindungserfahrungen
- Negatives Pflegeverhalten der Mutter
- Psychische Störungen der Eltern

Familiäre und soziale Faktoren

- Konflikte der Eltern
- Erziehungsverhalten der Eltern (z.B. Uneinigkeit, inkonsequentes und vorwiegend strafendes Erziehungsverhalten)
- Gewalt und Misshandlung innerhalb der Familie
- Sehr junge Eltern
- Niedriger sozioökonomischer Status

Risikomindernde Faktoren

Nach Laucht u.a. (1997) wirken folgende Faktoren *risikomindernd* im Kindes- und Jugendalter:

Kindbezogene Faktoren sind z.B.

- Weibliches Geschlecht
- Erstgeborenes Kind
- Positives Temperament (flexibel, aktiv, offen)
- Überdurchschnittliche Intelligenz

Resilienzfaktoren

- Positives Sozialverhalten
- Positives Selbstwertgefühl und Selbstwirksamkeitsüberzeugung
- Aktives Bewältigungsverhalten

Schutzfaktoren innerhalb der Familie

- Stabile emotionale Beziehung zu einer Bezugsperson
- Offenes unterstützendes Erziehungsklima
- Familiärer Zusammenhalt
- Modelle positiven Bewältigungsverhaltens

Schutzfaktoren innerhalb des sozialen Umfeldes

- Soziale Unterstützung
- Positive Freundschaftsbeziehungen
- Positive Schulerfahrungen

Ausgewählte Studien

Die Ausprägung der jeweiligen Risiko- und Schutzfaktoren und deren Zusammenspiel sind derzeit Gegenstand der Forschung. Von den Ergebnissen dieser Forschung erhoffen wir uns eine noch genauere Indikationsstellung für rechtzeitige Interventionsprogramme. Einige bekannte und schon erprobte Ansätze sollen im Folgenden im Zusammenhang mit grundlegenden Studien dargestellt werden.

Mannheimer Risikokinderstudie

Seit beinahe 20 Jahren beschäftigt sich eine Forschergruppe am Mannheimer Zentralinstitut für Seelische Gesundheit damit, so genannte Risikokinder zu untersuchen.

„Im Rahmen einer prospektiven Längsschnittstudie zur langfristigen Entwicklung von Risikokindern (Mannheimer Risikokinderstudie) wird eine Vielzahl von Fragestellungen untersucht: Welche Kinder sind besonders entwicklungsgefährdet? Welche Entwicklungsfunktionen werden gestört und in welchem Ausmaß? Wie und wann manifestieren sich Entwicklungsbeeinträchtigungen? Wie dauerhaft sind frühe Störungen und welche Folgen haben sie? Sind organische oder psychosoziale Risiken bedeutsamer für die Prognose und wie wirken sie zusammen? Wie interagieren frühe Risiken mit individuellen und familiären Merkmalen? Und: Welche Kinder sind vor den nachteiligen Folgen früher Risiken geschützt?“ (Laucht, 2004).

Bei 362 Kindern, 184 Mädchen und 178 Jungen der Geburtsjahrgänge 1986-88 und ihren Eltern werden regelmäßig Erhebungen durchgeführt. Der Beginn dieser Untersuchungen war im Säuglingsalter mit 3 Monaten, die Datenerhebung im Alter von 15 Jahren ist abgeschlossen und die neueste Erhebungswelle hat begonnen.

„Die Stichprobe der Studie ist so zusammengestellt, dass sie mit Risiken angereichert ist: zum einen durch Kinder mit organischen Risiken (leichte und schwere prä- und perinatale Komplikationen), zum anderen durch Kinder mit psychosozialen Belastungen (ungünstige familiäre Lebensverhältnisse in leichter und schwerer Ausprägung). Durch das Design der Studie werden beide Risiken vollständig miteinander kombiniert, sodass eine breite Fächerung von Risikokonstellationen entsteht, die von einer Gruppe ohne jegliche Belastungen bis zu einer Gruppe mit hoher Belastung durch organische und psychosoziale Risiken reicht. Nähere Angaben zur Stichprobenauswahl und zum Design können verschiedenen Veröffentlichungen, u.a. Laucht et al. (2000), entnommen werden.

Im Rahmen der Studie wurde eine Vielzahl von Informationen erhoben, die sich drei Bereichen zuordnen lassen: 1) Entwicklungsdaten des Kindes (neurophysiologische, motorische, kognitive und sozial-emotionale Entwicklung), 2) Merkmale der Familie, die als Belastung oder Ressource wirken können (wie z.B. psychische Gesundheit der Eltern, Qualität der Partnerbeziehung, chronische Schwierigkeiten) und 3) Merkmale der Eltern-Kind-Beziehung (Erziehungsverhalten / -einstellungen der Eltern, Merkmale und Muster der Mutter-Kind- und Vater-Kind-Interaktion). Letztere wurden mittels videografisch aufgezeichnet.

ter Verhaltensbeobachtungen von Eltern-Kind-Interaktionen bestimmt“ (Laucht, 2004).

Risikokumulation

Eine wichtige Erkenntnis dieser Studie ist die, dass Risikofaktoren selten isoliert vorkommen, sondern bei Einzelnen und bei bestimmten Familien gehäuft auftreten. Der Risikofaktor Armut ist z. B. gekennzeichnet durch eine finanzielle Notlage, geht aber meist mit einer Vielzahl anderer Entwicklungsrisiken wie

- schlechte Wohnbedingungen
- allein erziehender Elternteil
- niedriges Bildungsniveau der Eltern
- junge Eltern
- unerwünschte Schwangerschaft
- chronische Schwierigkeiten einher.

Das Risiko, eine psychische Auffälligkeit zu entwickeln schwankt von 12,4 Prozent bei Kindern, die keine familiären Belastungen erleben, bis zu über 61 Prozent bei Kindern und Jugendlichen, bei denen mehr als 6 Risiken vorhanden sind (s. Abb. 2).

Laucht kommt zu folgendem Schluss: „Die Ergebnisse der Risikoforschung unterstreichen nachdrücklich die Möglichkeiten, die sich durch Maßnahmen vorbeugender und frühzeitiger Intervention eröffnen. Ein primäres Ziel solcher Maßnahmen besteht in der Stärkung von Ressourcen sowohl der Familien (z.B. durch Konzepte des „positive parenting“) als auch der Kinder (z.B. im Rahmen des „life skills“ Ansatzes). Eine wichtige Zielgruppe für solche Angebote sind Familien aus psychosozial benachteiligten Verhältnissen, da sich in diesem Umfeld Entwicklungsprobleme und -gefährdungen häufen. Da sich ungünstige Entwicklungen bereits frühzeitig in Störungen der Eltern-Kind-Beziehung ankündigen können und Interventionen in diesem Kontext sowohl vergleichsweise „niederschwellig“ und wenig „invasiv“ als auch besonders Erfolg versprechend sind, bietet sich vor allem die frühe Kindheit als Interventionszeitpunkt an“ (Laucht, 2004 in Vorbereitung).

In der folgenden Abbildung sind die Kumulationseffekte grafisch aufbereitet, sodass man den deutlichen Anstieg der psychischen Probleme der Kinder in Beziehung zu den sich anhäufenden Risikofaktoren sehen kann.

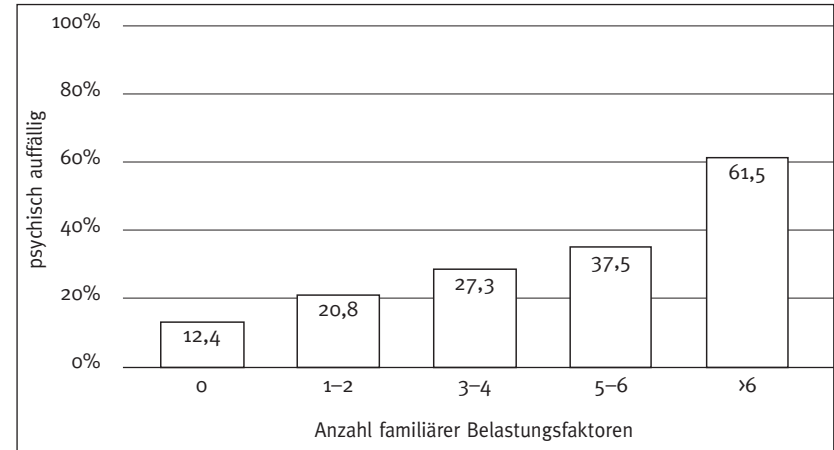


Abb.2: Prozentualer Anstieg der psychischen Auffälligkeit bei wachsender Anzahl familiärer Belastungsfaktoren (Laucht, 2004, in Vorbereitung)

Im Hinblick auf das Armutsrisiko und seine Gefahren für eine negative Entwicklung wird exemplarisch der Gruppenvergleich von elfjährigen Kindern aus einer Armutsgruppe und einer Vergleichsgruppe dargestellt. Weitere Ergebnisse werden in dem zitierten Artikel (Laucht, 2004, in Vorbereitung) veröffentlicht werden.

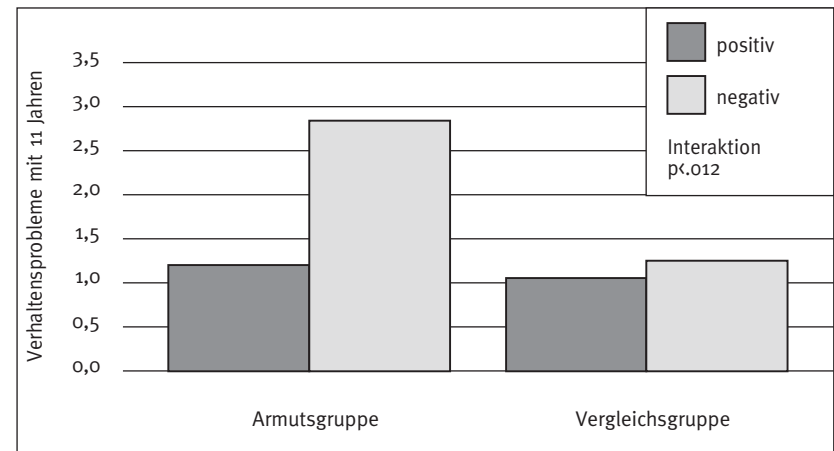


Abb.3: Bei der Armutsgruppe ist die negative Interaktion mehr als doppelt so häufig, wie in der Vergleichsgruppe (Laucht, 2004, in Vorbereitung)

Diese empirischen Forschungsergebnisse zeigen, welche Faktoren für eine spätere positive Entwicklung hinderlich sind. Im Zusammenhang weiterer Untersuchungsergebnisse sollen Ansätze für eine positive Entwicklung dargestellt werden.

Kauai-Studie

Frau Werner-Jacobsen berichtete anlässlich der 3. Würzburger Fachtagung „Familien im Brennpunkt der Hilfe: Familienarbeit in Kinder- und Jugendpsychiatrie und Jugendhilfe“ sehr anschaulich über die wohl bekannteste Studie auf diesem Gebiet, die Kauai-Studie. Bei dieser Studie handelt es sich um eine Langzeitstudie, die Kinder und Jugendliche bis in das Erwachsenenalter (über 40 Jahre) untersuchte. Etwa 30 Prozent der Kinder lebten in Familien mit Risikofaktoren, wie Armut, elterlichem Alkoholismus, psychiatrischen Erkrankungen, chronischen Streitigkeiten und Auseinandersetzungen in der Familie, Trennung und Scheidung.

Von den Kindern, die vier oder mehr Risikofaktoren in der frühen Kindheit ausgesetzt waren, wurden 129 (zwei Drittel) später auffällig. Sie wurden straffällig, entwickelten psychische Probleme und zeigten Lern- und Verhaltensstörungen. Weitere 72 Kinder (ein Drittel) entwickelte sich trotz der schwierigen Ausgangslage zu normalen Erwachsenen. Bei 85 Prozent der Überlebenden aus dieser Studiengruppe konnten Nachuntersuchungsdaten im Erwachsenenalter erhoben werden.

„Das erste und wichtigste Ergebnis ist, dass die Kinder, die erfolgreich sehr ungünstige Lebensverhältnisse überwunden haben, zumindest *einen* stabilen und kompetenten Menschen in ihrem Leben hatten, der sie bedingungslos akzeptierte und sich um sie kümmerte. Die meisten Kinder gingen eine derart enge Bindung schon früh im Leben ein, wenn nicht mit der Mutter, dann mit einem anderen Familienmitglied – einer Schwester, einem Bruder, mit Großeltern, einer Lieblingstante oder Onkel. Jugendliche, die Probleme in der Pubertät hatten, sie aber als Erwachsene überwandten, entwickelten ein grundlegendes Vertrauen im Zusammenhang mit einer engen Beziehung zu einem Lehrer oder einem älteren Mentor.

Das zweite Ergebnis ist die Bedeutsamkeit von Interventionsprogrammen, die Kindern in sehr ungünstigen Lebensumständen neue Chancen bieten. Die Programme, an denen engagierte Freiwillige teilnehmen können, kosten oft nicht viel Geld, erfordern aber einen gewissen Zeitaufwand. Sie sind effektiv, wenn fürsorgliche Menschen bereit sind, die engen Grenzen der bestehenden bürokratischen Systeme zu überwinden, um Kindern und Jugendlichen zu helfen.

Ausgewählte Interventionsprogramme

Wir wissen, dass erfolgreiche Programme, die die Widerstandsfähigkeit dieser Kinder steigern, umfassend, intensiv und flexibel sein müssen. Kompetente und fürsorgliche Erwachsene müssen nicht kurzfristig, sondern mehrere Jahre lang mit diesen Kindern arbeiten. In den USA gibt es im Augenblick eine Reihe von Interventionsprogrammen für Kleinkinder, Schulkinder und Jugendliche, die ihnen helfen, ungünstige Lebensverhältnisse zu überwinden. Ich werde ganz kurz über drei Programme sprechen, die erfolgreich sind: „Head Start“, „Big Brothers/Big Sisters“ und „Foster-Grandparents“.

„Project Head Start“ konzentriert sich auf Kleinkinder im Alter von drei bis vier Jahren, denen pädagogisch geholfen wird. Das Programm integriert Lehrer, Pädiater, Krankenschwestern und Sozialarbeiter, die mit den Müttern und Kindern arbeiten. Die meisten Kinder sind arm und ca. 15 Prozent sind körperlich behindert. Sie werden oft von allein stehenden Müttern erzogen, die ohne Ausbildung und arbeitslos sind.

Das „Big Brother/Big Sister“-Projekt hilft älteren Kindern und Jugendlichen, die in ungünstigen Lebensverhältnissen leben. Eine „ältere“ Schwester oder ein „älterer“ Bruder – alle Freiwillige – freundet sich mit einem Schulkind an. Diese Kinder kommen aus Familien, in denen der Vater oft nicht zu Hause ist und die Familie Probleme mit Drogen und Gewalttätigkeiten hat. Die Kinder finden in diesem Programm jetzt einen jungen Menschen, der ein positives Rollenmodell für sie darstellt und sich mit ihnen ein- oder zweimal jede Woche über einen Zeitraum von ein bis zwei Jahren trifft.

Beide Programme haben sich als erfolgreich erwiesen. Sie vermindern Lernprobleme bei den jüngeren Kindern und Drogensucht und Straffälligkeiten bei den Jugendlichen.

Das „Foster-Grandparent“-Programm bringt ältere Leute mit Kindern und Jugendlichen, die in schwierigen Lebensverhältnissen leben, in Kontakt. „Foster“-Großmütter arbeiten mit schwangeren jungen Mädchen und ihren Säuglingen und helfen Kleinkindern in Vorschulprogrammen wie Head Start. „Foster“-Großväter helfen straffälligen Jugendlichen bei ihren Schularbeiten.

„Foster“-Großeltern versorgen auch kranke Kinder in Kinderkliniken und arbeiten mit Flüchtlingskindern, die durch ihre Erfahrungen in Bürgerkriegen traumatisiert sind. Sie helfen auch Kindern in der Grundschule, die Lernprobleme haben. Sie bekommen eine kleine steuerfreie Entlohnung, wenn sie wöchentlich etwa 20 Stunden arbeiten, aber sie geben wesentlich mehr als sie erhalten!

Mehrere Effektivitätsstudien haben positive Effekte bei den Kindern und Jugendlichen sowie auch bei den „Pflege-Großeltern“ nachgewiesen. Säuglinge mit Pflege-Großmüttern hingen sehr an diesen Ersatzmüttern; Kleinkinder mit Pflege-Großeltern zeigten in ihrer motorischen und sozialen Entwicklung deutliche Fortschritte, Vorschulkinder verbesserten sich in ihrer kognitiven Entwicklung und sozialen Kompetenz, Schulkinder in ihren Lesefähigkeiten und ihrem Verhalten.

Pflege-Großeltern, die drei Jahre in diesem Programm mitgearbeitet haben, waren geistig wesentlich leistungsfähiger und mit ihrem Leben zufriedener als die älteren Menschen, die auf einer Warteliste standen. Sie fühlten sich auch „fast nie“ einsam.

Das *Handbook of Early Childhood Intervention* (2000), herausgegeben bei Cambridge University Press, Marc Freedman's *Primetime* (1999), *Communities that Care: Preventive Strategies: A Research Guide to What Works* (2000) sind drei hilfreiche Bücher, die viele andere effektive Interventions- und Präventionsprogramme in der Familie, in der Schule und in der Gemeinde beschreiben, die vielleicht auch in Deutschland adaptiert werden könnten“ (Werner-Jacobsen, 2002).

Im deutschsprachigen Raum sind ebenfalls einige Programme veröffentlicht. Die Bekanntesten sind „Triple P“ und „Starke Eltern – Starke Kinder“. Diese wenden sich in erster Linie an die Eltern. Zur Zeit wird in Köln ein Programm für Kinder im Kindergartenalter entwickelt und erprobt, in dem Eltern und Erzieherinnen einbezogen sind (PEP).

Triple-P

Triple P umfasst fünf Interventionsstufen mit steigendem Intensitätsgrad, da Eltern häufig nicht in all diesen Bereichen Defizite aufweisen und deshalb spezifische, auf die jeweiligen Bedürfnisse zugeschnittene Interventionen nötig sind (Hahlweg, 2003). Hier die grafische Darstellung, die auch die breite Fächerung vom Basisbereich bis zur spezifischen Intervention für erkannte Problemfamilien zeigt:

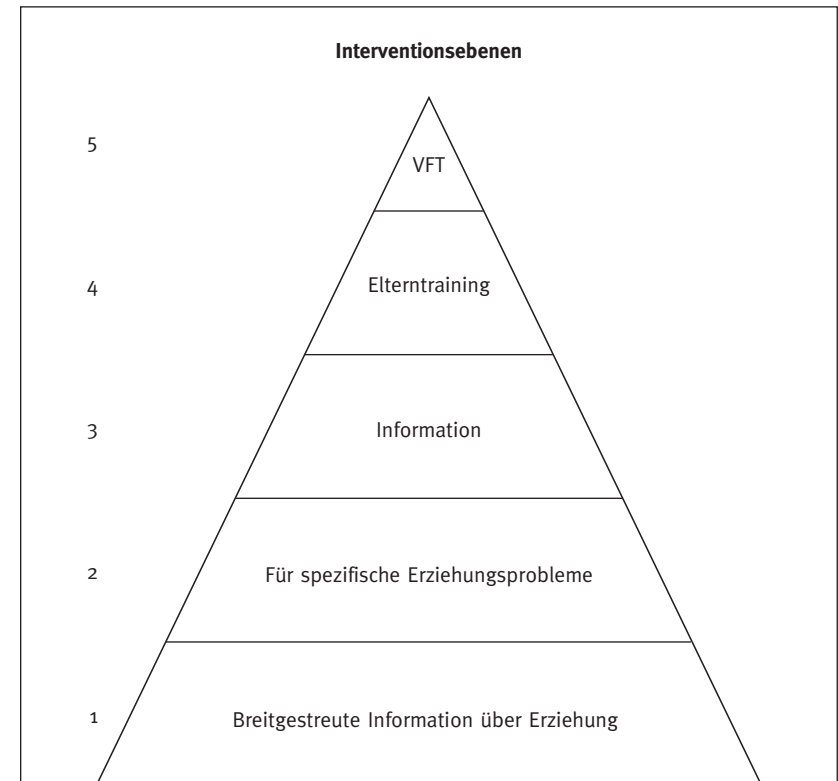


Abb. 4: Interventionsebenen bei Triple-P

Interventionsebenen

Ebene 5

Verhaltenstherapeutische Familienintervention (verschiedene Module)

Ebene 4

Intensives Training vonziehungsfertigkeiten (Gruppe, Einzeltraining oder Selbsthilfe)

Ebene 3

Information und Beratung für spezifische Erziehungsprobleme mit aktivem Training vonziehungsfertigkeiten.

Ebene 2

Information und Beratung für spezifische Erziehungsprobleme, Kurzkontakte mit Professionellen.

Ebene 1

Breit gestreute Informationen über Erziehung, z.B. Fernsehserie, Selbsthilfematerialien, Vorträge“ (Hahlweg, 2001, vorgestellt bei der 3. Würzburger Fachtagung: Familien im Brennpunkt der Hilfe.)

Starke Eltern – Starke Kinder

Dieses Training wird in Bayern auch in Kooperation mit dem Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) durchgeführt. Wir, der Psychotherapeutische Beratungsdienst des SkF, kooperieren mit dem Kinderschutzbund und dem Matthias-Ehrenfried-Haus, um dieses Präventionsprogramm in der Region Würzburg anzubieten. Eine Weiterentwicklung mit Elementen von Triple-P wird ebenso überlegt, wie ein Zuschnitt auf spezifische Problemgruppen. Das Grobkonzept sieht wie folgt aus:

Ziel: Das Selbstvertrauen der Eltern als Erzieher soll gestärkt werden und die Kommunikation in der Familie soll verbessert werden. Präventiv soll psychischer und physischer Gewalt in der Familie begegnet werden. Angestrebt wird eine *anleitende Erziehung*, d.h. den Eltern soll vermittelt werden, wie sie ihre Erziehungsfunktion und -verantwortung stärken können. *Inhaltlich* handelt es sich um eine Kombination aus Theorievermittlung und Selbsterfahrung. Mögliche Hilfestellung in Problemsituationen könnten sein:

- Das Problem aufnehmen, Zeit zum Nachdenken bieten.
- Das Problem in der Gruppe gemeinsam zum Thema machen.
- Die Situation spontan als Verhaltensübung umsetzen und die Konsequenzen
 - a) für das Kind
 - b) für andere Beteiligte und
 - c) für einen selbst analysieren können.
- Bei sich ständig wiederholenden schwierigen Problemsituationen sollen die Eltern ermutigt werden, Hilfe bei einer Beratungsstelle zu suchen (vgl. Elternkurs „Starke Eltern – Starke Kinder“, Wege zur gewaltfreien Erziehung, Handbuch für Multiplikatoren, herausgegeben vom Deutschen Kinderschutzbund (DKSB) Bundesverband e.V.).

PEP – Ein Präventionsprogramm für drei- bis sechsjährige Kinder mit expansivem Problemverhalten

„PEP macht Eltern bzw. Erzieher mit den wichtigsten Methoden der Verhaltensänderung vertraut. Diese werden dann anhand der konkreten Probleme des entsprechenden Kindes eingeübt. Obwohl das Programm als Gruppenprogramm geplant ist, wird damit also die Entwicklung von individuellen Interventionen in der Familie bzw. im Kindergarten besonders betont.

Die zehn Sitzungen (je eineinhalb bis zwei Stunden) beider Programme sind klar gegliedert, wobei ein regelmäßiger Wechsel zwischen Informationsvermittlung und Umsetzung dieser Informationen in den Teilnehmerrunden vorgesehen ist. Ziel ist der auf die konkreten Probleme des jeweiligen Kindes individuelle Zuschnitt des Programmbausteins, um die Umsetzung von Interventionen in der Familie bzw. im Kindergarten zu erleichtern. Die Eltern bzw. Erzieher erhalten Arbeitsmappen, in denen sie sukzessiv schriftliche Materialien – vor allem zusammenfassende Leitfäden zu den Sitzungen – sammeln. Am Ende jeder Sitzung werden die Interventionen in der Familie bzw. im Kindergarten anhand von Aufgaben für die nächste Woche (PEP-Praxis) spezifiziert. Diese Interventionen werden bis zur folgenden Gruppensitzung erprobt, in der Eltern bzw. Erzieherinnen von ihren Erfahrungen mit der Umsetzung der jeweiligen Intervention berichten. Zwischen den Sitzungen besprechen die Eltern/Erzieher in einem kurzen telefonischen Kontakt mit dem Leiter der Gruppe Umsetzungsprobleme bei den Interventionen in der Familie und im Kindergarten, sie erhalten eine Rückmeldung und motivationale Unterstützung durch den Trainer. Außerdem wird sowohl mit den Eltern als auch mit den Erzieherinnen jeweils eine Booster-Sitzung nach 3, 6, 9, 12 und 24 Monaten durchgeführt“ (Wolff-Metternich, 2002).

Zusammenfassung

Nach einem kurzen Überblick über Risiko- und Schutzfaktoren, deren Zusammenwirken und Auswirkung, wurden familienexterne Stressoren mit der Schwerpunktsetzung „Armut“ näher beleuchtet. Die Wechselwirkung von risikoe erhöhenden Faktoren und risikomildernden Faktoren wurde betont. Auf der Grundlage fundierter Studien wurden Programme zur Prävention und Intervention vorgestellt. Dabei wird gezeigt, dass die häufig gemachte Aussage, dass Prävention nicht zu evaluieren sei, ungültig ist. Anhand dieser Konzepte kann die Forschung weitere Ansätze liefern, um die

effektiven vorhandenen Programme noch zielgenauer einzusetzen. Diese Programme sind für die Anwendung im praktischen Bereich, hier in den Erziehungsberatungsstellen, bestens geeignet.

Literatur

- Al-Issa, I. (1997): Introduction: Ethnicity, Immigration, and Psychopathology. In I. Al-Issa & M. Tousignant (Eds.): *Ethnicity, Immigration, and Psychopathology* (pp. 3-16). New York/London: Plenum Press.
- Beck, N., Warnke, A., Adams, G., Patzelt, H. (Hrsg.): *Familien im Brennpunkt der Hilfe: Familienarbeit in Kinder- und Jugendpsychiatrie und Jugendhilfe*, Würzburg, 2002 (Tagungsband der 3. Würzburger Fachtagung)
- Beck, N., Warnke, A., Adams, G., Patzelt, H. (Hrsg.): (Heil-)pädagogische und therapeutische Möglichkeiten in der Kinder- und Jugendhilfe und der Kinder- und Jugendpsychiatrie, Würzburg, 2004 (Tagungsband der 5. Würzburger Fachtagung, in Vorbereitung).
- Beiser, M. & Hyman, I. (1997): Southeast Asian Refugees in Canada. In I. Al-Issa & M. Tousignant (Eds.): *Ethnicity, Immigration, and Psychopathology* (pp. 35-56). New York/London: Plenum Press.
- Berry, J.W. (1992): Acculturation and adaptation in a new society. *International Migrations*, 30, 69-85.
- Bodenmann-Kehl, C. (1999): Eine Analyse spezifischer Ansatzpunkte zur Förderung der familiären Kompetenz (unveröff. Dissertation). Fribourg: Universität, Departement für Psychologie.
- Chassé, K.A. (2000): Armut in einer reichen Gesellschaft. Begrifflich-konzeptionelle, empirische, theoretische und regionale Aspekte. In: H. Weiss (Hrsg.): *Frühförderung mit Kindern und Familien in Armutslagen* (S. 12-32). München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Clark, R., Anderson, N.B., Clark, V.R. & Williams, D.R. (1999): Racism as a Stressor for African Americans. A Biopsychosocial Model. *American Psychologist*, 54 (10), 805-816.
- Egle, U.T., Hoffmann, S.O. & Steffens, M. (1997): Pathogene und protektive Entwicklungsfaktoren in Kindheit und Jugend. In: U.T. Egle, S.O. Hoffmann & P. Joraschky (Hrsg.): *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung* (S. 3-20). Stuttgart: Schattauer.
- Hahlweg, K. (2002): Universelle Prävention von kindlichen Verhaltensauffälligkeiten. In: Beck u.a. (2002) (Die Abb. 4 wurde im Vortrag der Tagung verwendet).
- Hurrelmann, K. (1994): *Familienstress, Schulstress, Freizeitstress*. Weinheim: Beltz.
- Kolip, P. (1998): Familie und Gesundheit. In: K. Hurrelmann & U. Laaser (Hrsg.): *Handbuch Gesundheitswissenschaften* (S. 497-517). Weinheim/München: Juventa Verlag.
- L'Abate, L. (1990): *Building Family Competence*. Newbury Park/London: Sage Publications.
- Laucht, M., Esser, G. & Schmidt, M.H. (1997): Wovor schützen Schutzfaktoren? Anmerkungen zu einem populären Konzept der modernen Gesundheitsforschung. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 29, 260-270.
- Laucht, M., Esser, G. & Schmidt, M.H. (2000): Längsschnittforschung zur Entwicklungsepidemiologie psychischer Störungen: Zielsetzung, Konzeption und zentrale Ergebnisse der Mannheimer Risikokinderstudie. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 29, 246-262
- Laucht, M. (2004): Kindliche Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz: Ergebnisse der Mannheimer Längsschnittstudie. Erscheint in: Beck, N. u.a.
- Laucht, M., Esser, G. & Schmidt, M.H. (1997): Wovor schützen Schutzfaktoren? Anmerkungen zu einem populären Konzept der modernen Gesundheitsforschung. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 29, 260-270.

- Laucht, M. (2004 in Vorbereitung): Kindliche Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz: Ergebnisse der Mannheimer Längsschnittstudie. In: Beck, N. u.a. (2004)
- Masten, A.S., Best, K. & Garmezy, N. (1990): Resilience and development: Contributions from the study of children who overcome adversity. *Development and Psychopathology*, 2, 425-444.
- Neuhäuser, G. (2000): Entwicklungsbiologie und Umwelt – genetisch bedingte Syndrome und Verhalten. In: F. Petermann, K. Niebank & H. Scheithauer (Hrsg.): *Risiken in der frühkindlichen Entwicklung* (S. 159-172). Göttingen: Hogrefe.
- Perrez, M., (2002): Familien als Einflussgröße für die Entwicklung von psychischen Störungen bei Kindern und Jugendlichen. In: Beck u.a. 2002 (S. 15-42)
- Petermann, F. (1997). *Klinische Kinderpsychologie – Begriffsbestimmung und Grundlagen*. In F. Petermann (Hrsg.), *Fallbuch der Klinischen Kinderpsychologie. Erklärungsansätze und Interventionsverfahren* (S. 1-14). Hogrefe: Göttingen.
- Scheithauer H, Petermann, F. Zur Wirkungsweise von Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen in *Kindheit und Entwicklung* Januar 1999 Vol. 8, No. 1, 3-14
- Toomey, B.G. & Christie, D.J. (1990): Social stressors in childhood: Poverty, discrimination, and catastrophic events. In: L. Eugene Arnold (Ed.): *Childhood Stress* (pp. 323-456). New York/Chichester: John Wiley & Sons.
- Weiss, H. (Hrsg.) (2000): *Frühförderung mit Kindern und Familien in Armutslagen*. München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Werner, E.E. (1999): Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz. In: G. Opp, M. Fingerle & A. Freytag (Hrsg.): *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz* (S. 25-36). München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Werner, E.E. (2002): Kinder aus sehr ungünstigen Lebensverhältnissen – Welche Lebensumstände schützen ihre psychische Entwicklung? In: Beck u.a. 2002 (S. 43-51)
- Wolff Metternich, T. u.a.: PEP – Ein Präventionsprogramm für drei- bis sechsjährige Kinder mit expansivem Problemverhalten. In: *Kindheit und Entwicklung*, April 2002 Vol. 11, No. 2, 98-106
- Zeanah, C.H., Boris, N.W. & Larrieu, J.A. (1997). Infant development and developmental risk: A review of the past 10 years. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 36, 165-178. In: Scheithauer H, Petermann, F., 1999

Arme Familien in der Beratung

Stephan Baerwolff

Systemische Beratung mit armen Familien

Das Schlagwort der „Zwei-Drittel-Gesellschaft“ weist auf die sich verschärfende soziale Ungleichheit in unserer Gesellschaft hin. Will Erziehungsberatung sich dem gesellschaftlichen Trend entziehen, muss sie auch den Zugang zu sozial benachteiligten Familien finden.

Während die Anfänge der Erziehungsberatung noch explizit von der Frage geprägt waren, wie man armen Familien und ihren Kindern helfen könne (hierfür stehen die Namen Adler und Aichhorn), verlor sich dieses Interesse im weiteren Verlauf der Psychotherapie-Geschichte (und der von ihr geprägten Erziehungsberatung). So ist es nicht verwunderlich, dass man heute, etwa 100 Jahre später, als eines der eindeutigen Ergebnisse der empirischen Psychotherapieforschung festhalten muss: Psychotherapie hilft besonders denen, die sozial privilegiert sind. Diese Erkenntnis erscheint gewissermaßen kondensiert im Begriff des idealen Klienten, des sog. YAVIS-Patienten, der jung, attraktiv, sprachlich gewandt, intelligent und sozial erfolgreich ist. „Unterschicht“-Angehörigen dagegen werden von TherapeutInnen Eigenschaften zugeschrieben, die sie als ungeeignet für Therapie erscheinen lassen. Hierzu liegen zahlreiche empirische Untersuchungen vor (vgl. Thomas, 1986, S. 212 ff.). M.E. spiegelt das Ausbleiben von Erfolgen bei sozial benachteiligten KlientInnen aber eher die Unfähigkeit herkömmlicher Therapie- und Beratungsangebote wider, sich auf diese Klientel einzustellen, als dass es die prinzipielle „Nicht-Beratbarkeit“ von armen Familien beweist.

Zum Glück für die betroffenen Familien hat die Erziehungsberatung durch ihre Einbindung in die Jugendhilfe immer eine andere Perspektive auf Menschen in Armut gehabt als die rein psychotherapeutisch ausgerichtete freie Praxis. Dennoch wird auch in unserem beruflichen Kontext seit vielen Jahren darüber diskutiert, ob und inwieweit unsere Beratungsangebote auch sozial Benachteiligten zugute kommen. Der Vorwurf der Mittelschichtorientierung wurde dabei begleitet von Reformvorschlägen und deren Realisierung in Veränderungen, die vor allem die *äußeren* Rahmenbedingungen betrafen (Stichworte: Geh- statt Komm-Struktur, Vernetzung der Dienste, Öffentlichkeitsarbeit usw.). In diesem Beitrag möchte ich mich auf den *Beratungsprozess selbst* konzentrieren und zeigen, welche Chancen der systemische Beratungsansatz für die Arbeit mit armen Familien bietet. Der Beitrag ergänzt also sowohl die Darstellung anderer fachlicher Wurzeln der

Arbeit mit armen Familien (z.B. Gemeinde-Psychologie, Bindungstheorie) als auch die Beschreibung konkreter organisatorischer Schritte und Projekte, wie sie sich in diesem Band finden.

Der systemische Ansatz

Im Folgenden möchte ich zunächst mein Verständnis des systemischen Ansatzes skizzieren. Dies scheint mir um so notwendiger, als der Begriff „systemisch“ mit zunehmender Popularität immer unschärfer wird.

Als europäische Geburtsstunde dessen, was wir heute unter systemischem Ansatz verstehen, könnte man den Züricher Kongress für Familientherapie 1981 ansehen (vgl. Ludewig, 1995): Damals führte Paul Dell in einem Vortrag die Ideen des chilenischen Neuro-Biologen Humberto Maturana in den familientherapeutischen Bereich ein und folgerte, die bislang von FamilientherapeutInnen selbstverständlich benutzten Kategorien wie „Regeln“, „Familiengleichgewicht“, „Grenzen“ und „Kommunikationsmuster“ seien keine Eigenschaften des *beobachteten Systems*, sondern Konstruktionen von (uns) *BeobachterInnen*. Diese verstörende Behauptung lenkte in der Folge das Interesse auf erkenntnistheoretische Fragen und deren praktische Folgen für die klinische Praxis und löste die so genannte konstruktivistische Wende und die Herausbildung eines eigenständigen (von seinen familientherapeutischen Wurzeln unterschiedenen) systemischen Ansatzes aus. Die für die klinische Theoriebildung wesentlichen Aussagen Maturanas lauten kurz zusammengefasst (vgl. Maturana, 1982):

Das Nervensystem arbeitet ausschließlich mit eigenen Impulsen und hat keinen direkten Zugang zu einer außerhalb existierenden Wirklichkeit (operationale Schließung). Außenreize können das Nervensystem anregen, doch wird das Ergebnis dieser Anregung entscheidend von dem augenblicklichen Zustand des Nervensystems abhängen (strukturelle Determiniertheit). Eine gezielte Beeinflussung von außen oder ein Transport von Informationen nach dem technischen Informations-Übertragungs-Modell ist daher in menschlichen Interaktionen nicht möglich (Unmöglichkeit instruktiver Interaktion).

Diese Thesen Maturanas bilden zusammen mit den Ideen anderer Theoretiker wie Heinz von Foerster und Ernst von Glasersfeld das Kernstück des konstruktivistischen Diskurses, der in den 80er Jahren von interessierten Klinikern aufgenommen wurde. So verknüpfte etwa in Deutschland Kurt Ludewig (vgl. Ludewig, 1992) die Ideen Maturanas mit Überlegungen aus Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme zu einem systemischen Ansatz klinischer Tätigkeit.

In den neunziger Jahren wurde das systemische Denken zusätzlich durch

sozial-konstruktionistische Ideen angeregt (vgl. Gergen, 1994). Sie betonen die Bedeutung herrschender Diskurse für die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Demzufolge bildet Sprache nicht einfach Wirklichkeit ab, sondern bringt sie aktiv hervor. Da wir mit unserer Geburt in eine bereits existierende Welt voller Diskurse und Geschichten hineinversetzt werden, sind wir gezwungen, uns in unseren individuellen Konstruktionen von „Wirklichkeit“ an diese herrschenden Diskurse anzuschließen. Dabei macht es einen erheblichen Unterschied, im Zusammenhang welchen Diskurses z.B. ein problematisches Verhalten gedeutet wird (etwa als Burn-out-Syndrom, Zeichen endogener Depression, Midlife-Crisis, Ausdruck postmodernen Werteverlusts, frühe Störung, Strafe Gottes usw.).

Gemeinsam ist den einem solchen systemischen Ansatz zugrunde liegenden Annahmen, dass sie eine naive Vorstellung von „Wirklichkeit“ hinterfragen und die Unterscheidungen, Annahmen und Prämissen, die unsere Konstruktionen ermöglichen, in den Vordergrund rücken. Damit können aber auch ExpertInnen nicht mehr selbstverständlich für sich in Anspruch nehmen, einen privilegierten Zugang zur „Wirklichkeit“ (z.B. ihrer KlientInnen) zu haben. Die Kehrseite dieses Machtverlusts liegt in dem Gewinn an Flexibilität und der Eröffnung neuer Möglichkeiten, wenn BeraterInnen eigene, für selbstverständlich angenommene Prämissen in Frage stellen. Im Folgenden möchte ich dies an drei Beispielen verdeutlichen und dabei zugleich drei Haltungen vorstellen, die den systemischen Ansatz charakterisieren:

Anliegenorientierung

Das herkömmliche strukturalistische Denken zeichnet sich durch die Unterscheidung von Oberfläche und Tiefe aus (vgl. De Shazer, 1996). Demzufolge ist das Symptom Ausdruck eines auf einer anderen Ebene angesiedelten (tiefer liegenden) Konflikts. Gut illustrieren lässt sich dies am Beispiel der strukturellen Familientherapie Minuchins (vgl. Minuchin, 1977): Probleme einzelner Familienmitglieder werden als Symptom einer nicht intakten Familienstruktur gesehen, d.h. als Ergebnisse unklarer Grenzziehung zwischen den Subsystemen. Diese „tiefere Wahrheit“ ist den Beteiligten nicht zugänglich, wohl aber den TherapeutInnen. Aus ihrer Diagnose leitet sich dann auch das Ziel (die Wiederherstellung einer „gesunden“ Struktur) ab.

Wie bereits deutlich geworden ist, verlässt systemisches Denken diesen strukturalistischen Standpunkt: Wenn niemand mehr einen privilegierten Zugang zu *der* Wirklichkeit für sich beanspruchen kann, wird die Diagnose oder Hypothese der BeraterInnen zu einer von vielen Beschreibungen, die erkenntnistheoretisch keinen anderen Stellenwert haben als die Selbstbe-

schreibungen der KlientInnen. In diesem Sinne wären die Ideen der BeraterInnen dann Angebote, die sie im Beratungsprozess in einen Dialog grundsätzlich gleichberechtigter Partner einbringen. Damit verliert die BeraterIn aber die Legitimation, die Ziele der Beratung festzulegen, und die Frage rückt in den Vordergrund, was die *KlientInnen* wünschen. Kurt Ludewig spricht daher von KundInnen, da KlientInnen für kundig gehalten werden, selbst zu bestimmen, was für sie gut und erstrebenswert ist (vgl. Ludewig, 1992, S.195). KlientInnen sind in diesem Sinne die ExpertInnen für die Wahl ihrer Ziele, BeraterInnen stellen den Rahmen bereit, in dem sich neue Möglichkeiten zur Erreichung dieser Ziele entfalten können. *Darin* besteht ihr Expertentum, nicht in der Festlegung der Beratungsziele.

Dementsprechend nimmt in der systemischen Beratung die Klärung des *Anliegens* der KlientInnen eine zentrale Stellung ein. Erst, wenn dieses geklärt ist (wobei sich im Beratungsprozess auch Veränderungen ergeben können), kann entschieden werden, ob sich diese Anliegen mit den Mitteln der BeraterInnen zu einem operablen *Auftrag* vereinen lassen. Dieser Auftrag stellt dann das Thema des Beratungsprozesses dar.

Die Klärung der Anliegen ist besonders dann von entscheidender Bedeutung, wenn man es mit KlientInnen zu tun hat, die auf Anraten einer anderen Stelle die EB aufsuchen (vgl. Berg, 1992; Hargens, 1997). Diese Überweiser haben oft Ansichten über das Problem und, ihrer eigenen Situation entsprechend, Anliegen, die denen der KlientInnen widersprechen. So möchte ein Lehrer vielleicht, dass die Eltern eines Kindes, das im Unterricht stört, ihren Erziehungsstil ändern. Aus der Tatsache, dass sie deswegen in einer Erziehungsberatungsstelle erscheinen, zu schließen, sie teilten dieses Anliegen, wäre fatal. Vielleicht scheuen sie nur den drohenden Schulausschluss oder erhoffen sich, in Zukunft von Telefonanrufen des Lehrers verschont zu bleiben. Nimmt man diese Anliegen ernst, kann sich dennoch eine sinnvolle Beratungsarbeit entwickeln, etwa über Fragen wie: „Was erwartet sich der Lehrer von unserer Zusammenarbeit? Woran würde er merken, dass Sie sich um eine Änderung bemühen? Was müsste geschehen, damit er die Anrufe einstellt?“ usw. (vgl. Berg, 1992).

Die Orientierung an den Anliegen der KlientInnen ist eine sehr praktische Folge der scheinbar abstrakten erkenntnistheoretischen Überlegungen. Sie schlägt sich nieder in einer respektvollen und an den Wünschen und Meinungen der KlientInnen interessierten Haltung der BeraterInnen. Darüber hinaus enthält die Klärung des Anliegens bereits ein stark therapeutisches Element. Denn viele KlientInnen können zwar ihr Problem sehr genau beschreiben, haben aber große Schwierigkeiten, ihre Ziele positiv zu bestimmen. Fragen wie „angenommen, diese Stunde ist zu Ende (bzw.:

Angenommen, Sie sind einige Male hierher gekommen), und Sie würden sagen, es war sinnvoll, was wird dann anders sein?“ haben sich KlientInnen meist noch nicht gestellt und regen daher zu neuen Überlegungen an.

Zukunftsorientierung

Dem herkömmlichen (westlichen) Denken liegt ein linearer Zeitbegriff zugrunde, der Gegenwärtiges aus Vergangenen ableitet und erklärt. Dem entspricht die populäre Vorstellung, dass man ein emotionales oder Verhaltens-Problem erst lösen könne, wenn man seine Entstehungsgeschichte kenne, also die in der Vergangenheit liegenden Ursachen aufdecke. Demgegenüber hatte die Familientherapie mit ihrer Betonung der *gegenwärtigen* Kommunikationsmuster bereits einen wichtigen Anstoß zur Erweiterung dieses Konzeptes gegeben.

Eine noch grundsätzlichere Infragestellung bietet der narrative Ansatz, wie er vor allem von Michael White in das systemische Denken eingeführt wurde (vgl. White, 1989; White und Epston, 1990): Ihm zufolge schreiben Menschen ihren Erfahrungen Bedeutung zu, indem sie sie in Form von Geschichten (Narrativen) organisieren. Die Rolle der Zeit in solchen Erzählungen (also auch in Lebensgeschichten) erweist sich dabei als komplex: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden ein miteinander verwobenes Ganzes, das dem einzelnen Menschen das Gefühl von Kontinuität und Sinn verleiht. Dabei kann die Veränderung *irgendeines* Teils dieses Zeitgefüges die Veränderung der gesamten Geschichte auslösen (vgl. Boscolo und Bertrando, 1994). Dies steht im Einklang mit der Erfahrung, dass sowohl therapeutische Ansätze wirksam sind, die sich eher auf eine veränderte Bedeutungsgebung der Vergangenheit (z.B. Psychoanalyse) konzentrieren, als auch solche, die eher auf die Gegenwart fokussieren (z.B. Familientherapie). Gleichzeitig legt der narrative Ansatz aber die Überlegung nahe, dass auch eine Veränderung der Zukunftsperspektive die gesamte Erzählung (und damit auch die Bedeutung von Vergangenheit und Gegenwart) ändern können. Beispielsweise gibt der Eintritt in eine Glaubensgemeinschaft, die Menschen nach einem aufopferungsvollen Leben den Eintritt ins Paradies verheißt, der bisher als leidvoll erlebten Vergangenheit und Gegenwart plötzlich einen Sinn und lässt die Probleme geradezu als notwendig für das bevorstehende Glück erscheinen. Auch macht es einen entscheidenden Unterschied, ob man z.B. gegenwärtige Schwierigkeiten mit seinen heranwachsenden Kindern als Beginn einer kriminellen Laufbahn oder als Übergangskrise, d.h. als Zeichen der Ablösung und des Selbstständigwerdens deutet.

Der narrative Rahmen, in den man eigene Erfahrungen einordnet, hat also großen Einfluss auf das gegenwärtige Erleben. In diesem Rahmen stellt auch die Zukunft einen in herkömmlichen Therapiekonzepten meist unterschätzten Aspekt dar. Diesen „blinden Fleck“ teilen dabei BeraterInnen mit ihren KlientInnen: Erstere konzentrieren sich meist mehr auf vergangene und gegenwärtige Muster und erwarten, dass sich aus deren Bearbeitung eine befriedigendere Zukunft ergeben wird. KlientInnen haben oft keine genauen Vorstellungen von ihren Zielen und Zukunftsperspektiven und können somit auch keine geeigneten Veränderungsschritte einleiten. Demgegenüber haben innovative Praktiker wie Steve de Shazer gezeigt, dass BeraterInnen durch das Fokussieren auf zukünftige Lösungen Veränderungen anstoßen können, auch ohne die Genese des Problems zu kennen (vgl. De Shazer, 1989). Zukunftsfragen helfen dabei nicht nur, das Anliegen der KlientInnen zu klären (siehe den vorangegangenen Abschnitt), sondern ermöglichen es, ein Lösungsszenario zu entwerfen, das konkret genug ist, dass sich daraus Schritte zur Veränderung ableiten lassen. Außerdem erzeugt das Gespräch über eine befriedigende Zukunft meist eine hoffnungsvollere Atmosphäre und damit einen günstigen affektiven Hintergrund, um die eigene Geschichte in der gewünschten Richtung zu verändern. Zukunftsorientierte Fragen wie die „Wunderfrage“ („Angenommen, es würde eines Nachts, während Sie schlafen, ein Wunder geschehen, und Ihr Problem wäre gelöst. Wie würden Sie das merken? Was wäre anders?“ De Shazer, 1989, S.24) sind daher inzwischen zu einer Art „Markenzeichen“ des systemischen Ansatzes geworden. Demgegenüber möchte ich betonen, dass systemische Beratung keine Einengung auf die Zukunftsperspektive vorschreibt. Vielmehr eröffnet das Verständnis des komplexen Zusammenhangs der Zeitdimensionen neue Optionen, ohne z.B. die Beschäftigung mit der lebensgeschichtlichen Vergangenheit auszuschließen. SystemikerInnen (wie viele PsychoanalytikerInnen auch) sind sich dabei aber bewusst, dass es nicht um die Rekonstruktion der „wahren“ Geschichte gehen kann, sondern um die gemeinsame Konstruktion einer Erzählung, die die Erfahrungen der KlientInnen integriert und ihnen das Gefühl von Kontinuität, Sinnhaftigkeit und Handlungsfähigkeit ermöglicht.

Ressourcenorientierung

Auch für das Verständnis der Beziehung von Problem und Lösung eröffnet der narrative Ansatz interessante Möglichkeiten: Wenn Menschen das Gefühl ihrer Identität dadurch gewinnen, dass sie ihre Erfahrungen sprachlich als Selbst-Erzählung repräsentieren, bedeutet dies zugleich, dass es unmöglich

ist, alle Erfahrungen in dieser Geschichte aufzunehmen. Zu einer Quelle von Problemen werden Erzählungen dann, wenn problematische Selbstbeschreibungen überhand nehmen, die es dann nicht mehr erlauben, alternative Erfahrungen wahrzunehmen und in die Lebensgeschichte einzubinden. Solche problemgesättigten und an Defiziten orientierten „dominant stories“ (vgl. White, 1989) neigen also dazu, sich selbst aufrechtzuerhalten, indem sie alternative Erfahrungen herausfiltern und zudem als Handlungsanleitung den Verhaltensspielraum einschränken. Wer sich etwa als ängstlich und schüchtern beschreibt, wird eine Geschichte von unangenehmen Erlebnissen im Zusammenhang mit sozialen Kontakten erzählen und wahrscheinlich diese Situationen auch in Zukunft meiden (also keine korrigierende Erfahrung machen können). Gegenüber dieser Geschichte ist die gesamte Erfahrung viel reichhaltiger und enthält wahrscheinlich Elemente (z.B. auch befriedigende soziale Erlebnisse, Erfahrungen von sozialer Kompetenz usw.), die, würden sie in die dominant story eingebunden, diese verändern könnten.

Da KlientInnen dazu neigen, in Beratungsgesprächen (die sie ja wegen eines Problems aufsuchen) problemgesättigte Geschichten zu präsentieren, würden BeraterInnen den oben benannten Teufelskreis ungewollt aufrechterhalten, wenn sie sich ebenso ausschließlich von einer defizitorientierten Sichtweise leiten ließen. Diese wird etwa durch ein medizinisches Modell nahe gelegt, das vor allen Veränderungsüberlegungen eine genaue Analyse des Problems fordert. Allzu leicht trägt dann die Beraterin durch ihren kommunikativen Beitrag (etwa Fragen, die ausschließlich um das Problem kreisen) zu einer Stabilisierung der Problem-Erzählung bei. Demgegenüber hilft das narrative Denken, diese Einseitigkeit zu überwinden und den Blick auch auf die Ressourcen zu richten. Hierbei haben sich Fragen bewährt, die

- Fähigkeiten der KlientInnen betonen, auch wenn sie zunächst nichts mit den problematischen Bereichen zu tun haben. Vielleicht können sie aber bei deren Lösung helfen oder verweisen zumindest darauf, dass das Problem nicht die gesamte Geschichte beherrscht.
- Ausnahmen vom Problem identifizieren helfen. Meist gibt es Zeiten oder Situationen, in denen das Problem nicht auftritt, die aber von KlientInnen „übersehen“ werden, weil sie nicht der dominant story entsprechen. Diese Ausnahmen können wichtige Bausteine für eine zukünftige Lösung darstellen, indem ihre Bedingungsfaktoren untersucht und möglicherweise als Regelfall etabliert werden (vgl. De Shazer, 1989). Fragen nach der Bedeutung dieser Ausnahmen („Wie erklären sie sich, dass Sie damals das Problem überwinden konnten? Was sagt das über Sie aus?“) können überdies KlientInnen helfen, diese Erfahrungen in ihre Selbst-Erzählung

zu integrieren (die sich dadurch verändert) (vgl. White, 1989).

- Veränderungen benennen helfen, die eine Entwicklung hin auf eine Lösung anzeigen könnten. Oftmals ist die Problem-Erzählung derart dominant, dass KlientInnen Veränderungsschritte (die z.B. im Laufe einer Beratung geschehen) erst sprachlich repräsentieren, wenn sie ausdrücklich danach gefragt werden bzw. wenn BeraterInnen wachsam kleine Andeutungen aufnehmen und ins Gespräch einbringen. Fragen nach Art und Bedeutung dieser Veränderungen („Wie haben Sie das geschafft? Worauf haben Sie dabei zurückgegriffen?“) können die Entwicklung einer alternativen Erzählung anregen, die dann wiederum weitere Veränderungsschritte ermöglicht. Für das Gespräch über Veränderungen eignen sich besonders so genannte Skalierungsfragen (vgl. Berg, 1992), in denen KlientInnen eine Dimension (z.B.: gewünschtes Verhalten, Zuversicht, Selbstvertrauen usw.) auf einer Skala von 1 bis 10 zu verschiedenen Zeitpunkten einschätzen.

Während unter dem Einfluss des medizinischen Modells die Diagnose der Defizite lange Zeit im Zentrum psychotherapeutischen Denkens stand, erfuhr die Beachtung der Ressourcen in jüngster Zeit durch die empirische Therapieforchung einen unerwarteten Aufschwung. Als Beispiel mögen die einflussreichen Arbeiten Klaus Grawes dienen: Als Quintessenz seiner vielbeachteten Übersichtsarbeit zur Therapieforchung (vgl. Grawe; Donati; Bernauer, 1994) erschien die Ressourcenaktivierung als einer der vier Wirkfaktoren, die den Therapieerfolg ausmachen. 1999 war die Ressourcenaktivierung sogar zum „Star“ unter den Wirkfaktoren aufgestiegen, dem Grawe einen eigenen Artikel widmete (vgl. Grawe; Grawe-Gerber, 1999), in dem die Ressourcenaktivierung bereits im Untertitel als „primäres Wirkprinzip“ bezeichnet wird.

Auch hier sei angemerkt, dass es nicht um eine ausschließlich lösungsorientierte Haltung und das Vermeiden jeglichen Sprechens über Probleme geht. Vielmehr eröffnet das systemische Denken neue Möglichkeiten, ohne Bewährtes aufgeben zu müssen. Letztlich geht es darum, sich an den KlientInnen zu orientieren und Anregungen einzuführen, die ihnen angemessen (also weder zu verschieden noch zu vertraut) sind.

Ich hoffe, deutlich gemacht zu haben, dass „systemisch“ hier, ausgehend von erkenntnistheoretischen Überlegungen, ein bestimmtes Menschenbild und Verständnis von Therapie umfasst. Auf der Ebene der „Technik“ sind in diesem Rahmen bestimmte spezifische Vorgehensweisen entwickelt worden (spezielle Frageformen, Reflecting Team, Familienbrett usw.), doch lassen sich auch Techniken aus anderen Therapie- und Beratungsansätzen (verhal-

tenstherapeutische Übungen, Rollenspiele, Arbeit mit dem „leeren Stuhl“, Einbezug kreativer Medien wie Zeichnungen, Puppenspiel usw.) in ein systemisches Beratungsverständnis integrieren (vgl. Ludewig, 1992, S. 136 ff.; Bischof, 1993).

Zum Begriff der „armen Familie“

Im Folgenden möchte ich zeigen, warum mir der oben skizzierte systemische Ansatz geeignet scheint, gerade KlientInnen aus armen Familien zu erreichen. Nach den vorausgegangenen Ausführungen dürfte klar sein, dass SystemikerInnen eine Kategorie wie „arme Familie“ nicht als Teil einer „Wirklichkeit dort draußen“ betrachten. Vielmehr handelt es sich in diesem Sinne um die Konstruktion einer BeobachterIn, mit der sie die gesellschaftlich erzeugte „Wirklichkeit“ zu beschreiben sucht. Obwohl der Begriff „arme Familie“ dies nahe zu legen scheint, schließt systemisches Denken gerade die Annahme aus, Mitglieder armer Familien seien durch bestimmte Eigenschaften oder Wesensmerkmale gekennzeichnet*. Allerdings erscheint es plausibel anzunehmen, dass Menschen, die in ähnlichen gesellschaftlichen Verhältnissen leben (hier: niedrige Entlohnung, einfache und eher mechanische Arbeit mit wenig Gestaltungsspielraum, einfache Wohnverhältnisse, geringe Schulbildung usw.) einen gemeinsamen Rahmen für die Konstruktion ihrer persönlichen Geschichten und die dazu passenden Verhaltensmuster vorfinden. Eine Beschreibung dieser Muster als defizitär ist damit aber nicht impliziert, sondern bedeutet m. E. eine unangemessene Wertung, da sie die Muster aus ihrem Kontext löst und an den Kriterien einer anderen Lebenslage (Schicht, Kultur) misst.

Im Folgenden werde ich versuchen, die Lebenslagen armer Familien und die damit verbundenen Einstellungen, Verhaltensweisen usw. der Mitglieder dieser Familien (wie sie ihnen in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen zugeschrieben werden) zu skizzieren und die Möglichkeiten, die der systemische Ansatz für den Umgang damit bietet, erläutern. Ich bin mir bewusst, dass es sich dabei um einen Balanceakt handelt: Auf der einen Seite droht der Vorwurf, man würde „arme Familien“ stigmatisieren und sie in ein klischeeartiges Wahrnehmungsmuster pressen. Auf der anderen Seite

* Begriffe wie „Familien in Armutslagen“ oder „von Armut betroffene Familien“ sollen diesen Eindruck vermeiden, klingen in meinen Ohren aber allzu bemüht und gestelzt. Auch können sie das Paradox nicht umgehen, dass im Hintergrund eines nicht stigmatisierenden Begriffes die Stigmatisierung doch unvermeidlich mit aufscheint (ähnlich wie bei der Aufforderung: „Denk nicht an blau!“). Daher bevorzuge ich die einfache Bezeichnung „arme Familien“. Vielleicht steht dahinter eine ähnlich motivierte Gegenreaktion wie wenn Behinderte sich Krüppel, Homosexuelle sich Schwule und Prostituierte sich Huren nennen.

scheint mir die Gefahr zu lauern, unter dem Motto „alle Menschen sind gleich“ subkulturelle Unterschiede (und Ausgrenzungen) zu ignorieren und so der spezifischen Situation dieser Menschen ebenfalls nicht gerecht zu werden. Das gleiche Problem der Überbetonung bzw. Verleugnung von Unterschieden stellt sich bei der Arbeit mit KlientInnen aus unterschiedlichen Kulturen (vgl. Fisek und Schepker, 1997, S. 397).

Alltags-Theorien von KlientInnen aus armen Familien

In der Mittelschicht verbreitete Ziele wie „Selbstständigkeit“, „individuelle Entfaltung“ und „persönliches Wachstum“ sind für KlientInnen aus armen Familien wenig bedeutsam, da sie in ihrer sozialen Realität ganz andere Werte entwickeln müssen. In ihrem (Arbeits_) Alltag spielen Autonomie und Aufstiegserwartungen keine wesentliche Rolle, vielmehr geht es um die Erhaltung des Status quo, der durch äußere Faktoren und Einschränkungen oft bedroht ist. Während für KlientInnen der Mittelschicht der Begriff der „Veränderung“ also durchaus positiv besetzt ist, haben arme Familien Angst, dass ihr Leben aus den Fugen und alles außer Kontrolle gerät, wenn sich etwas verändert (vgl. Conen, 2002, S. 37). Das Reden über Gefühle oder die Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie hat in diesem eher von äußeren Realitäten bestimmten Leben zunächst keinen besonderen Stellenwert (vgl. Thomas, 1986 S. 225 ff.). Diese KlientInnen suchen die Ursachen für psychische Probleme daher auch eher in äußeren Lebensumständen als in psychischen Strukturen oder frühkindlichen Erlebnissen von Individuen (vgl. Gleiss u.a., 1973, S. 122). Sie wünschen zunächst vor allem eine Verbesserung der äußeren Verhältnisse und müssen die Fokussierung auf innere Konflikte durch BeraterInnen als unpassend oder sogar bedrohlich erleben. Die Äußerung von Gefühlen ist für arme KlientInnen nämlich eng verbunden mit dem Eingeständnis von „Schwäche“ und „Misserfolg“ (vgl. Thomas, 1986, S. 301). Es liegt nahe, dass gefühlsfokussierende BeraterInnen, die diese Haltung als persönlichkeitsbedingten Widerstand deuten (und nicht als Teil eines kulturspezifischen Verhaltens), eher keine gute Beziehung zu diesen KlientInnen herstellen werden (vgl. ebd., S. 366 f. über Selektionsfaktoren und „heimliche Rausschmisse“). Umgekehrt reagieren arme KlientInnen auf psychoanalytische Deutungen oft mit: „Na und?“, wenn sie nicht sogar gekränkt sind (vgl. ebd., S. 336 und 301). Sie erwarten praktikable Hinweise zur Lösung ihrer gegenwärtigen Probleme und können nicht nachvollziehen, was ihnen dabei die Einsicht in innere Konflikte (und

deren Bezug zu ihrer Vergangenheit) nutzen könnte.

Der systemische Ansatz macht keine Annahmen über die „wahren“ Ursachen von Problemen, sondern begegnet aufgrund seiner konstruktivistischen Grundorientierung allen Erklärungs-Konzepten von KlientInnen offen und mit „respektvoller Neugier“ (vgl. Cecchin, 1988). Systemische BeraterInnen müssen sich daher in der Frage „Bearbeitung innerer Konflikte vs. äußerer Realität“ auch nicht auf eine Seite schlagen, sondern können dem Anliegen der KlientInnen folgen. Das systemische Vorgehen, lösungsorientiert gemeinsam mit den KlientInnen die Lebensumstände zu betrachten, um Zielvorstellungen zu konkretisieren bzw. nach befriedigenden Erfahrungen in der Vergangenheit zu forschen, kommt den Erwartungen armer Familien daher meiner Erfahrung nach sehr entgegen. Ebenso kann ich die Beobachtung bestätigen, dass, folgt man den Anliegen und Erklärungsmustern dieser KlientInnen, diese sich im beraterischen Kontext schon bald offen und auch emotional mitteilen und ihr eigenes Denken, Fühlen und Verhalten reflektieren (vgl. Thomas, 1986, S. 339). Damit arme Familien aber eine Vertrauensbeziehung zu BeraterInnen aufbauen können, müssen sie die Erfahrung gemacht haben, dass auch ihr Misstrauen und ihre Angst vor Veränderung als verständlich und ihrer Lebenslage angemessen (z. B. als Schutz vor weiteren Enttäuschungen) gesehen und akzeptiert werden (vgl. Conen, 2002, S. 43). Dies fordert von der BeraterIn, sich von den durch die eigene Mittelschicht-Zugehörigkeit geprägten Vorstellungen (Veränderung sei „gut“, Nicht-Veränderung bedeute „Widerstand“) zu lösen.

Dafür spricht auch ein anderes Beispiel: So konnte die Resilienz-Forschung* zeigen, dass eine durch elterliche Kontrolle und Disziplin gekennzeichnete Erziehung bei Kindern aus Mittelschicht-Familien negative Auswirkungen hat, bei armen Familien aber einen positiven Schutzfaktor darstellt (vermutlich, weil es den Kindern im vielfältigen Durcheinander Halt und Orientierung sichert) (vgl. Conen, 2002, S. 24). Anders ausgedrückt: Ein Erziehungsstil, der auch von den meisten BeraterInnen wohl nicht gerade favorisiert werden dürfte, erweist sich in armen Familien als funktional. Wie die Überlegungen zur Erkenntnistheorie am Anfang dieses Beitrags geben auch solche empirischen Ergebnisse uns „ExpertInnen“ Anlass zu Bescheidenheit beim Beurteilen und Bewerten. Der Zusammenhang mit dem, was an anderer Stelle in diesem Band als „interkulturelle Kompetenz“ beschrieben wird, dürfte evident sein.

Erwartungen armer Familien an Beratung

Entsprechend dem obigen Erklärungsansatz der KlientInnen aus armen Familien aber auch im Einklang mit ihrem kurzfristigeren Planungsverhalten (vgl. Gottschalch, 1971, S.81) erwarten sie von der Beratung eine schnelle Beseitigung der Symptome durch eine aktiv (be)handelnde, als Mensch „fassbare“ BeraterIn (vgl. Thomas, 1986, S. 254, 269 ff.; Gleiss, 1973, S. 148 ff.). Nicht allzu verwunderlich ist daher, dass diese KlientInnen in „klassischen“ Therapieverfahren die Therapie häufiger abbrechen als Mittelschicht-angehörige (vgl. Gleiss 1973, S. 147; Thomas, 1986, S. 379 f.). Empirisch gut belegt ist ebenfalls, dass als Passivität erlebtes TherapeutInnenverhalten eine wichtige Ursache für Therapieabbrüche armer KlientInnen darstellt (vgl. Thomas, 1986, S. 363 ff.). Gleichzeitig zeigen Untersuchungen dieser AbbrecherInnen, dass sie in erstaunlichem Maße mit den erreichten Veränderungen zufrieden sind (im Gegensatz zu ihren TherapeutInnen) (vgl. ebd., S.193 f.; Talmon, 1990, S. 9 ff.). Die systemische Annahme, dass es genügen kann, den Veränderungsprozess anzustoßen und einen *kleinen* Unterschied zu erreichen, den die KlientInnen sich als Verdienst anrechnen, entspricht also anscheinend den alltagspraktischen Veränderungswünschen dieser Klientel, die nicht von der Annahme ausgeht, in einem langen therapeutischen Prozess Einsicht in ihre individuelle Dynamik gewinnen zu müssen, um ihre Probleme zu lösen. Insofern kommt ihnen ein kurztherapeutischer, primär verhaltensorientierter Ansatz entgegen, der auf kleine überschaubare Ziele fokussiert. Dies gilt insbesondere deswegen, weil KlientInnen so einen sinnvollen Anstoß auch dann erhalten, wenn das erste zugleich das letzte Gespräch war (womit bei armen Familien noch eher zu rechnen ist als bei anderer „Kundschaft“*).

Wenn man bei armen Familien also kaum damit rechnen kann, dass sich diese einem langen, kontinuierlichen Beratungsprozess unterziehen, machen wir doch in unserer Erziehungsberatungsstelle die Erfahrung, dass es gelingen kann, eine Beziehung herzustellen, in der die Familien entweder in größeren Abständen über längere Zeit kommen oder aber immer wieder einmal, dann jeweils intensiv für einige Zeit während einer Krise. Auf beide Arten bleiben die Familien also an die BeraterInnen „gebunden“, sodass man von einer „niedersrequenten Langzeit-Beratung“ oder von „langfristiger

* Selbst wenn der systemische Ansatz Kurztherapie für *möglich* erachtet, wäre aber die Etablierung von Kurztherapie als *Regelfall* im Rahmen von Sparpolitik nicht die Konsequenz, sondern ein grobes Missverständnis systemischen Denkens, dem es ja gerade um die Erweiterung, nicht die Einschränkung von Möglichkeiten geht!

Kurzzeit-Beratung“ sprechen könnte. Systemisches Denken (mit seiner Betonung der Anliegen-Orientierung) kann BeraterInnen befähigen, sich auf diese subkulturell geprägten Eigenarten der Klientel einzustellen, statt sich nur an den eigenen Vorstellungen von einem „wohlgestalteten“ Beratungsprozess auszurichten.

Beispiel: Eine Klientin, die ich seit vier Jahren mit jeweils ca. acht Kontakten im Jahr begleite, ist allein erziehende Mutter von drei Kindern, die von zwei verschiedenen Vätern stammen. Ihr jüngstes Kind ist in seiner Entwicklung stark retardiert, ihr mittlerer Sohn lebt zur Pflege in einer Lebensgemeinschaft, mit ihrer 17-jährigen Tochter streitet sie ständig, da die ihr Sachen wegnimmt. Sie selbst ist in einem Heim aufgewachsen, verfügt über keinerlei berufliche Qualifikation, lebt von Sozialhilfe in einem armen Stadtviertel („sozialer Brennpunkt“) und hatte zu Beginn der Beratung keine Freundschaften. Zu den bisher genannten Einschränkungen kommen körperliche Beschwerden (Gelenkverschleiß) hinzu, die ihr Vermögen, ihren Alltag zu bewältigen, reduzieren. So fiel es ihr schwer, ihre Wohnung in Ordnung zu bringen, was ihr schon Ärger mit ihrem Vermieter einbrachte. Am meisten Streit aber hatte sie mit dem Jugendamt und den „Pflegeeltern“, von denen sie sich aus der Erziehung ihres Sohnes ausgeschlossen fühlte.

Die bisherige Schilderung erscheint als Anhäufung von Problemen und Defiziten, die einen auch als Berater entmutigen kann. Umso wichtiger war es deswegen zu entdecken, dass die Klientin eine sehr hilfsbereite und sozial engagierte Frau war, die gelegentlich für eine gemeinnützige Organisation arbeitete und dies gern noch mehr getan hätte. Ich versuchte dieses Engagement zu unterstützen, da sie daraus eine Menge Kraft und Bestätigung zu ziehen schien, die ihr sonst gänzlich fehlte. So besprachen wir zu Beginn oft, wie sie die äußeren und inneren Hindernisse überwinden könnte, um sich Zeit für diese Tätigkeit zu sichern und sich damit einen persönlichen Freiraum zu schaffen. Mir schien die Stärkung dieser Ressource bedeutsam, obwohl ihre schwärmerische Verehrung für einzelne Mitarbeiter der Hilfsorganisation und deren technische Ausrüstung skurrile Formen annahm. So erinnerte ihre Begeisterung oft eher an einen Teenager als an eine erwachsene Frau und hätte daher reichlich Anlass zu einer pathologisierenden Betrachtungsweise geben können. Doch konnte sie in diesem sozialen Raum Erfahrungen der Anerkennung machen, die ich in unseren Gesprächen zu vertiefen suchte. Da sie mich im Laufe der Zeit offenbar als wohlwollenden Gesprächspartner empfand, konnte sie auch einige meiner vorsichtigen Anregungen (z. B. weiterhin den Kontakt zu ihrem Sohn aufrecht zu erhalten, obwohl sie sich durch ihn gekränkt fühlte) annehmen. Sie fand außerdem eine Freundin, reduzierte den Streit mit Institutionen und richtete sich

langsam ihre Wohnung gemütlicher ein.

Das Fallbeispiel zeigt also sicherlich keinen Beratungsprozess, der in einem Geniestreich alle Probleme löste (so hält der Streit mit ihrer Tochter an und wird sich vermutlich erst mit deren Auszug verringern). Es soll vielmehr darauf verweisen, dass es mit relativ begrenztem Aufwand und einer ressourcenorientierten Haltung möglich ist, auch Menschen in schwierigen sozialen Lagen so zu unterstützen, dass heftige Eskalationen vermieden werden und sie ihr Leben befriedigender gestalten können, zumindest einigermaßen „über die Runden kommen“, was gewiss besonders den betroffenen Kindern nützt.

Fragen, Kommentare, Hausaufgaben

Dem Wunsch armer Familien nach aktiv behandelnden BeraterInnen trägt der systemische Ansatz insofern Rechnung, als die BeraterInnen durch Fragen, Kommentare und Hausaufgaben *aktiv* den Beratungsprozess strukturieren und dabei zugleich die Eigenaktivität der KlientInnen anregen.

Konstruktive Fragen befriedigen zunächst das Bedürfnis der KlientInnen nach „Führung“ und Strukturierung durch die TherapeutInnen. Konstruktive Fragen helfen KlientInnen, neue Perspektiven, Bedeutungen und Verhaltensmöglichkeiten zu erzeugen. „Konstruktiv“ sind solche Fragen, auf die KlientInnen nicht schon fertige Antworten haben, sondern die sie anregen, Antworten neu zu konstruieren. Als „angemessen ungewöhnliche“ Fragen erweisen sich oft Fragen nach Ausnahmen vom Problem, Zukunftsfragen, hypothetische Fragen, zirkuläre Fragen usw. Ob eine konkrete Frage allerdings „konstruktiv“ ist, lässt sich ihr nicht von vornherein ansehen, sondern erweist sich erst im Nachhinein an der Reaktion der KlientInnen. Weil diese Fragen jedoch nicht trivial sind (d.h., die Antworten nicht schon fertig parat liegen), regen sie die KlientInnen zugleich an, selbst neue Geschichten zu konstruieren und dadurch aus ihrer Passivität und Fixierung auf die „Autorität“ der BeraterIn herauszutreten. Die konstruktivistische Überzeugung, dass Erfahrungen nicht die *eine* „wahre“ Bedeutung haben, sensibilisiert BeraterInnen dafür, in dem Beratungsprozess gemeinsam mit den KlientInnen nach neuen Bedeutungen zu suchen, die neue Möglichkeiten eröffnen können. Wie wichtig dies gerade für arme Familien ist, zeigt die Aussage der Autoren der vielleicht bedeutendsten Studie der Resilienz-Forschung (einer Längsschnitt-Untersuchung auf der Hawaii-Insel Kauai von Werner und Smith), wonach nicht die belastenden Umstände, unter denen arme Familien leben, an sich, sondern auch und gerade die Bedeutungen, die die Familien den Ereignissen geben, entscheidend für die Entwicklung

der Familien sind (vgl. Conen, 2002, S. 21). Trotz ungünstiger Lebensumstände entwickelten sich in der Kauai-Studie ein Drittel der Kinder aus armen Familien zu selbstbewussten, verantwortungsvollen Jugendlichen.

Auch die Betonung der beiden (am Anfang des Beitrags skizzierten) Haltungen steht im Einklang mit den Ergebnissen der Resilienz-Forschung. Fragen im Sinne der Ressourcenorientierung regen die Familien an, über das zu sprechen, was sie sich erhalten wollen, was trotz aller Schwierigkeiten klappt und wo sie Probleme überwinden konnten. Statt sich durch die Konzentration auf die Schwierigkeiten entmutigen zu lassen, können ressourcenorientierte Fragen helfen, einen realistischen Optimismus und die Hoffnung zu entwickeln, die Krisen zu meistern, eine Haltung, die resiliente Familien auszeichnet: „Wir werden immer einen Weg finden“ (Conen, 2002, S. 33).

Fragen im Sinne der Zukunftsorientierung regen die Familien an, sich eine Zukunft konkret auszumalen, in der sie ihr Leben befriedigender gestalten. Auch dies kann Hoffnungen wecken und zudem den Familien helfen, konkrete Schritte zu planen. Eine zukunftsorientierte Haltung erwies sich in Untersuchungen zur Resilienz als wichtiger Schutzfaktor: Resiliente Kinder schöpften Hoffnung, indem sie sich auf die Zukunft konzentrierten, wenn sie das Elternhaus verlassen würden, und schmiedeten früh Pläne für die „Zeit danach“ (vgl. Nuber, 1999).

Eine gerade in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen hilfreiche Möglichkeit stellt das Externalisieren von Problemen dar (vgl. White, 1989). Dabei wird den KlientInnen explizit oder implizit (durch die Art der Fragestellung) die Sichtweise angeboten, ihr Problem sei ein Phänomen, das von außen auf sie einwirke (im Gegensatz zu einer Beschreibung als interner Eigenschaft ihrer Person).

Beispiel: Ein zwölfjähriger türkischer Junge war wegen schlechter Schulleistungen in Gefahr, auf eine Sonderschule umgeschult zu werden. Im Gespräch benannte er sein Problem, das ihn davon abhielt, regelmäßig Hausaufgaben zu machen und dem Unterricht zu folgen, als „Ablenkung“. Ich fragte ihn, wozu die „Ablenkung“ ihn überlisten wolle und welche Tricks sie dabei anwende, also was sie ihm z.B. einzureden versuche. Da die Mutter von Fortschritten (seit Bekanntwerden der Umschuldungsdrohung) berichtete, fragte ich ihn, wie es ihm gelungen sei, die „Ablenkung“ zurückzudrängen. Glaube er, dass er oder die „Ablenkung“ stärker sei? Meine er, dass er seinen Weg weitergehen könne und was wäre der nächste Schritt? Da er sich sehr zuversichtlich zeigte, schlug ich ihm vor, weiter wachsam zu sein und zu beobachten, wie die „Ablenkung“ versuche, ihn wieder „rumzukriegen“. Auch dieser Junge schien durch die Art der Fragestellung erleichtert und (obwohl meist eher ernst) lächelte mehrfach verschmitzt.

Das Externalisieren erweist sich gerade bei armen Familien als hilfreich, da diese ihre soziale Lage allzu leicht als persönliches Versagen erleben. Ihr Selbstwert wird dann von einer persönlichen Geschichte untergraben, die als Kette von Niederlagen und Misserfolgen erscheint und die für die Zukunft jegliche Hoffnung verhindert. Das Externalisieren der Armut durch die BeraterIn dagegen bietet der Familie die Möglichkeit, ihre Lage als etwas Äußeres zu sehen, mit dem sie sich konfrontiert sieht, dem sie sich aber auch widersetzen kann (und zwar besser, als wenn sie annähme, ihre Lage wäre ein Teil ihrer Persönlichkeit). Dies hilft armen Familien, eine Haltung einzunehmen, die sich in der Resilienz-Forschung als Schutzfaktor erwiesen hat: Resiliente Menschen „neigen dazu, die Initiative zu ergreifen, aber auch Situationen, die nicht veränderbar oder zu kontrollieren sind, zu akzeptieren und so gut zu meistern, wie es ihnen möglich ist.“ (Conen, 2002, S. 33) Sie schützen ihr Selbstwertgefühl, indem sie nicht vorwiegend sich selbst die Schuld an ihrer misslichen Lage geben, sondern auch externe Faktoren dafür verantwortlich machen (vgl. Nuber, 1999).

Kommentare (Zusammenfassungen am Ende der Sitzung) können dem Bedürfnis von sozial benachteiligten KlientInnen nach Erklärungen, Meinungen und Ratschlägen der TherapeutInnen (vgl. Thomas, 1986, S. 271) entgegenkommen, dabei aber Besserwisserei und oberlehrerhaftes Gehabe vermeiden. Mir scheint, dass es speziell diesen KlientInnen nützt, einzelne ihrer (für sie zunächst unzusammenhängenden) Äußerungen zu einer neuen lösungsorientierten Geschichte zusammenzufügen und dadurch dazu beizutragen, dass sie „Sinn“ und Hoffnung entwickeln können.

Beispiel: Ein achtjähriges Mädchen wurde wegen großer Ängste in unserer Beratungsstelle angemeldet. Die Mutter berichtete, sie leide seit einiger Zeit ebenfalls unter unerklärlichen Ängsten und betrachtete dies als Ursache der Probleme ihrer Tochter. In den letzten Jahren hatten beide ein äußerst bewegtes Leben geführt: Flucht aus der DDR und Trennung von ihrer Familie, Heirat und Scheidung innerhalb eines halben Jahres, Kennenlernen ihres jetzigen Mannes, dessen Ausweisung nach Afrika, Heirat in Afrika und Unsicherheit um seine Rückkehr, Konflikte um eine Abtreibung. Alle diese Veränderungen hatte sie tüchtig und scheinbar unbeschadet überstanden. Im Abschlusskommentar „erklärte“ ich mir ihre jetzigen Ängste als verspätete, aber verständliche Reaktion auf all die verunsichernden Erfahrungen, als eine Art „Druck ablassen“, das jetzt um so eher möglich sei, weil ihr Ehemann äußerst stark und verlässlich erschien. Damit brachte ich verschiedene „Puzzle-Teile“ des Gesprächs in eine Ordnung, die ihren jetzigen Zustand als Übergangsphase zu einem neuen Stadium ohne Symptome kennzeichneten (ein Angebot, das sie offenbar erleichtert annahm).

Zusammenfassungen am Schluss der Beratungssitzung bieten einen guten Rahmen, um armen Familien vor allem Anerkennung für ihre schwierige Lage und ihr Bemühen, damit fertig zu werden, zu geben. Allein diese explizite Wertschätzung (die BeraterInnen natürlich auch anders als in einem Abschlusskommentar äußern können) bedeuten für arme Familien oft eine völlig neue Erfahrung, da sie im Umgang mit Institutionen meist mehr mit (zumindest latent) kritischen Äußerungen konfrontiert sind. Gelingt es der BeraterIn z. B., in dem Gespräch Anzeichen für den Familienzusammenhalt und das Engagement der Eltern für ihre Kinder zu bemerken und der Familie rückzumelden, kann dies den Familien helfen, Vertrauen in ihre Stärken zu fassen. Genau dieses Vertrauen zueinander und in die eigene Kraft ist (empirischer Forschung zufolge) ein wichtiges Merkmal, das resiliente Familien von anderen unterscheidet. Nicht das Ausmaß der Not, sondern die Art und Weise, darauf zu reagieren, zeichnet sie aus (vgl. Conen, 2002, S. 21). An dieser Schnittstelle treffen sich gewissermaßen Resilienz- und Psychotherapieforschung in der Betonung der Ressourcenorientierung: Indem BeraterInnen die Stärken, Bemühungen und Erfolge akzentuieren, fördern sie ressourcenorientierte Gespräche in den armen Familien und damit auch entsprechende innere Dialoge bei den Familienmitgliedern, was sich innerhalb der Resilienzforschung als hilfreich erwiesen hat. Ressourcenaktivierung ist also besonders in der Arbeit mit armen Familien ein „primäres Wirkprinzip“ (Grawe; Grawe-Gerber, 1999).

Hausaufgaben sollten im Kommentar derart erläutert werden, dass den KlientInnen der Zusammenhang mit dem Anliegen deutlich wird (z. B. als ein Schritt auf dem Weg zu der von ihnen angestrebten Lösung). Wenn sie also den dahinter stehenden „Plan“ kennen (was sozial benachteiligten KlientInnen besonders wichtig ist, vgl. Thomas, 1986, S. 269 f.), erscheinen Hausaufgaben besonders geeignet für diese KlientInnen, weil sie ihnen etwas „an die Hand“ und zu tun geben und damit eher ihrer praktischen und verhaltensmäßigen Orientierung entsprechen als bloßes „darüber reden“.

Bei aller Wertschätzung systemischer *Techniken* scheint es mir, dass gerade KlientInnen aus armen Familien ein feines Gespür dafür haben, wenn BeraterInnen dieses Handwerkszeug benutzen sollten, um damit einen Mangel an authentischer Empathie zu verbergen. Diese Familien fühlen sich dann (zu Recht) nicht ernst genommen, nicht anerkannt als jemand, der in einer sehr schwierigen Situation fest steckt und leidet. Da diese KlientInnen sensibel (und oft misstrauisch) auf das *Trennende* der unterschiedlichen Schichtzugehörigkeit von BeraterInnen und KlientInnen reagieren, kommt der *verbindenden* Mitmenschlichkeit der BeraterInnen besondere Bedeutung zu (vgl. Thomas, 1986, S. 292 f. und 354 f.). Diese Fähigkeit, eine

respektvolle, echte und emotional tragende therapeutische Beziehung herzustellen (wie dies besonders in der klientenzentrierten Therapierichtung von Carl Rogers betont wurde) ist auch im Kontext des systemischen Ansatzes eine zentrale Voraussetzung, wobei gerade die systemische Theorie mit ihrem Menschenbild geeignet ist, diese Haltung zu fördern. Denn wie die Therapieforschung zeigte, empfinden KlientInnen ganz verschiedenes TherapeutInnenverhalten als empathisch (vgl. Miller u.a., 2000, S. 125 ff.; Hubble u.a., 2001, S. 151 ff.), weswegen das Trainieren bestimmter „Basisvariablen“ nicht ersetzen kann, dass BeraterInnen sich jeweils auf die Einzigartigkeit ihrer KlientIn einstellen müssen. Wie sehr letztlich nur die Sicht der KlientInnen zählt, zeigt das Ergebnis, dass der Beratungserfolg kaum mit der Einschätzung der Beziehungsqualität durch die *TherapeutInnen* oder durch außen stehende Fachleute korreliert, umso mehr aber mit der Einschätzung der Beziehung durch die *KlientInnen* (vgl. Hubble u.a., 2001, S. 146; Miller u.a., 2000, S. 44).

Befürchtungen armer Familien Beratung gegenüber Beratung

In den Augen vieler KlientInnen aus armen Familien ist psychologische Beratung oder gar Therapie eng mit Begriffen wie „Verrücktheit“, „Klappmühle“ usw. verbunden (vgl. Thomas, 1986, S. 303; Gleiss u.a., 1973, S.123). Diesen Ängsten wirkt systemische Beratung insofern entgegen, als sie äußerlich die Form eines „normalen“ Gesprächs hat. Wenn dann noch zusätzlich BeraterInnen respektvolles Interesse zeigen und anerkennende Rückmeldungen geben, kann eine Beratungssituation entstehen, in der sich diese KlientInnen für neue Möglichkeiten öffnen können.

Selbstwahrnehmung armer Familien im Kontext von Beratung

In dem Maße, wie eine eigenständige Arbeiterkultur verschwindet und sozial benachteiligte KlientInnen die Werte und Maßstäbe der Mittelschicht als auch für sich als verbindlich annehmen, wächst die Gefahr, dass sie sich als inkompetent, nicht anerkennenswert, defizitär usw. wahrnehmen. Beim Betreten einer Beratungsstelle, die äußerlich eine mittelschichtige Welt repräsentiert, wird diese Gefahr aktualisiert. Ein problemzentriertes Beratungskonzept könnte diese negative Selbstwahrnehmung ungewollt weiter verstärken (insofern vorrangig über Probleme, Mängel, Defizite gesprochen wird).

Demgegenüber hilft die Ressourcenorientierung des systemischen Ansatzes nicht nur, Ansätze für die Lösung der Schwierigkeiten zu finden: Indem BeraterInnen die Aufmerksamkeit auf die Stärken, Fähigkeiten und Möglichkeiten der KlientInnen richten und diese auch explizit anerkennen, helfen sie besonders armen Familien, ein Selbstbewusstsein (zurück) zu gewinnen, was zugleich die Risiken eines Abbruchs der Beratung verringert.

Zur Sprache von KlientInnen aus armen Familien

Die Sprache der „Unterschicht“ wurde oft als „restringierter Code“ bezeichnet (vgl. Gottschalch, 1971, S. 81). Damit wird u.a. behauptet, Mitglieder der „Unterschicht“ hätten ein geringeres Vokabular, um Ereignisse der Gefühls- und Erlebniswelt auszudrücken (vgl. Gleiss, 1973, S. 122). Dabei handelt es sich jedoch weniger um Sprachbarrieren der Klientel als um Verständnisbarrieren der BeraterInnen (vgl. Thomas, 1986, S. 245), denn bei genauerem „Hinhören“ erweist sich diese Sprache als sehr konkret und ausdrucksstark (vgl. a.a.O., S. 249). Ihre „szenische Erzählstruktur“ zeichnet sich durch unmittelbare Schilderungen ohne metakommunikative Verallgemeinerungen aus, während Mittelschicht-Angehörige häufiger Themen kommentieren und verflechten (vgl. a.a.O., S. 301), also abstrahieren. Daher haben es meiner Erfahrung nach arme Familien oft leichter, ihre Probleme und Ziele (auch auf der Ebene des Verhaltens) anschaulich zu beschreiben, sodass sich eher Veränderungsschritte ableiten lassen. So haben sie meist weniger Schwierigkeiten, sich z.B. auf die Wunderfrage einzulassen oder positive Ausnahme-Situationen konkret zu schildern. Auch Erklärungen und „Einsichten“ sind oft sehr plastisch. So bezeichnete zum Beispiel eine „ungebildete“ Klientin aus Ex-Jugoslawien ihr Leben als einen „traurigen Film“, eine Metapher, die es mir leicht machte, mit ihr darüber zu sprechen, wie es wäre, wenn sie (und nicht der als Unterdrücker erlebte Ehemann) ihr Drehbuch selbst schreiben würde oder sie ihre eigene Regisseurin wäre.

Weiteres Beispiel: Ein türkischer Vater (Fabrikarbeiter) kam mit seinem Sohn in die Beratungsstelle, weil dieser in der Schule nicht mitarbeitete. Im Abschlusskommentar hob ich besonders die Nähe und kameradschaftliche Beziehung zwischen beiden hervor. Der Vater meinte daraufhin spontan, er sähe jetzt, dass er (selbst Einzelkind) in seinem Sohn bisher den Bruder gesucht habe und ihm daher nicht genügend Grenzen setzen konnte (eine Erklärung, die mir selbst nicht in den Sinn gekommen und deswegen während des Gesprächs auch nicht von mir nahe gelegt worden war).

Zur „Motivation“ armer Familien

Die bisher beschriebenen Faktoren tragen mit dazu bei, dass arme Familien (im Vergleich zur Mittelschicht, die eher als Selbstmelder erscheint) öfter auf Anraten von anderen Institutionen in die EB kommen und dies subjektiv als Druck empfinden. Die EB wird somit als Glied in der Kette bürokratischer Institutionen wahrgenommen, die bisher auf das Leben dieser KlientInnen Einfluss genommen haben, eine Sichtweise, die im Falle einer staatlichen Trägerschaft der EB natürlich weiter genährt wird.

Die *Anliegen-Orientierung* des systemischen Ansatzes vermeidet, diesen KlientInnen ein Problem „einreden“ zu wollen, wo sie keines sehen. In so einem Fall bietet sich an, mit ihnen darüber zu sprechen, ob sie es für wünschenswert halten, die einzige subjektiv erlebte Sorge, den Druck durch andere, loszuwerden, was die „Druck erzeugende“ Stelle von ihnen erwartet usw. (vgl. Berg, 1992; Hargens, 1997). Darüber hinaus kann ein Gespräch aller Beteiligten nützlich sein. In jedem Falle vermeidet der systemisch-konstruktivistische Ansatz hier eine vorschnelle Problemdefinition durch die BeraterInnen und damit die „Kumpanei“ der (Mittelschicht-) Fachleute gegen die Sichtweise der armen KlientInnen. Auch dies ist eine wichtige Voraussetzung, das Vertrauen dieser KlientInnen zu gewinnen und eine Zusammenarbeit zu ermöglichen.

Die *Ressourcen-Orientierung* der BeraterIn hat ebenfalls einen günstigen Einfluss auf die Motivation der KlientInnen, da die Rückmeldung der Fähigkeiten, Stärken und Erfolge, ausgesprochen durch eine „offizielle Stelle“ gerade für arme Familien eine ungewohnte Erfahrung bedeutet, die ihnen Mut und Hoffnung vermitteln kann und die Bereitschaft erhöht, den Beratungsprozess fortzusetzen.

Fazit

Der in diesem Beitrag skizzierte systemische Beratungsansatz ist meiner Erfahrung nach geeignet, auch armen KlientInnen zu helfen, die oftmals in der Literatur als Beratungsangeboten nicht zugänglich beschrieben wurden. Damit ist nicht gesagt, dass andere Beratungsansätze dieses Ziel nicht ebenso erreichen. Der systemische Ansatz hat aber mit seiner (aus seinem konstruktivistischen Theoriehintergrund abgeleiteten) Anliegenorientierung ein allgemeines Prinzip guter Beratungsarbeit besonders konsequent umgesetzt, nämlich, „dass man KlientInnen da abholen muss, wo sie stehen.“ Dies

bedeutet, dass BeraterInnen sich bei armen Familien flexibel darauf einstellen müssen, dass diesen an einer oftmals kurzfristigen, verhaltens- und lösungsorientierten Unterstützung durch aktive BeraterInnen gelegen ist. Somit verlangt gerade die Arbeit mit armen Familien von BeraterInnen die Bereitschaft, die eigenen (sub-) kulturell geprägten Vorannahmen in Frage zu stellen. Vielleicht meinte deswegen der berühmte Hypnotherapeut Milton Erickson, die beste Vorbereitung für BeraterInnen und TherapeutInnen stelle ein Studium der Anthropologie dar. Damit verweist er zugleich auf einen Aspekt, der zum Schluss nicht unerwähnt bleiben soll: Die Arbeit mit armen Familien kann trotz aller Schwierigkeiten und Stolpersteine sehr befriedigend sein. Denn gerade bei ihnen findet man oftmals eine Direktheit, einen Humor, Spontaneität und Aufrichtigkeit, die auch für uns BeraterInnen eine Bereicherung darstellen.

Literatur

- Berg, I.K. (1992): *Familien-Zusammenhalt(en)*. Dortmund: modernes lernen.
- Bischof, G. (1993): Solution-focused brief therapy and experiential family therapy activities: An integration. In: *Journal of Systemic Therapies*, 12 (3), 61-73.
- Boscolo, L.; Bertrando, P. (1994): *Die Zeiten der Zeit*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Cecchin, G. (1988): Zum gegenwärtigen Stand von Hypothesieren, Zirkularität und Neutralität: Eine Einladung zur Neugier. In: *Familiendynamik* 13 (3), 190-203.
- Conen, M.-L.: (2002): *Wo keine Hoffnung ist, muss man sie erfinden*. Heidelberg: Carl-Auer.
- De Shazer, S. (1989): *Der Dreh*. Heidelberg: Carl-Auer.
- De Shazer, S. (1996): ... *Worte waren ursprünglich Zauber*. Dortmund: modernes lernen.
- De Vries, S. (1996): Psychotherapie und untere sozioökonomische Schichten. In: *Zeitschrift für systemische Therapie*, 14 (4), 236-248.
- Fisek, G. O.; Schepek, R. (1997): Kontext-Bewusstheit in der transkulturellen Psychotherapie: Deutsch-türkische Erfahrung. In: *Familiendynamik*, 22 (4), 396-413.
- Gergen, K.J. (1994): *Realities and Relationships*. Cambridge (USA): Harvard University Press.
- Gleiss, I. u.a. (1973): *Soziale Psychiatrie*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Gottschalch, W. u.a. (1971): *Sozialisationsforschung*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Grawe, K. (1994): Psychotherapie ohne Grenzen. *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, Heft 3.
- Grawe, K.; Donati, R.; Bernauer, F. (1994): *Psychotherapie im Wandel – Von der Konfession zur Profession*. Göttingen: Hogrefe.
- Grawe, K.; Grawe-Gerber, M. (1999): Ressourcenaktivierung – Ein primäres Wirkprinzip der Psychotherapie. *Psychotherapeut* 44, 63-73.
- Hargens, J. (1997): *Klar helfen wir Ihnen! Wann sollen wir kommen? Systemische Ansätze in der Sozialpädagogischen Familienhilfe*. Dortmund: modernes lernen.
- Hubble, M. A.; Duncan, B. L.; Miller, S. D. (2001): *So wirkt Psychotherapie*. Dortmund: modernes lernen
- Ludewig, K. (1992): *Systemische Therapie. Grundlagen klinischer Theorie und Praxis*. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Ludewig, K. (1995): Systemische Therapie in Deutschland. Ein Überblick. In: *Familiendynamik*, 21, 95-115
- Maturana, H.R. (1982): *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*. Braunschweig: Vieweg.
- Maturana, H.R.; Varela, F. (1987): *Der Baum der Erkenntnis*. Bern: Scherz.
- Miller, S. D.; Duncan, B. L.; Hubble, M. A. (2000): *Jenseits von Babel*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Minuchin, S. (1977): *Familie und Familientherapie*. Freiburg i. Br.: Lambertus.
- Nuber, U. (1999): Das Konzept „Resilienz“. In: *Psychologie heute*, Heft 5.
- Selvini-Palazzoli, M. u.a. (1977): *Paradoxon und Gegenparadoxon*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Talmon, M. (1990): *Single Session Therapy*. San Francisco, Jossey-Bass.
- Thomas, G.J. (1986): *Unterschicht, Psychosomatik und Psychotherapie*. Paderborn: Junfermann.
- White, M. (1989): *Selected Papers*. Adelaide: Dulwich Centre Publications.
- White, M.; Epston, D. (1990): *Die Zähmung der Monster*. Heidelberg: Carl-Auer.

Elfriede Seus-Seberich Erziehungsberatung bei sozial benachteiligten Familien*

Die Beschäftigung mit armen und verwahrlosten Kindern bildete eine wichtige Wurzel der Erziehungsberatung. So hatte Adler seine erste Erziehungsberatungsstelle als Fortsetzung und Vertiefung von Kursen an der Arbeiter-Volkshochschule „Volkshaus“ in einem „berühmten“ Wiener Bezirk gegründet. Aichhorn hat in Wien aufgrund seiner Erfahrungen als Fürsorgeerzieher für verwahrloste Kinder und Jugendliche eine Beratungsstelle eingerichtet (vgl. Bittner 2000; Stadler 1992).

Während nach dem Krieg bis in die siebziger Jahre die Erziehungsberatung das Thema Armut nicht besonders betonte und sogar die „schichtspezifische Selektion“ in der Klientel der Erziehungsberatungsstellen beklagt wurde (Koschorke 1973), wurden ab Mitte der siebziger Jahre spezielle Beratungsstellen für „Unterschichtfamilien“ gegründet (Koschorke 1975; Seus-Seberich 1981). Nach einer Phase des gesellschaftlichen Optimismus kam die Wende: Neue Armut und Mittelknappheit der öffentlichen Hand (Seus-Seberich 2000). Armut wird nun immer mehr ein Problem speziell von Frauen und Kindern. 1965 lebte jedes 25. Kind, 1990 jedes zwölfte Kind, 1996 jedes siebte Kind von Sozialhilfe und 2000 ist nahezu jedes fünfte Kind arm. Betroffen sind vor allem Alleinerziehende und kinderreiche Familien (Holz u. Hock 1999). Kinder zu haben, ist heute Armutsrisiko Nr. 1 in Deutschland. Was in den siebziger Jahren eine Randgruppe war, ist nun Normalität: Kinder in Armut – in einem immer reicher werdenden Land.

Das SOS-Beratungs- und Familienzentrum (früher Familienzentrum Neuperlach), eine der Münchner Erziehungsberatungsstellen, arbeitet seit seiner Gründung 1977 mit sozial benachteiligten Familien. Auf dem Hintergrund dieser Erfahrungen soll das Thema Erziehungsberatung bei Armut und sozialer Benachteiligung behandelt werden.

Soziale Benachteiligung, Armut und Familie

Armut ist ein gesellschaftliches Phänomen und bedeutet materielle Unterversorgung. Dabei gibt es unterschiedliche Definitionen von Armut: So ist die *absolute Armut* ein Mangel an lebensnotwendigen Gütern, z.B. Unterernäh-

rung, Obdachlosigkeit oder unzureichende Kleidung. Die relative Armut beruht auf gesellschaftlicher Ungleichheit und bedeutet den Mangel an materiellen Gütern in Relation zur übrigen Bevölkerung. Sie wird in der Regel an zwei Parametern gemessen: Das Einkommen ist geringer als 50 Prozent des durchschnittlichen Einkommens oder das Einkommen entspricht höchstens der Sozialhilfe (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1998). Gravierender als die reine Einkommensarmut ist die *Ressourcenarmut*. Diese bedeutet neben dem Mangel an materiellen Gütern auch einen reduzierten Zugang zu Ressourcen wie Bildung, Ausbildung, familiäre Unterstützung, Freundeskreise etc. Damit ist in der Regel die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben erschwert. Der Begriff *soziale Benachteiligung* soll sich hier vor allem auf Ressourcenarmut beziehen. Unter *Randgruppen* verstehen wir Bevölkerungsgruppen, in denen die Armut meist generationenlang besteht und die Familien eine problemerezeugende Dynamik besitzen, d.h. eine chronische Krisenstruktur aufweisen (Nielsen u. Müller 1986). Da sich hier meist verschiedenartige Problemstellungen häufen und verschränken, werden sie auch als Multiproblemfamilien (Kühnl u. Schwärzler 1998) bezeichnet.

Ein noch im Achten Jugendbericht (1990) erhobener Vorwurf richtet sich an Erziehungsberatungsstellen, mit dieser Klientel zu wenig zu arbeiten. In der Zwischenzeit ist hier ein deutlicher Wandel aufgetreten. So findet sich z.B. in der Statistik aller beratenen Familien in München der relativ hohe Anteil an allein erziehenden Müttern von 35 Prozent; ohne eigenes Einkommen, d.h. von öffentlichen Geldern oder Unterhaltszahlungen abhängig, waren immerhin 18 Prozent der Ratsuchenden, wie der gemeinsame Jahresbericht des EB-Verbundes München aus dem Jahr 1997 aufzeigt.

Die Lebenswelt armer Familien – ein Beispiel

Versetzen wir uns als Beispiel in die Lage der Familie Müller, die sich aufgrund der Empfehlung des Kindergartens in einer Münchener Erziehungsberatungsstelle anmeldete:

Sie besteht aus Paula Müller, 39 Jahre, Kellnerin, Michael, 17, Lagerarbeiter, aus erster Ehe der Mutter, Pamela, 10 Jahre, und den Zwillingen Sandra und Simon, 5 Jahre. Herr Maier, ein Freund der Mutter, lebt manchmal in der Wohnung. Die Familie wohnt in einer ziemlich heruntergekommenen Siedlung im Münchner Osten in einer 4-Zimmerwohnung. Zum Vater, einem Alkoholiker, haben die jüngeren Kinder gelegentlich Kontakt. Michael besucht die Realschule und arbeitet nebenher in einer Imbissstube. Er lebt erst seit kurzem in der Familie. Sein für ihn sorgeberechtigter Vater hatte ihn

* Erstveröffentlichung in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 50: 265-278 (2001)

mit der Begründung zur Mutter geschickt, nun solle sie für ihn sorgen, da sie jahrelang keinen Unterhalt gezahlt hatte. Michael hat wenig Respekt vor der Mutter, ist sehr fordernd und ärgert seine Halbgeschwister viel. Es gibt öfter Streit am Telefon zwischen Michael und seinem Vater, meist wegen Geld. Manchmal schwänzt er die Schule, um zu arbeiten. Pamela besucht die 4. Klasse der Grundschule, und die Zwillinge gehen in den Kindergarten. Die Mutter arbeitet von mittags bis nachts in einer Gaststätte, oft auch am Wochenende. Herr Maier kann seit einem Unfall seinen Beruf als Dachdecker nicht mehr ausüben. Er jobbt gelegentlich als Hilfsarbeiter am Bau. Freunde hat die Familie nicht, aber Bekannte, mit denen sich Herr Maier abends gern in der Kneipe trifft. Wenn er zu viel getrunken hat, kann er sehr eifersüchtig sein. Frau Müller überzieht regelmäßig ihr Konto und hat außerdem Schulden. Manchmal leiht sie sich von Herrn Maier Geld. In einer solchen Familie können die Probleme kumulieren, wenn alle aufeinander treffen. So z.B. am Abend vor der Anmeldung in der Beratungsstelle. Frau Müller sollte unerwartet für eine kranke Kollegin einspringen. Sie war am Vormittag im Kindergarten, wo sie hörte, dass Simon zu aggressiv und unruhig, zu wenig gefördert sei und im nächsten Jahr wohl nicht in die normale Schule gehen könne. Sandra habe keine Freundinnen und sei zu still; vermutlich sei auch sie nicht schulreif. Man hatte ihr dringend nahe gelegt, sich an die Beratungsstelle zu wenden. Pamela kommt mit der Nachricht nach Haus, dass die Klasse ins Schullandheim fahren will und sie dafür 100 DM mitbringen soll. Außerdem möchte sie sich die Haare färben. Michael kommt aus der Imbissstube. Sein Freund hat angeboten, ihm gegen eine Anzahlung von 150 DM eine Lederjacke zu verkaufen. Allerdings hat er die 150 DM nicht, aber er hofft, seine Mutter könnte sie ihm vielleicht leihen. Herr Maier hat Schmerzen im Bein. In der kurzen Zeit, in der alle aufeinander treffen, geht es eigentlich nur um Geld. Keiner kommt mit seinem Anliegen durch, keiner wird verstanden. Die Zwillinge werden am wenigsten beachtet, bis Simon ausflippt und schreit. Sandra sitzt unter dem Tisch und lutscht am Daumen. Die Mutter verschwindet schließlich zu ihrer Arbeit, Michael geht frustriert zu seinen Freunden, Pamela bringt die Zwillinge ins Bett, und Herr Maier verschwindet nach der „Tagesschau“ in aggressiver Stimmung in die Kneipe. Aufgrund des späteren Streits mit ihrem Freund ist Frau Müller so verzweifelt, dass sie schließlich in der Beratungsstelle anruft; sie ist jedoch ziemlich skeptisch, ob man ihr dort helfen kann.

Die psychosozialen Folgen sozialer Benachteiligung

Familiäre Strukturen

Der Alltag einer Familie wie Müllers wird durch Mangel bestimmt. In dieser Familie bündeln sich die Mangelercheinungen, die jeder in seiner Lebenswelt erlebt: in diesem Beispiel ein Stiefvater, der sich als Versager in der Arbeitswelt erlebt; die Mutter, deren Kinder nicht den Anforderungen entsprechen, und die sich gleichzeitig um das Geld kümmern muss, das aber trotz aller Bemühungen nie reicht; der Große, der bei den altersspezifischen Statussymbolen nicht mithalten kann; die Tochter, deren soziale Integration in der Schule gefährdet ist, da sie an vielen außerschulischen Aktivitäten nicht teilnehmen kann, und die Kleinen, für die keiner Zeit hat und die nicht gefördert werden.

Mangelnde Ressourcen bei gleichzeitiger Bedürftigkeit bedeuten Kampf um die knappen Mittel. Der Kampf aller gegen alle verhindert, dass sich die Familienmitglieder solidarisch unterstützen. Damit entsteht ein Klima permanenter Belastungen. Bei Problemen werden kurzfristige Lösungen gesucht, die in der Regel neue Probleme erzeugen. Problemdefinitionen sind jedoch sehr kurzlebig.

Sehr häufig erleben sich die Familienmitglieder ohnmächtig einer feindlichen Umwelt ausgesetzt und sehen meist in dieser Außenwelt die Ursachen für ihre Probleme. Daher – sowie aus Scham – ziehen sich solche Familien häufig in die Isolation zurück, oder sie haben eher instabile Kontakte zu vergleichbaren Familien. Die Projektion ihrer Probleme in die Außenwelt verstellt ihnen die Sicht auf die eigenen Möglichkeiten zur Problembewältigung.

Nach unseren Erfahrungen sind Randgruppenfamilien häufig matrilinear strukturiert. Das heißt, wir finden allein erziehende oder in verschiedenen lang andauernden Partnerschaften lebende Mütter mit mehreren Kindern von verschiedenen Vätern und einem entsprechend schwachen Vaterbild.

Bei Familien, die lange, teilweise seit Generationen, materiell benachteiligt sind, kann sich eine „chronische Krisenstruktur“ (Nielsen u. Müller 1986) entwickeln, das bedeutet eine ständig neue Probleme erzeugende Struktur. Negative Gefühle werden ausagiert; Selbstdisziplin, die für langfristige Konsolidierungen notwendig wäre, wird nicht aufgebaut und durchgehalten, d.h., die Fähigkeit, die Befriedigung von Bedürfnissen aufzuschieben, ist kaum ausgeprägt. Langeweile wird nicht ertragen und es entsteht eine Art Sucht nach Aufregungen und starken Gefühlen. Alkohol, Drogen und Gewalt

sind in solchen Familien häufig. Diese Multiproblemfamilien gelten als eine besonders schwierige und gegen Hilfen resistente Klientel der Jugendhilfe.

Situation kleiner Kinder

„Armut bedeutet für Kinder eine starke Beschränkung ihrer Erfahrungs-, Entwicklungs- und Lernmöglichkeiten“ (Zehnter Kinder- und Jugendbericht 1998, S. 92). Sie werden meist vernachlässigt und erleben inkonsistente Erziehungsformen. Sie sind häufiger krank, zum Teil durch schlechte Ernährung, aber auch durch ungesunde Lebensumstände wie enge oder feuchte Wohnungen. Ihre Bezugspersonen sind durch existenzielle Probleme überfordert; sie geben Zuwendung in der Regel nicht entsprechend den Bedürfnissen der Kinder, sondern nach eigenen Bedürfnissen und Möglichkeiten. Daher reagieren sie nicht verlässlich und bieten den Kindern keinen Schutz oder Trost, wenn sie das brauchen.

Die Folgen für kleine Kinder sind fatal. Sie erleben wenig Verlässlichkeit oder Geborgenheit und können von daher kein Grundvertrauen entwickeln, sind doch die Bezugspersonen selbst hilflos und können ihre Kinder gegen Außeneinflüsse nicht schützen. Viele der Kinder haben von daher zu ihren Bezugspersonen eine unsichere, ambivalente Bindung. Frühe Persönlichkeitsstörungen sind häufig. Oft müssen die Kinder Bedürfnisse der überlasteten Erwachsenen erfüllen und werden parentifiziert.

Situation von größeren Kindern und Jugendlichen

Im Lauf des Aufwachsens entwickeln die Kinder Merkmale, die es ihnen schwer machen, die soziale Benachteiligung zu überwinden: Sie haben schlechtere Schulnoten, entwickeln ihrerseits kaum Frustrationstoleranz und Selbstdisziplin, sie sind körperlich, seelisch und geistig depriviert, es werden kaum Werte vermittelt und vorgelebt. Sie werden selten an das Einhalten von Regeln gewöhnt und beaufsichtigt. Dies wird oft durch exzessiven Medienkonsum kompensiert. Das Selbstwertgefühl ist gering. Viele Kinder leben in einer Situation, die durch den gesellschaftlichen Reichtum und gesellschaftliche Konsumnormen massiv verschärft wird. Wie Tantalus sind sie umgeben vom Überfluss, ohne ihn selbst erreichen zu können. Resignation, depressive Verstimmung, Ängste, negative Selbsteinschätzung, aber auch das chronische Gefühl, zu kurz gekommen zu sein, eine permanente seelische Bedürftigkeit und entsprechender Lebenshunger können die Folge sein. Armut verhindert, dass die Kinder in ihrer Peergroup mithalten können, die sich schon im Kindesalter stark an bestimmten Konsumartikeln und Marken

orientiert. Damit haben arme Kinder in ihrer außerfamiliären sozialen Umwelt mit erheblichen Integrations- und Akzeptanzproblemen zu kämpfen; sie sind oft Außenseiter oder sie sind Teil einer Außenseitergruppe.

Jungen und Mädchen reagieren auf diese Mangelsituation unterschiedlich: Jungen versuchen, ihren sozialen Status durch besonderes Imponiergehabe oder durch Aggression zu verbessern und gelten nicht selten als verhaltensauffällig. Armut hängt auch, wie verschiedene Statistiken belegen, mit einer Erhöhung der Jugendkriminalität zusammen. Mädchen reagieren häufig stiller, versuchen schnell, erwachsen zu werden und die mangelnde Geborgenheit in frühen Beziehungen zu „starken“ Männern zu finden. In einer entsprechenden Umwelt, z.B. bei Alkoholabusus von Bezugspersonen, sind sie von Missbrauch bedroht. Kommen frühe Schwangerschaften hinzu, beginnt der Kreislauf erneut.

Besondere Erwähnung verdient die langfristige Abhängigkeit von Sozialhilfe. Ohne Aussicht, diese Abhängigkeit zu verändern, entwickeln sich Lösungsmuster, die darauf abzielen, möglichst großen Gewinn aus dem bestehenden Unterstützungssystem zu ziehen. Wohlverhalten beim Amt oder eindringliche Darstellung der Hilfsbedürftigkeit sind dazu geeignete Verhaltensweisen. Kinder erlernen diese Verhaltensweisen als Überlebensstrategie; sie befähigen sie jedoch nicht zu einem eigenständigen Leben weg von der Abhängigkeit von Sozialhilfe.

Psychologische Modelle

Nicht alle Kinder, die in Armut leben, haben eine negative Lebensperspektive. Es gibt immer wieder Kinder, die aus ihrer Benachteiligung ausbrechen, die sogar bei der Bewältigung ihrer Benachteiligung besondere Fähigkeiten und Lebenstüchtigkeit, aber auch besondere Einfühlbarkeit für Benachteiligte entwickeln. Darüber hinaus ist es wichtig zu unterscheiden, um welche Dauer und Ausprägungsgrad von Armut es sich handelt. Vorübergehende Armut, etwa im Zuge einer Scheidung oder während der Berufsausbildung, mit positiven Perspektiven und der Verfügung über nichtmaterielle Ressourcen hat weniger gravierende Folgen für die Kinder als Ressourcenarmut oder eine generationenlang bestehende Randgruppensituation.

Wichtige Beiträge für das Verständnis der Folgen von Armut auf Kinder liefern die Ergebnisse der Resilienzforschung (Opp et al. 1999; Lösel u. Bender 1996). Hier steht die Frage im Vordergrund, was Kinder trotz negativer Bedingungen psychisch gesund aufwachsen lässt. Daraus wurde ein Modell des Zusammenwirkens von Risikofaktoren sowie protektiven

Faktoren entwickelt. Armut und soziale Randständigkeit gehören zu den bedeutendsten Risikofaktoren für die Entwicklung von Kindern; sie bedingen eine ganze Reihe von einzelnen negativen Einflussfaktoren. „Die Erziehungsmerkmale hängen wiederum mit strukturellen Merkmalen wie Armut oder Auflösung der Familie zusammen, wobei weniger einzelne Faktoren, sondern die Kumulation im Sinne eines Multiproblem-Milieus besonders bedeutsam ist“ (Lösel u. Bender 1999b, S. 7). So kommen zur Armut häufig noch Faktoren hinzu wie:

- instabile Bezugspersonen,
- inkonsistenter Erziehungsstil,
- fehlendes Monitoring,
- Suchtabhängigkeit,
- Gewalt, Misshandlung,
- Vernachlässigung,
- Delinquenz in der Familie.

Besonders verstärkt werden diese Risikofaktoren dann, wenn bei den Kindern erhöhte Impulsivität, das hyperkinetische Syndrom oder Teilleistungsschwächen auftreten. Auch die Ablehnung durch Gleichaltrige oder die Zugehörigkeit zu einer Gleichaltrigengruppe, die die Normen der Gesellschaft ablehnt, verstärken das Risiko etwa zu delinquentem Verhalten (Baving 1999).

Schutzfaktoren oder protektive Faktoren liegen sowohl beim Kind selbst als auch in der Familie und im weiteren Umfeld der Kinder. Ein Schutzfaktor ist ein günstiges Temperament der Kinder, insbesondere soziale Fähigkeiten, die schon sehr früh zu beobachten sind, sowie eine gewisse Robustheit gegenüber ungünstigen Einflüssen (Werner 1999). Besonders wichtig und günstig ist eine stabile Beziehung des Kindes zu seinen primären Bezugspersonen (Lösel u. Bender 1999a). Dazu gehört, dass kindliche Bedürfnisse, vor allem in den ersten Lebensjahren erkannt und entsprechend beantwortet werden. Ein Zeichen für eine gute Bindung ist es etwa, wenn kleine Kinder bei ihren Eltern Schutz und Trost suchen und diesen auch erhalten (Bowlby 1995).

Weitere Schutzfaktoren sind:

- gute Kommunikationsfähigkeit,
- ein gutes Selbstkonzept,
- früh entstandene Mechanismen zur Bewältigung von schwierigen Situationen,
- prosoziale Fertigkeiten,
- gute Intelligenz,

- gute Schulleistungen,
- eine gute Beziehung zu einem Erwachsenen, auch außerhalb der Familie,
- Erfolge und günstige Erfahrungen außerhalb der Familie,
- „Monitoring“, d.h. direkte und indirekte Überwachung, damit „Regeln im Kopf“ entstehen (nach Baving 1999),
- das Erleben von Sinn und Struktur im Leben (Lösel u. Bender 1996).

Konzepte der Hilfen in und außerhalb der Erziehungsberatung

Bei Familie Müller wurde in der Beratungsstelle zunächst eine psychologische Diagnostik der Zwillinge und eine Verhaltensbeobachtung im Kindergarten durchgeführt. Aufgrund der Ergebnisse wurden die Kinder in eine heilpädagogische Tagesstätte vermittelt. Frau Müller wurde mit Hilfe von Videofeedback über günstiges, liebevoll konsequentes Erziehungsverhalten beraten. Mit Hilfe des ASD wurde Michael in einer Jugendeinrichtung mit sozialpädagogischer Betreuung untergebracht. Nach einem anfänglich günstigen Verlauf gab es weitere Probleme: Die Nachbarn beschwerten sich über Lärm und Alkoholkonsum der Mutter, diese sagte mehr als die Hälfte der Termine kurzfristig ab, und die Tagesstätte beklagte, dass die Zwillinge sehr unregelmäßig kämen. Bei einem Hausbesuch wurde die Mutter mit diesen Schwierigkeiten für die Betreuung konfrontiert. Sie reagierte mit heftigen Beschuldigungen der Nachbarn und Beschönigung ihres Verhaltens und Alkoholkonsums. Im weiteren Gespräch stellte sich heraus, dass Frau Müller den Arbeitsplatz verloren und daher kein Geld mehr hatte. Zum Sozialamt traue sie sich nicht, da sie auch dort Schulden habe. Einige Tage später rief Frau Müller aus dem Krankenhaus an. Dort war ihr wegen einer Überdosis von Tabletten der Magen ausgepumpt worden. Sie gab nun zu, schon längere Zeit wegen der Sorgen Beruhigungstabletten genommen und dazu Bier getrunken zu haben. In einer Hilfeplanbesprechung mit allen Helfern erreichten wir, dass Frau Müller trotz ihrer Bedenken Sozialhilfe beantragte. Eine Schuldnerberatung wurde eingeleitet. Für die Kinder wurde die Übernahme der Taxigebühren zur Heilpädagogischen Tagesstätte beantragt. Pamela, die durch die Situation sehr verunsichert war, konnte an einer Mädchenselbstbehauptungsgruppe der Beratungsstelle teilnehmen. Die Beratungsgespräche wurden wieder aufgenommen und intensiviert, sie bezogen nun auch Hausbesuche, die Aufarbeitung biografischer Belastungen und die sozialen Beziehungen mit ein. Nach eineinhalb Jahren konnte die Beratung beendet werden; gelegentliche Kontakte wurden weiterhin

vereinbart. Frau Müller hatte wieder Arbeit gefunden. Die Zwillinge waren in eine Diagnose- und Förderschule eingeschult worden. Pamela hatte an Selbstvertrauen gewonnen, und über Stiftungsmittel konnte sie doch an einigen Schulveranstaltungen teilnehmen. Michael hatte die Realschule abgeschlossen und eine Lehre begonnen. Es gab nach wie vor viele Probleme, aber die Gefährdung der Kinder hatte sich deutlich reduziert.

Die Gemeindepsychologie bietet einen geeigneten Handlungs- und Reflexionsrahmen für Entwicklung angemessener Hilfen (vgl. Lenz 1997; Lenz u. Straus 1998; Seus-Seberich 2000). Kennzeichen dieses Ansatzes sind eine enge Verknüpfung von beraterischen und therapeutischen Konzepten auf der Grundlage von Lebenswelt- und Ressourcenorientierung, von Gemeindenähe sowie von interinstitutioneller Vernetzung und strukturbezogener Prävention.

In der psychologisch-therapeutischen Arbeit mit sozial benachteiligten Familien und Kindern sollte es vor allem darum gehen, möglichst früh die Beziehungen der Eltern oder sonstiger Bezugspersonen zu den Kindern zu unterstützen und zu verbessern sowie Schutzfaktoren zu fördern oder zu mobilisieren und den Kindern verfügbar zu machen. Für die Jugendhilfe bedeutsam sind alle Interventionen, die bei den Eltern trotz deren Überforderung stabile Eltern-Kind-Beziehungen und eine sichere Bindung ermöglichen und ein günstiges Erziehungsklima erreichen. Darüber hinaus sind alle Hilfen wichtig, die die Fähigkeiten des Kindes stärken, die schwierige Belastungssituation sozialer Benachteiligung mit ihren Folgen zu bewältigen. Hilfen, die den Eltern materielle oder nichtmaterielle Ressourcen erschließen, können die Situation erleichtern.

Erziehungsberatungsstellen sind neben dem Allgemeinen Sozialen Dienst (ASD) eine Erstanlaufstelle für vielfältige Entwicklungs-, Erziehungs- und Beziehungsprobleme in der Familie. Für diese Einrichtungen sind die Hilfen auf mehreren Ebenen zu diskutieren:

- Wie sind sozial benachteiligte Familien zu erreichen?
- Welche Anforderungen muss eine Beratung für diese Familien mit ihren spezifischen Problemen erfüllen?
- Welche weiteren Hilfen im Umfeld oder in der Jugendhilfe müssen diesen Familien erschlossen werden?

Notwendigkeit von Schwellensenkung

Eltern, die von sozialen und materiellen Problemen überlastet sind, haben oft weder Kraft, noch Zeit, Verständnis und Motivation, psychosoziale Hilfen für ihre Kinder zu suchen. Sie empfinden solche Hilfen nicht selten als

zusätzliche Belastung und vor allem als überflüssige Einmischung in den letzten Rest ihrer Autonomie, als Abwertung und Eingeständnis des eigenen Versagens. Damit ist Erziehungsberatung wie die gesamte Jugendhilfe in dem Dilemma, dass diejenigen, die Hilfe am dringendsten benötigen, sie abwehren, weil sie sie als diskriminierend erleben. Die Rechtsansprüche des KJHG richten sich mit wenigen Ausnahmen an die Eltern, die die Hilfe beantragen können; damit sind Kinder souveräner Eltern bevorzugt.

Ein Weg, dieses Dilemma abzubauen, könnte für die Erziehungsberatung darin bestehen, Schwellen senkende und motivationsaufbauende Maßnahmen gezielt in ihr Konzept aufzunehmen und konkrete Modelle für die Arbeit mit „geschickten“ Klienten zu erarbeiten.

Erreichbarkeit

Schwellen senkend ist auf jeden Fall eine direkte und leichte Erreichbarkeit der Einrichtung. Beratungsstellen sollten in Stadtteilen mit sozialen Brennpunkten angesiedelt sein und zudem verkehrstechnisch leicht erreichbar sein. Der äußere Eindruck sollte sich von einer Behörde abheben und einladend sowie kinderfreundlich sein. Die Öffnungszeiten müssen den Bedürfnissen der Familien entgegenkommen, also z.B. auch Abendsprechstunden beinhalten. Darüber hinaus sind informatorische oder freizeitpädagogische Angebote in der Lage, den stigmatisierenden Charakter der Einrichtung zu mindern.

Entlastungsangebote

Da sozial benachteiligte Familien in der Regel überbelastet sind, gehören entlastende Angebote zu den wichtigsten konzeptionellen Bestandteilen. Damit erleben die Eltern die Angebote direkt für sich als nützlich, darüber hinaus fühlen sie sich dadurch nicht in ihrer Autonomie eingeschränkt. Entlastende Angebote können Kinderbetreuungsmaßnahmen ebenso sein wie die Organisation von Flohmärkten im Wohnumfeld oder freizeitpädagogische Angebote für Kinder. Auch Schuldnerberatung oder Beratung in familienrechtlichen Fragen in der Beratungsstelle können den Weg in die Einrichtung erleichtern.

Um Beratung in Anspruch nehmen zu können, brauchen vor allem Mütter Entlastung. So empfiehlt sich die Einrichtung eines Babysitterdienstes für Beratungszeiten von Eltern oder die Organisation eines Abholdienstes für Kinder berufstätiger Eltern mit geringem Einkommen.

Im SOS-Beratungs- und Familienzentrum wurde vor einigen Jahren eine Zivildienststelle eingerichtet. Der Zivildienstleistende hat sich als unverzichtbar erwiesen, um Kindern aus benachteiligten Familien den regelmäßigen

Besuch von Therapeutischen oder Fördermaßnahmen zu ermöglichen. Er holt beispielsweise Kinder allein erziehender, berufstätiger Mütter aus Kindergärten zur Spielstunde ab und bringt sie wieder zurück.

Zugehende Arbeit über Institutionen wie Krippen, Kindergärten, Schule und Jugendamt

Eine weitere Zugangsmöglichkeit besteht über Einrichtungen, in denen sich die Familien und Kinder selbst befinden, wie Kindergärten oder Schulen. So werden z.B. die Münchner städtischen Krippen durch die nächstgelegene Beratungsstelle psychologisch betreut, d.h., die Krippen werden regelmäßig durch eine Fachkraft der Beratungsstelle besucht. In den Krippen werden zudem einige Plätze per Hilfeplan durch den ASD belegt. In die Hilfeplanbesprechung wird die zuständige psychologische Fachkraft mit eingebunden, sodass die Familien den/die Krippenpsychologen/in kennen lernen können und gegebenenfalls Erziehungsberatung als Begleitmaßnahme für den Krippenplatz vereinbart werden kann.

Darüber hinaus ist hier präventive Elternberatung zu einem sehr frühen Zeitpunkt vor Ort möglich, mit dem Vorteil, dass das kleine Kind während der Beratung nicht fremdbetreut werden muss. Solche Absprachen können auch mit Kindergärten oder mit Schulen in sozialen Brennpunkten getroffen werden.

Der Allgemeine Soziale Dienst des Jugendamtes (ASD) hat in der Regel Kontakt mit besonders problembeladenen benachteiligten Familien, kann aber selbst nur wenig für die Entwicklung der Kinder anbieten. Damit die Beratungsstelle mit ihren Möglichkeiten über den ASD ebenfalls Zugang zu einer beratungsbedürftigen Familie erhält, muss die Schnittstelle zwischen ASD und Beratungsstelle besonders sorgfältig strukturiert werden. In München hat der EB-Verbund, ein Zusammenschluss der Leiter aller Erziehungsberatungsstellen, mit der Leitung des ASD regionale Kooperationsprojekte vereinbart, um die Zusammenarbeit und die Weiterverweisung zu verbessern. Dabei wurde – je nach Gefährdungsgrad der Kinder – ein dreistufiges Überweisungsmodell entwickelt, das von der Empfehlung bis zur Überweisung im Rahmen eines Hilfeplangesprächs reicht, in dem dann auch z.B. die Schweigepflichtregelungen im vorab geklärt werden können. So kann der ASD sein Wächteramt wahrnehmen, gleichzeitig wird damit auch in Gefährdungsfällen ein klarer Rahmen für die Beratung geschaffen, in der sie nicht indirekt Kontrollaufgaben wahrnehmen muss, sondern das notwendige Vertrauensverhältnis aufbauen kann.

Fähigkeitenorientierte Angebote

Schließlich kann eine Beratungsstelle auch zur Zusammenarbeit motivieren, wenn sie nicht nur Hilfsangebote macht, sondern auch fähigkeitenorientierte Möglichkeiten bietet. Dies ist gleichzeitig eine Möglichkeit, Kompetenzen zu stärken, positiv auf das soziale Umfeld einzuwirken und damit indirekt auch auf das Klima in der Familie. So hat das frühere Familienzentrum Neuperlach über zehn Jahre lang mit Anwohnern einen Familienflohmarkt in den Grünanlagen vor den Wohnblöcken organisiert. Anwohner erhielten organisatorische Hilfe und Anleitung bei der Durchführung. Dabei haben sozial verachtete Personen durch ihre öffentliche Tätigkeit einen besseren sozialen Status, neue Bekannte und mehr Selbstvertrauen erworben. Sie haben ihre Kinder einbezogen und konnten dabei sogar ihre finanzielle Situation in bescheidenem Umfang verbessern. Dies brach die Isolation der Familien auf und vermittelte neues Selbstvertrauen. Freizeitpädagogische Angebote, Kreativangebote oder Familienausflüge, in denen Familienmitglieder eigene Fähigkeiten bei der Durchführung einbringen konnten, hatten ebenfalls oft einen günstigen Einfluss auf den Beratungsverlauf. Da das Selbstbewusstsein gestärkt wurde, konnten auch Anregungen zu Veränderungen angenommen werden.

Strukturierung des Helfernetzes und Vernetzung

Sind die Klienten in der Beratungsstelle angekommen und zur Mitarbeit motiviert, muss die Beratung die Situation der Familien berücksichtigen und realistische, also von den Eltern durchführbare Lösungen anbieten.

Ein besonderes Kennzeichen der Gruppe der Multiproblemfamilien ist, dass sie in der Regel ein ihren vielfältigen Problemen entsprechendes Helfernetz haben, das ihnen viele Gelegenheiten zum Ausspielen und Ausagieren gibt und das Chaos der Familie widerspiegelt. Eine wichtige Aufgabe für die Beratungsstelle ist es daher, das Helfernetz zu analysieren und durch klare Absprachen oder durch Weglassen von Doppelhilfen die Effektivität der Hilfen zu erhöhen. Erst nach einer derartigen Analyse werden oftmals bislang übersehene Problemstellungen der Familie entdeckt, können ganz andere Hilfen erschlossen oder sinnvolle Kombinationen von Hilfestellungen erarbeitet werden. Dabei ist darauf zu achten, dass die Familien nicht überfordert werden, d.h., es kann notwendig sein, eine zeitliche Prioritätensetzung vorzunehmen. Case-Management und Helferkonferenzen sind methodische Möglichkeiten, diese Wege erfolgreich zu beschreiten. Eine unverzichtbare Voraussetzung für diese Vorgehensweisen

ist eine enge Vernetzung mit den anderen Institutionen, die sich um benachteiligte Menschen kümmern. Erst durch das Zusammenspiel der verschiedenen Institutionen erweitert sich der Blick auf die konkrete Lebenssituation und eröffnen sich Perspektiven für eine Kombination von Hilfen, die, wie bei Familie Müller deutlich wurde, den verschiedenen Familienmitgliedern mehr Veränderungsmöglichkeiten bietet als eine spezialisierte Hilfe allein.

Langfristige Beziehungsangebote für Kinder

Die Qualitätsdebatte und Fragen nach der Effektivität von Hilfen werfen neue Probleme auf: In der Regel werden Erfolge relativ kurzfristig erwartet. Damit werden Hilfen manchmal zu schnell beendet und/oder durch andere ersetzt. Für Kinder, die wenig verlässliche Beziehungen kennen gelernt haben, bedeutet dies nicht selten den Abbruch einer helfenden Beziehung, die bestehende Traumatisierungen verstärken kann. Dies ist bei allen beziehungsorientierten Hilfen zu beachten, die manchmal sogar entwicklungsbegleitend über einen längeren Zeitraum durchgeführt werden müssten.

Die Beratungsstelle sollte gerade für solche Kinder längerfristige Beziehungen anbieten, deren Eltern nicht in der Lage sind, die Grundbedingungen für eine tragfähige Arbeitsbeziehung, wie die Bereitschaft zur Mitarbeit und Zuverlässigkeit, zu erfüllen und diese Beziehung in ein variables Setting einbetten. Notwendig ist hier aber auch, dass die Berater sich für die Kontinuität der Arbeit mitverantwortlich fühlen, also beispielsweise bei Wegbleiben nachfragen oder entsprechende Vereinbarungen mit anderen relevanten Bezugspersonen treffen, damit die Kinder kontinuierlich die Angebote nutzen können. In Einzelfällen können solche langfristigen Beziehungsangebote auch durch Aktivitäten von Laienhelfern ergänzt werden. Auch Sport- oder andere Vereine können Kindern positive Erfahrungen außerhalb der Familie ermöglichen. Voraussetzung dafür ist natürlich ein entsprechender pädagogischer Rahmen, in dem die Betreuungen stattfinden. Um solche, über die traditionelle beraterisch-therapeutische Arbeit hinausgehende Maßnahmen anstoßen zu können, muss die Beratungsstelle die Angebote in der Region kennen. Eine gute Adressendatei, Vernetzungsaktivitäten und die Arbeit in regionalen Gremien dienen unter anderem auch diesem Ziel.

Gemeinwesenorientierte Ansätze

Um der Isolation sozial benachteiligter Familien entgegenzuwirken und um

Ressourcen des Wohnumfeldes zu verbessern, stellen auch gemeinwesenorientierte Arbeitsansätze, wie sie vor allem in der Gemeindepsychologie thematisiert werden, eine wichtige Ergänzung zur Beratung und Therapie dar. Eine derartige Ausweitung professioneller Handlungsmodelle setzt die Bereitschaft voraus, die Strukturen und Belastungen der Betroffenen vor Ort in ihrem Alltag wahrzunehmen, und erfordert vor allem Vertrautheit mit den Lebenswelten und Kenntnisse über ihre Lebensfelder, also über ihre soziale und materielle Umwelt. Das verlangt auch Wissen über soziale Indikatoren wie beispielsweise Sozialstruktur, Wohn- und Schulsituation und Verkehrslage, also Kompetenzen für die Besonderheiten des Territoriums, für das eine Beratungsstelle zuständig ist.

Auf diesem Hintergrund wird die praktische Beratungsarbeit immer auch durch politische Lobbyarbeit ergänzt werden müssen. Sozial benachteiligte Familien werden in der Regel in der Politik als Problem- oder Kostenfaktor gesehen und stigmatisiert. Die Ursachen für die Schwierigkeiten der Kinder und Jugendlichen werden oft ausschließlich der erzieherischen Unfähigkeit der Eltern zugeschrieben. Ursachen der Benachteiligung sowie kompensatorische Hilfen als Ausgleich für die fehlende Chancengleichheit Politikern nahe zu bringen, ist oftmals eine schwierige und frustrierende Angelegenheit. Die Teilnahme an Kinder- und Jugendhilfeausschüssen bietet die Gelegenheit, sich etwa für eine bessere psychosoziale Versorgung eines sozialen Brennpunkts einzusetzen.

Notwendige Rahmenbedingungen für die Arbeit mit sozial benachteiligten Familien

Erziehungsberatungsstellen sind für die Arbeit mit sozial benachteiligten Familien grundsätzlich gut ausgerüstet: Das multidisziplinäre Team ermöglicht, der Komplexität der Probleme gerecht zu werden, die Beratung ist leicht und unbürokratisch zugänglich, Erziehungsberatungsstellen finden sich relativ flächendeckend und verfügen über entwicklungspsychologische und therapeutisch-beraterische Kompetenzen.

Dennoch sind für die Arbeit mit sozial benachteiligten Familien einige zusätzliche Rahmenbedingungen notwendig: Das wichtigste ist die Bereitschaft, sich für einen nicht so motivierten Personenkreis zu öffnen, mit dem zunächst das klassische psychologisch-therapeutische Arbeiten nicht möglich ist. Vielmehr ist in aller Regel ein fachliches Vorgehen notwendig, das von Anfang an die sozialökologischen und ökonomischen Gegebenheiten systematisch einbezieht und sich aktiv am Kindeswohl orientiert. In

Armutsfamilien sind meist alle Familienmitglieder psychisch bedürftig. Von daher ist es oft notwendig, mehreren Familienmitgliedern eine helfende Beziehung anzubieten, deren Intensität sich in aller Regel unterschiedlich gestaltet. Phasen kurzfristiger und engmaschiger Kontakte wechseln sich ab mit solchen, in denen die Hilfe kaum nachgefragt wird, wo Termine vergessen werden und kein Arbeitsbündnis aufrechterhalten werden kann. Der Beziehungsgestaltung kommt also in der Arbeit mit sozial benachteiligten Familien ein besonderer Stellenwert zu.

Die Fachkräfte sind als Teil der Jugendhilfe dem Wohl der Kinder verpflichtet und das bedeutet die Bereitschaft, mehr Verantwortung für das Aufrechterhalten der Beziehung zu übernehmen als sonst in der Beratung üblich. Für manche Eltern ist die therapeutische Distanz beängstigend; sie suchen viel Nähe und vermischen private und berufliche Kontakte. Berater, die mit diesem Personenkreis arbeiten, brauchen Flexibilität und die Fähigkeit, mit Rollenambiguität umzugehen und die Balance zwischen der nötigen Distanz und der notwendigen Nähe immer aufs Neue herzustellen.

Da Multiproblemfamilien meist in ein Multihelfernetz eingebettet sind, ist immer wieder eine Abstimmung mit anderen Helfern erforderlich, was mit einem wesentlich höheren Ausmaß an Telefonaten, Treffen, Vor- und Nachbereitung und nicht selten auch Auseinandersetzung verbunden ist.

Der Erfolg besteht häufig in kaum messbaren kleinen Veränderungen, wie in der Vergrößerung der Abstände von existenzbedrohenden Krisen oder im Stoppen von destruktiven Verläufen. Oft ist es schon ein Erfolg, wenn keine weitere Verschlechterung der Situation der Kinder eintritt. Zum Teil empfinden die Eltern die Helfer zwar als persönlich stabilisierend, dennoch werten sie deren Arbeit als nicht erfolgreich ab, da sie letztendlich doch nichts an der ökonomischen Belastung ändern kann. Die Berater müssen also eine hohe intrinsische Motivation für diese Arbeit besitzen.

Schließlich ist diese Arbeit für Berater sehr belastend. Man erfährt die eigenen Grenzen, fühlt sich angesichts der Fülle der Probleme und ihrer Ausweglosigkeit selbst hilflos, man nimmt wenig Veränderung wahr, erfährt viel Druck von anderen Institutionen, die mit der Familie befasst sind, und nicht selten widersprüchliche Aufträge. Man übernimmt Gefühle der Ohnmacht. In Teams werden diese Gefühle nicht selten durch eine Überhöhung der eigenen Kompetenz, durch Eigenidealisierung ausgeglichen. Die Arbeit mit sozial benachteiligten Familien erfordert mehr Zeit, aber auch mehr Flexibilität als die mit gut strukturierten und motivierten Familien. Es ist hier besonders schwer, die eigene Arbeitsmotivation aufrechtzuerhalten, d.h. Maßnahmen der Psychohygiene, wie gegenseitige Unterstützung in einem Team oder regelmäßige Supervision und Intervention, sind hier besonders

wichtig. Dem drohenden Burnout sollte durch die Möglichkeit zu vermehrter „Co-Arbeit“ und durch ausgleichende Arbeitsinhalte, aber auch persönliche Regeneration in der Freizeit begegnet werden.

Literatur

- Baving, L. (1999): Ergebnisse aus den Mannheimer Längsschnittstudien zur Dissozialitätsforschung. Landesarbeitsgemeinschaft für Erziehungs- Jugend- und Familienberatung Bayern. Mitteilungen Dezember 1999, S. 7-14.
- Bittner, G. (2000): Erziehungsberatung – Kleine Psychotherapie oder spezifisches Angebot der Jugendhilfe? Informationen für Erziehungsberatungsstellen 3: 12-22.
- Bowlby, J. (1995): Bindung; Historische Wurzeln, therapeutische Konzepte und klinische Relevanz. In: Spengler, G.; Zimmermann P. (Hg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart, S. 17-26.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.)(1998): Zehnter Kinder- und Jugendbericht. Bonn.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.)(1990): Achter Jugendbericht. Bonn.
- Holz, G.; Hock, B. (1999): Armutslagen von Kindern und Jugendlichen in Deutschland am Ende des 20. Jahrhunderts. SOS-Dialog: Kinderarmut in Deutschland. Fachmagazin des SOS-Kinderdorf e.V. S. 10-15.
- Koschorke, M. (1973): Unterschicht und Beratung. Wege zum Menschen 25: 129-163.
- Koschorke, M. (1975): Zur Praxis der Beratungsarbeit mit Unterschichtfamilien. Wege zum Menschen, 27: 315-331.
- Nielsen H.U.; Müller C.W. (1986): Sozialpädagogische Familienhilfe – Probleme, Prozesse, Langzeitwirkungen. Weinheim.
- Lenz, A. (1997): Gemeindepsychologisches Handeln in der Beratung. Gemeindepsychologischer Rundbrief Nr.1/97, S. 25-39.
- Lenz A.; Straus. F. (1998): Gemeindepsychologische Perspektiven in der Familienberatung. In: Körner, W.; Hörmann, G. (Hg.): Handbuch der Erziehungsberatung, Bd. 1. Göttingen, S. 435-454.
- Lösel, F.; Bender, D. (1996): Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklungspsychopathologie: Zur Kontroverse um patho- versus salutogenetische Modelle. Kongreßbericht DGP.
- Lösel, F.; Bender, D. (1999a): Von generellen Schutzfaktoren zu differentiellen protektiven Prozessen: Ergebnisse und Probleme der Resilienzforschung. In: Opp, G.; Fingerle, M.; Freytag, A. (Hg.): Was Kinder stärkt. München, S. 37-58.
- Lösel, F.; Bender, D. (1999b): Aggressives und delinquentes Verhalten von Kindern und Jugendlichen: Kenntnisstand und Forschungsperspektiven. Landesarbeitsgemeinschaft für Erziehungs-, Jugend- und Familienberatung in Bayern. Mitteilungen Dezember 1999, S. 15-37.
- Opp, G.; Fingerle, M.; Freytag, A. (1999): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München.
- Schröder, W. (1997): Beraterpraxis, Institution und Evaluation. System Familie 10: 92-103.
- Seus-Seberich, E. (1981): Unterschicht- und Randgruppenberatung. In: Hockel, M.; Feldhege, F.J. (Hg.): Handbuch der Angewandten Psychologie, Bd. 2: Behandlung und Gesundheit. Landsberg, S. 661-690.
- Seus-Seberich, E. (1992): Gemeindepsychologische Perspektiven der Familienarbeit. In: Böhm, I.; Faltermaier, T.; Flick, U.; Krause, J.M. (Hg.): Gemeindepsychologisches Handeln: ein Werkstattbuch. Freiburg, S. 133-145.

Seus-Seberich, E. (2000): Erziehungsberatung zwischen Therapie und Prävention. Ein gemeindepsychologischer Zugang zur Beratungspraxis am Beispiel des Münchner SOS- Beratungs- und Familienzentrums. *Frühförderung interdisziplinär*, 19: 30-38.

Seus-Seberich, E.; Rudeck, R. (1999): Arm und nicht glücklich. Arme Kinder in der Familienberatung. *SOS-Dialog: Kinderarmut in Deutschland*. Fachmagazin des SOS-Kinderdorf e.V., S. 27-35.

Stadler, A.-E. (1992): Die analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie in der Individualpsychologie. In: Witte, K.W. (Hg.): *Praxis und Theorie der Individualpsychologie heute*. München, S. 94-102.

Werner, E. (1999): Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz. In: Opp, G.; Fingerle, M.; Freytag, A. (Hg.): *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*. München, S. 25-36.

Ute Ziegenhain

Frühe und beziehungsfördernde Intervention bei Säuglingen aus psychosozial belasteten Familien

Die Bedeutung von Bindung beziehungsweise der Einfluss von Bindungserfahrungen auf die Entwicklung von Kindern ist bekannt. Es gibt viele begründete Argumente und empirische Belege dafür, dass frühe und präventive oder therapeutische Maßnahmen dann zwingend notwendig sind, wenn die Interaktion beziehungsweise die Beziehung zwischen Säugling und Eltern belastet oder gestört ist. Allerdings ist einschränkend hinzuzufügen: Beziehungsfördernde Interventionen sind nicht die alleinigen Heilmittel oder die alleinigen präventiven Maßnahmen im Säuglings- und Kleinkindbereich. Insbesondere in der Arbeit mit Säuglingen und Eltern aus psychosozial belasteten Familien ist beziehungsfördernde Beratung und Therapie nur ein Baustein, der zwar wichtig ist, aber für sich alleine genommen und ohne Verknüpfung mit aufeinander abgestimmten und ergänzenden Hilfen wirkungslos bleiben dürfte (Bütow, 1998).

Diese Überlegungen werden im Folgenden am Beispiel eines Interventionsprojektes mit jugendlichen und allein erziehenden Müttern und ihren Säuglingen diskutiert.

Zuvor werden einige Besonderheiten in der Erlebens- und Verarbeitungsweise von Kindern aus psychosozial belasteten Familien beschrieben, wie sie sich vor dem Hintergrund einer bindungstheoretischen Perspektive und bisher vorliegender Forschungsbefunde ableiten lassen.

Entwicklung und Risiken hoch unsicherer Bindung

Nach vorliegenden Forschungsbefunden entwickeln Kinder aus psychosozial belasteten Familien häufiger unsichere beziehungsweise hoch unsichere Bindungsbeziehungen als Kinder aus nicht belasteten Familien.

Hoch unsichere Bindung bei Kindern aus psychosozial belasteten Familien

Dabei stellen Misshandlung oder Vernachlässigung, depressive Erkrankung der Eltern oder Alkoholmissbrauch gravierende Risiken für die Entwicklung

hoch unsicherer Bindung dar (Lyons-Ruth & Jacobwitz, 1999). Vorliegende Forschungsbefunde belegen, dass 80 Prozent misshandelter Kinder hoch unsicher gebunden waren (Carlson, Cicchetti, Barnett & Braunwald, 1989). In einer ähnlich hohen Zahl waren in einer anderen Untersuchung gleichermaßen misshandelte und vernachlässigte Kinder hoch unsicher gebunden, nämlich mit 60 Prozent (Crittenden, 1995; 1988). In Untersuchungen bei Kindern depressiver Mütter waren zwischen 40 Prozent und 60 Prozent der Kinder hoch unsicher gebunden (Teti, Gelfand, Messinger & Isabella, 1995; DeMulder & Radke-Yarrow, 1991; Lyons-Ruth, Connell, Grunebaum & Botein, 1990). Hoch unsichere Bindungen waren außerdem häufiger bei Kindern von alkoholkranken Müttern (O'Connor, Sigman & Brill, 1987), bei Kindern jugendlicher und allein erziehender Mütter oder bei Kindern in Familien mit ausgeprägten Partnerschaftskonflikten der Eltern (Owen & Cox, 1997; Solomon & George, 1999).

Bindung als Anpassungsstrategie

Hoch unsichere Bindung lässt sich klinisch einer Bindungsstörung gleichsetzen (Zeanah, 1996). Sie unterscheidet sich damit insofern sowohl von den Stilen sicherer als auch von unsicherer Bindung, als sie keine Anpassungsstrategie an die jeweilige Beziehungsumwelt von Kindern darstellt. Anpassungsstrategien sichern aus biologischer Sicht das physische Überleben des Kindes und vermitteln aus einer psychologischen Perspektive emotionale Sicherheit und Selbstvertrauen. Sicher gebundene Kinder dürften solche idealtypischen Beziehungserfahrungen machen. In emotionalen Notsituationen können sie sich gewöhnlich darauf verlassen, dass ihre Bindungsperson sie tröstet und sie bei der Regulation ihrer Gefühle unterstützt beziehungsweise ihnen als sichere Ausgangsbasis für die Erkundung ihrer näheren sozialen und gegenständlichen Umgebung zur Verfügung steht.

Unsicher gebundene Kinder, so die bindungstheoretische Interpretation, erleben aufgrund schwieriger Interaktionserfahrungen mit ihrer Bindungsperson nur unzureichende emotionale Sicherheit, schlimmstenfalls sogar auch nur unzureichende körperliche Fürsorge. Diese Kinder lernen im Verlauf des ersten Lebensjahres mit diesen unzureichenden Reaktionen ihrer Bindungsperson so weit umzugehen, dass sie sich ihrer zumindest eingeschränkt versichern können. Unabhängig davon aber, ob Kinder mit einer emotional unterstützenden oder einer eher überfordernden oder feindseligen beziehungsweise überfürsorglichen Bindungsperson umgehen, stellt ihr Verhalten zumindest aktuell eine gelungene und organisierte Anpassung an ihre jeweilige Beziehungsumwelt dar. Längerfristig betrachtet haben unsi-

cher gebundene Kinder im Vergleich mit sicher gebundenen Kindern allerdings Entwicklungsnachteile. Nach Forschungsbefunden gelten sie im Kindergarten- und Schulalter als weniger selbstbewusst und weniger sozial kompetent und flexibel.

Hoch unsicher gebundene Kinder können demgegenüber auch aktuell ihre Beziehungssituation mit ihrer jeweiligen Bindungsstrategie offenbar nicht mehr oder nur unter hohen emotionalen Kosten bewältigen. Dabei lassen sich ihre Beziehungserfahrungen nach bindungstheoretischer Interpretation als Furcht erregend und ängstigend interpretieren, und zwar in zweierlei Hinsicht: Die Kinder fürchten sich *vorder* Bindungsperson, oder die Bindungsperson selbst scheint unter unbewältigten Ängsten zu leiden (Main & Hesse, 1990). Nach dieser Hypothese ist das Kind in einem unlösbaren Konflikt gefangen. Furcht aktiviert, biologisch vorprogrammiert, das kindliche Bindungssystem. Das Kind muss daher unweigerlich Nähe und Kontakt zur Bindungsperson suchen. Ist aber die Bindungsperson diejenige, bei der das Kind Schutz sucht, gleichzeitig und in Personalunion diejenige, die seine Furcht verursacht, dann kollabieren seine Verhaltensstrategien und seine Aufmerksamkeit (Lyons-Ruth & Jacobwitz, 1999).

Verhalten von Bindungspersonen hoch unsicher gebundener Kinder

Die Bindungsperson wird in solchen Konfliktsituationen als bedrohlich beschrieben. Der für das Kind ängstigende Aspekt dabei ist die Drohung, tatsächlich oder emotional im Stich gelassen zu werden. Dies ist die Auffassung von Judith Solomon und Carol George, zwei Bindungsforscherinnen, die sich insbesondere mit der Entwicklung hoch unsicherer Kinder beschäftigen (Solomon & George, 1999). Zu den alltäglichen Erfahrungen von Kind und Bindungsperson gehören dann beispielsweise Situationen, in denen sich das Kind beim Herumrennen im Supermarkt das Knie aufschlägt und die Mutter ihm nicht nur Trost verweigert, sondern es darüber hinaus harsch zurückweist und sagt, es solle nur nicht zu ihr kommen, sie habe kein Mitleid mit ihm. Eine andere alltagsnahe Situation beschreibt das Verhalten einer Mutter, die ihr hoch verstörtes Kleinkind nach dessen Besuch bei seinem getrennt lebenden Vater alleine in seinem Zimmer lässt und die Tür schließt, weil sie sich nicht in der Lage fühlt, mit dem Kind zurechtzukommen (vgl. Solomon & George, 1999).

In unterschiedlich intensiver Form werden in diesen Vignetten die vorhandenen bindungsbezogenen Ängste des Kindes dadurch verstärkt, dass die Mutter das Kind zurückweist oder noch weiter ängstigt. Dadurch

aktiviert sie gleichzeitig das Bindungssystem des Kindes, also sein Bedürfnis nach Nähe und Trost. Als charakteristisch für diese Konfliktsituationen lässt sich die Unfähigkeit der Bindungsperson beschreiben, die Verstörung und Furcht des Kindes, wie sie bei Aktivierung des Bindungssystems eintritt, zu beenden beziehungsweise zu mildern (Solomon & George, 1999). Möglicherweise gelingt ihr dies deswegen nicht, weil sie die Furcht des Kindes nicht wahrnimmt oder sein Verhalten fehlinterpretiert.

Sind solche konflikthafter Erfahrungen nachhaltig und/oder stark angstauslösend, beeinträchtigen sie die Bewältigungskompetenzen des Kindes und seine Fähigkeiten, seine Gefühle flexibel zu regulieren. Dies dürfte insbesondere für Kleinkinder gelten, die mit den ihnen jeweils zur Verfügung stehenden Entwicklungskompetenzen nicht oder nur schwer mit ängstigendem elterlichen Verhalten zurechtkommen. Daher gelingt es ihnen in ausgeprägten Konfliktbeziehungen häufig nicht, eine organisierte Anpassungsstrategie im Umgang mit den Anforderungen ihrer Beziehungsumwelt zu entwickeln (Solomon & George, 1999).

Risiken hoch unsicherer Bindung

Die Risiken hoch unsicher gebundener Kinder liegen in der Entwicklung aggressiver Verhaltensauffälligkeiten im Kindergarten, depressiver Symptomatik, aber auch Verzögerungen in der kognitiven Entwicklung von der frühen Kindheit bis ins Jugendalter.

Zu betonen ist, dass hoch unsichere Bindung gewöhnlich nicht für sich alleine genommen, sondern in Kumulation und in Wechselwirkung mit anderen Risikofaktoren zu späteren Entwicklungs- und Verhaltensauffälligkeiten führt. Dazu gehören beispielsweise psychosoziale Risiken wie Armut, instabile Lebensverhältnisse, Trennungserfahrungen oder fehlende soziale Unterstützung ebenso wie biologischen Risiken, aber auch kritische Lebensereignisse, die die Lebenssituation des Kindes und seiner Familie zusätzlich belasten.

Hoch unsichere Bindung ist also kein eigenständiger Risikofaktor, aber sie erhöht das Risiko späterer Verhaltensprobleme dann, wenn sie in Kumulation und in Wechselwirkung mit anderen Risikofaktoren auftritt.

Umgekehrt gilt sichere Bindung als Schutzfaktor (Rutter, 1990; McLoyd, 1998). Sichere Bindung wird als wichtiger Vorläufer späterer flexibler und kompetenter Bewältigungsstrategien und positiver Selbstentwicklung angesehen (Troy & Sroufe, 1987; Cassidy, 1990; Suess, Grossmann & Sroufe, 1992). Sie wirkt also der Entwicklung von Verhaltensauffälligkeiten und Entwicklungsstörungen entgegen. Die Förderung feinfühligem elterlichen

Verhaltens ist daher ein Weg, die Entwicklung sicherer Bindung zu unterstützen.

Frühe und präventive Intervention

Gezielte bindungsfördernde Maßnahmen sind insbesondere bei Kindern aus psychosozial belasteten Familien notwendig, und zwar besonders dann, wenn vielfältigen Entwicklungsrisiken wenig Schutzfaktoren gegenüberstehen, die diesen nachteiligen Einfluss abpuffern können. Dabei haben sich frühe und präventive Interventionen bewährt.

Entsprechend entwicklungspsychologischer Befunde lassen sich Warnzeichen für mögliche spätere Probleme bereits früh im Säuglings- und Kleinkindalter erkennen. Solche frühen Warnzeichen äußern sich in Missverständnissen und Störungen der Eltern-Kind-Interaktion, und zwar auch dann, wenn sie noch dezent und noch nicht klinisch auffällig sind. Interaktionscharakteristika auf Seiten der Bezugsperson sind beispielsweise verzögert oder fehlende Wahrnehmung kindlicher Signale, wie inadäquate Interpretationen und Reaktionen auf diese Signale. Dazu gehört beispielsweise über- und/oder unterstimulierendes Verhalten. Interaktionscharakteristika beim Kind zeigen sich in Problemen oder Störungen seiner Regulations- und Belastungsverhaltensweisen (Als, 1982; Brazelton, 1984; Papousek & Papousek, 1987).

Verhaltensprobleme oder Störungen bei Säuglingen und Kleinkindern sind also immer im Kontext ihrer Beziehung mit den Eltern zu betrachten. Diese Auffassung folgt der zentralen bindungstheoretischen Annahme, nach der sich Entwicklung in Beziehungen vollzieht und ihre Qualität durch die gemeinsame Ausgestaltung von Kind und Bezugsperson entscheidend beeinflusst wird (Bretherton, 1987). Die Folge dieser Auffassung ist, dass „Verhaltensprobleme“ auf dieser Altersstufe sich gewöhnlich nicht nach altersentsprechend klar formulierten Kriterien diagnostizieren lassen. Verhaltensprobleme bei Säuglingen und Kleinkindern tauchen vielmehr nur in Interaktion mit bestimmten Bezugspersonen oder in bestimmten Kontexten auf. Sie sind zudem eher situativ, d.h., sie lassen sich oft nur vorübergehend beobachten (Ziegenhain & Fegert, 2001).

Insofern lassen sich frühe Probleme von Kindern schwer pathologisieren. Das ist gut so. Gleichzeitig lässt sich hier frühes und präventives Vorgehen entwicklungspsychologisch begründen. Wird nämlich früh interveniert, dürften negative Interaktionsstrukturen gewöhnlich noch nicht vorgebahnt sein. Probleme sind noch nicht verfestigt, sondern äußern sich vielmehr zunächst in „Missverständnissen“ im Umgang miteinander. Gesunde Säuglinge und Kleinkinder verfügen über eine große Widerstandsfähigkeit

(Resilienz) und Verhaltensflexibilität. Selbst Symptome wie beispielsweise Schlaf-, Ess- oder Fütterstörungen verschwinden bei ihnen nach oft nur kurzer Intervention erstaunlich schnell, zumindest dann, wenn die Kinder nicht behindert und/oder biologisch/organisch vorgeschädigt sind. Haben sich demgegenüber aber anfängliche Missverständnisse in der alltäglichen Interaktion bereits zu chronischen Interaktionsproblemen verfestigt oder gar zu Verhaltensproblemen und Entwicklungsstörungen beim Kind entwickelt, ist Hilfe erst nach deutlich längerer Zeit und weniger erfolgreich wirksam (van IJzendoorn et al., 1995; Fonagy, 1996; Ziegenhain, Wijnroks, Derksen & Dreisörner, 1999).

Ein entwicklungspsychologisches Beratungsmodell

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen hat unsere Forschungsgruppe ein beziehungsorientiertes Beratungsmodell zur frühen Prävention entwickelt. Der Beratungsansatz ist als ein Baustein konzipiert, der sich flexibel in unterschiedliche Praxisfelder und institutionelle Hilfestrukturen integrieren und mit anderen Angeboten der Jugendhilfe verbinden lässt. Im Rahmen eines vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend sowie sechs kooperierenden Bundesländern geförderten Projekts wurde darauf aufbauend ein berufsbegleitendes Weiterbildungscurriculum entwickelt (Ziegenhain, Fries, Bütow & Derksen, 2004). Neben der Vermittlung entwicklungspsycho (patho-)logischen Wissens und von Beratungskompetenzen ist die nachhaltige Implementierung früher Beratung ein weiterer wichtiger Schwerpunkt dieses Weiterbildungscurriculums. Der entwicklungspsychologische Beratungsansatz verknüpft bindungstheoretische Annahmen und Befunde zur elterlichen Feinfühligkeit mit entwicklungspsychologischem Wissen über Bedürfnisse, Kompetenzen und Ausdrucksverhaltensweisen von Neugeborenen, Säuglingen und Kleinkindern.

Ziel der Beratung ist neben der Vermittlung allgemein entwicklungspsychologischen Wissens über Säuglinge und Kleinkinder auch, die jeweils unterschiedlichen individuellen Fähigkeiten des Kindes zu betonen. Besonders wichtig ist es zudem, die Sicherheit und das Selbstwertgefühl der Eltern zu stärken. Ein positives Selbstwertgefühl gilt als entscheidende Voraussetzung, die Perspektive des eigenen Kindes zu berücksichtigen und feinfühlig mit ihm umzugehen.

Die Durchführung der Beratung ist ressourcenorientiert und erfolgt in Anwesenheit des Säuglings. Auf der Grundlage von kurzen Videoszenen wird Verhalten primär aus der Perspektive des Kindes beschrieben und elterliches Verhalten darauf bezogen. Dabei werden grundsätzlich positive Interaktio-

nen einbezogen und negativen vorangestellt.

Am Beispiel einer Wickelsituation lässt sich dies illustrieren: Der Säugling wirkt körperlich belastet. Er hat ausfahrende Bewegungen, rudert häufig mit Armen und Beinen, überstreckt sich, streckt die Zunge heraus, ein nicht seltenes Belastungszeichen bei Säuglingen, oder grimassiert. Daneben aber zeigt er einige erfolgreiche Versuche, sich selber zu regulieren. Es gelingt ihm einige Male, die Hände über der Brust zu falten, er ist dann motorisch ruhiger und sehr kurzfristig aufmerksam.

Die Mutter wirkt ausschließlich auf die Pflegehandlung orientiert, schaut das Baby nicht an, ihr Gesichtsausdruck ist ausdruckslos, sie schweigt. Sie passt sich aber den Bewegungsabläufen des Babys einigermaßen an, und ist in ihren Bewegungen weder zu schnell noch zu langsam.

Dieser letztgenannte Aspekt positiven elterlichen Verhaltens wird in der folgenden Beratung an einem kurzen Videobeispiel thematisiert und mit den kindlichen Ansätzen von Selbstregulation und Ansprechbarkeit verknüpft. Dabei wird die Regulationskompetenz und Ansprechbarkeit des Säuglings als Folge des adäquaten und feinfühlig mütterlichen Verhaltens interpretiert.

Demgegenüber werden anschließende negative Interaktionsbeispiele ausschließlich aus der Perspektive des Säuglings beschrieben. Beispielsweise wird das Abwenden des Kopfes bei Überstimulation als Belastungs- und Überforderungszeichen beschrieben und damit von „absichtsvollem“ Verhalten unterschieden. Gleichzeitig werden Verhaltensweisen dargestellt, die dem Kind helfen können, sich zu regulieren.

Den aufeinander folgenden Beratungen werden dann jeweils neue Videoaufnahmen zugrunde gelegt.

Entwicklungspsychologische Beratung bei jugendlichen Müttern und ihre Säuglingen

Im Rahmen eines von der Berlin-Forschung geförderten Interventionsprojektes wurde der Beratungsansatz mit einer kleinen Gruppe von jugendlichen Müttern und ihren Säuglingen erprobt (Ziegenhain, Dreisörner & Derksen, 1999; Ziegenhain, Derksen & Dreisörner, 2003). Jugendliche und allein erziehende Mütter und ihre Säuglinge gelten im oben ausgeführten Sinne als Risikogruppe mit hoher psychosozialer Belastung und wenig abpuffernden Schutzfaktoren. Präventive Intervention kann hier als Schutzfaktor wirken und ist ein Versuch, drohende Entwicklungsbeeinträchtigungen zu verhindern beziehungsweise abzuschwächen.

Lebenssituation jugendlicher Mütter

Dabei ist weder das jugendliche Alter der Mütter noch die Familienform des Alleinerziehens für sich alleine genommen ein Risikofaktor. Vielmehr ist es entsprechend den vorhergehenden Überlegungen die Kumulation von Risikofaktoren, die jugendliche Mütter und ihre Säuglinge zu einer besonderen Risikogruppe machen.

Sie werden in einer Entwicklungsphase schwanger, in der sie eine Vielzahl alterstypischer Entwicklungsaufgaben zu bewältigen haben. Zu diesen gehören nicht unerhebliche körperliche Veränderungen und Anpassungsleistungen, die Aufgabe, sich in verschiedenen sozialen Rollen zu bewähren, unabhängig von den Eltern zu werden und ihre Identität und Persönlichkeit zu stabilisieren.

In dieser Entwicklungsphase schwanger zu werden und mit den Aufgaben einer Mutter konfrontiert zu werden, liegt außerhalb der in unserer Gesellschaft üblichen Entwicklungsnorm. Es bedeutet auch, mit vielfach unvereinbaren Anforderungen umzugehen. Nicht selten reagieren junge Mütter mit depressiver Symptomatik auf diese überfordernde Konfliktsituation, sie sind häufig in ihrer Identität eher diffus, weniger autonom und haben gleichermaßen Probleme mit sozialem Vertrauen als auch mit ihrem Selbstwertgefühl. All dies belastet die Persönlichkeitsentwicklung der jungen Mutter und damit ihre Sicherheit und Kompetenz, die Verantwortung und Sorge für einen Säugling zu übernehmen.

Hinzu kommen materielle, familiale und psychosoziale Belastungen, ebenso wie biografisch schwierige Vorerfahrungen. Jugendliche Mütter sind häufig arm und beziehen Sozialhilfe; sie sind gewöhnlich faktisch allein erziehend. Alleinerziehende Mütter aber haben oft wenig sozial unterstützende Beziehungen, besonders dann, wenn sie außerdem Sozialhilfe beziehen. Tatsächlich weisen Forschungsergebnisse auf instabile Verhältnisse in der Herkunftsfamilie jugendlicher Mütter hin und auf einen Mangel an sozialer Unterstützung. Jugendliche Mütter haben häufig selbst Mütter, die allein erziehend und arm sind.

Die frühe Verantwortung für ein Kind wirkt sich auch längerfristig negativ auf ihre soziale und finanzielle Situation aus. Sie haben gewöhnlich ihre Schul- und Berufsausbildung nicht abgeschlossen beziehungsweise beenden sie nicht aufgrund der zusätzlichen Verantwortung für das Kind. Eine unabgeschlossene Ausbildung aber gefährdet ihre Chance, eine dauerhafte und gut bezahlte Beschäftigung zu finden, die sie sozial ökonomisch absichert (vgl. Ziegenhain, Wijnroks, Derksen & Dreisörner, 1999; Ziegenhain, Dreisörner & Derksen, 1999).

Interaktion jugendlicher Mütter und ihrer Säuglinge

Diese schwierige und überfordernde Lebenssituation der Jugendlichen wirkt sich auch auf die Beziehung mit ihrem Säugling aus. Dies zeigt sich bereits in mangelnden Kenntnissen um kindliche Entwicklung, aber auch häufig in einem wenig feinfühligem Umgang mit dem Säugling.

Forschungsergebnisse zeigen, dass jugendliche Mütter im Unterschied zu älteren Müttern emotional weniger beteiligt wirken, weniger responsiv sind und sich weniger positiv verhalten.

Fehlende oder mangelnde Feinfühligkeit äußert sich bei jugendlichen Müttern besonders in unterstimulierendem Verhalten, wie beispielsweise ausgeprägtem Schweigen. Fehlende Feinfühligkeit findet sich aber auch als überstimulierendes Verhalten, wie sich in einer Tendenz zeigte, das Baby zu foppen und zu kneifen. Schließlich lässt sich sogar vernachlässigendes und misshandelndes Verhalten bei jugendlichen Müttern häufig dann finden, wenn sie wenig soziale Unterstützung erfahren und arm sind (vgl. Ziegenhain, Wijnroks, Derksen & Dreisörner, 1999; Ziegenhain, Dreisörner & Derksen, 1999).

Auswirkung fehlender Feinfühligkeit auf späteres Verhalten

Die schwierige Lebenssituation von Kindern jugendlicher Mütter beeinflusst nicht nur ihre emotionale Befindlichkeit im Säuglings- und Kleinkindalter, sondern hat auch längerfristige Auswirkungen auf ihre Entwicklung. Wie bereits insgesamt für die Entwicklung von Kindern aus psychosozial belasteten Familien erwähnt, zeigen auch Kinder jugendlicher Mütter im Vorschul- und Schulalter häufiger aggressiv auffälliges Verhalten ebenso wie Verzögerungen in ihrer kognitiven Entwicklung. Zudem werden im Jugendalter Jungen häufig straffällig und Mädchen früh sexuell aktiv und schwanger (vgl. Ziegenhain, Wijnroks, Derksen & Dreisörner, 1999; Ziegenhain, Dreisörner & Derksen, 1999).

Berlin-Forschungsprojekt „Jugendliche Mütter“

Auch die jugendlichen Mütter und ihre neugeborenen Säuglinge des Berliner Interventionsprojektes waren den beschriebenen vielfältigen Risikofaktoren ausgesetzt und die Entwicklung einer positiven Beziehung mit ihren Säuglingen war gefährdet. Sie lebten in Berliner Mutter-Kind-Einrichtungen, und zwar deswegen, weil sie in ihrer Herkunftsfamilie sozial und finanziell nicht unterstützt wurden.

Im Rahmen des Projektes erhielten eine Gruppe jugendlicher Mütter ab der Geburt ihres Säuglings bis zu seinem dritten Lebensmonat entwicklungspsychologische Beratung nach dem beschriebenen Ansatz.

Die Ergebnisse zeigen, dass die jugendlichen Mütter im Verlauf der dreimonatigen Intervention zunehmend und deutlich feinfühler mit dem Säugling umgingen. Sie unterschieden sich dabei von einer Gruppe von Müttern, die ein zeitlich angepasstes Gesprächsangebot erhalten hatten. Dabei war das Verhalten der Mütter dieser Gesprächsgruppe auch noch nach drei Monaten, am Ende der Intervention wenig feinfühlig.

Auch drei Monate nach Abschluss der Intervention waren die Mütter mit entwicklungspsychologischer Beratung noch deutlich feinfühler im Umgang mit dem dann sechs Monate alten Säugling als die Mütter mit Gesprächsangebot.

Zu diesem Zeitpunkt wurden darüber hinaus auch Mütter im Umgang mit ihrem sechs Monate alten Baby beobachtet, die überhaupt keine Intervention erhalten hatten. Die Gruppe dieser Mütter war am wenigsten feinfühlig (Ziegenhain, Wijnroks, Derksen & Dreisörner, 1999).

Besonderheiten früher und präventiver Beziehungsförderung

Frühe und präventive Intervention ist also wirksam. Dies lässt sich mittlerweile an einigen Untersuchungen mit übrigens ganz unterschiedlichen theoretischen Konzepten belegen. Gemeinsam ist ihnen ihre gewöhnlich schnelle Wirksamkeit.

Daniel Stern hat die Behandlung von Verhaltensproblemen im Säuglings- und Kleinkindalter unter dem Aspekt der Beziehungsabhängigkeit entscheidend konzeptualisiert (Stern 1998). Er charakterisiert frühe Beziehungsförderung als ein neues klinisches Feld. Dies hängt nicht nur mit dem jungen Alter der Kinder zusammen, sondern auch mit den für die Behandlung dieser Altersgruppe besonderen qualitativ neuen therapeutischen und beraterischen Anforderungen. Hierzu gehört wesentlich die Betrachtung des Klienten oder Patienten als „Beziehung“ und nicht als Einzelperson. Hierzu gehört, dass Säuglinge und Kleinkinder besonders schnell aufeinander folgende Entwicklungsveränderungen durchlaufen, auf die es sich einzustellen gilt. Hierzu gehören außerdem Fragen nach dem Zugang zu Familien. Eltern sind nicht zwangsläufig klinisch auffällig und haben nach ihrer eigenen Einschätzung bestenfalls ein „Problem“. In psychosozial belasteten Familien wird ein engagierter Helfer sich aber

häufig mit den Familien nicht einmal darauf einigen können.

Diese von Stern beschriebenen Besonderheiten früher Beratung zeigte sich auch bei den jugendlichen Müttern der hier beschriebenen Studie. Ihr Verhalten entspricht keineswegs herkömmlichen Erwartungen, nach denen Eltern aktiv um Hilfe nachsuchen. Jugendliche Mütter sind im Gegenteil gewöhnlich oppositionell und misstrauisch gegenüber professionellen Hilfeangeboten (Downing & Ziegenhain, 2001), wie im übrigen viele andere psychosozial belastete Familien auch. Für Berater und Therapeuten heißt dies, andere Zugangswege zu entwickeln. Entwicklungspsychologisch gedacht, lässt sich dieser Zugang ressourcenorientiert wählen. Damit sind Phasen relativer Offenheit gemeint. In der hier dargestellten Untersuchung mit den jugendlichen Müttern war dies die Phase der Schwangerschaft und Geburt. Die jungen Frauen hatten sich dafür entschieden, ihr Baby zu bekommen. Sie hatten es nicht abgetrieben und auch nicht zur Adoption freigegeben. Vermutlich konnten sie die Auswirkungen dieser Entscheidung, wenn überhaupt, nur begrenzt absehen. Sie erlebten aber infolge dieser Entscheidung und möglicherweise zum ersten Mal, dass sie eine „Aufgabe“ abschließen und erfolgreich bewältigen konnten, nämlich die der Schwangerschaft und Geburt. In dieser Phase waren sie optimistisch und offen. Innerhalb dieses Zeitfensters bietet sich eine erfolgversprechende Chance, eine Beratung oder Therapie zu beginnen (Brazelton, 1992; Ziegenhain, 1999; Downing & Ziegenhain, 2001). In der entwicklungspsychologischen Forschung gelten solche Übergänge im Lebenslauf als Phasen prinzipieller Offenheit für Veränderungen. Tatsächlich hätten wir viele der jungen Frauen, im Nachhinein betrachtet, nicht mehr für eine Beratung gewinnen können, wenn wir nur kurze Zeit später auf sie zugekommen wären. Dann nämlich hatte sich der Alltag eingestellt, die Erwartungen an eine ideale Zukunft wurden von der Realität dauernder Übermüdung und Überforderung eingeholt, und das häufig idealisierte Neugeborene erwies sich als ein normaler Säugling, manchmal sogar als ein schwieriger Säugling, der häufig schrie und sich vielleicht schwer trösten ließ.

Nach dieser Beobachtung bedeutet ein präventiver und ressourcenorientierter Zugang also auch, Familien früh kennen zu lernen, und zwar bevor etwaige Schwierigkeiten eingetreten sind. In der Arbeit mit psychosozial hoch belasteten Familien, bei denen Interaktionsprobleme und Entwicklungsbeeinträchtigungen gewöhnlich mit hoher Wahrscheinlichkeit zu erwarten sind, sollte ein solcher oder ähnlicher präventiver Zugang systematisch institutionalisiert werden.

Natürlich gehört dazu auch, Erstkontakte möglichst niedrigschwellig zu gestalten. Die jugendlichen Mütter unserer Untersuchungsgruppe waren nur

über den „aufsuchenden“ Weg zu erreichen, und auch dann selbst bei verbindlicher Terminabsprache nicht selbstverständlich zu Hause anzutreffen.

Allerdings dürfte ein solcherart ressourcenorientierter Zugang alleine nicht ausreichen, eine erfolgreiche Beratung oder Therapie zu begründen. Vielmehr scheint, in Analogie zum bindungstheoretischen Konzept der sicheren Basis, eine vertrauensvolle Beziehung der Beraterin oder des Beraters mit der Mutter ein zentraler Aspekt gelingender Intervention zu sein. In der Arbeit mit den jugendlichen Müttern zeigte sich die Tragfähigkeit dieser Beziehung spätestens dann, wenn erste Probleme in der Interaktion mit dem Säugling auftauchten. Eine erfolgreiche Beratung hing dann entscheidend davon ab, inwieweit es der Beraterin gelang, der jugendlichen Mutter zu helfen, ihre Gefühle von Ernüchterung, Hilflosigkeit, Frustration oder Ärger mit Verständnis und Einfühlung für die Perspektive des Kindes zu vereinbaren.

Eine stabile Beziehung lässt sich als wichtige soziale Unterstützung für die Familie interpretieren. Soziale Unterstützung aber gilt, ähnlich wie sichere Bindung beim Kind als ein zentraler Schutzfaktor, der im Umgang mit schwierigen Lebenssituationen abpuffernd wirken kann.

Eine stabile und verlässliche Beziehung entsteht natürlich nicht ohne weiteres. Wie alle Beziehungen setzt auch diese Zeit und natürlich eine feste Bezugsperson und Ansprechpartnerin voraus. Auch hier müssen neben fachlich/beraterischen Kompetenzen wesentliche institutionelle Voraussetzungen erfüllt sein, damit frühe und präventive Intervention erfolgreich durchgeführt werden kann.

Dann aber dürfte sich eine solche „professionelle Beziehungsinvestition“ auch längerfristig positiv auswirken. Frühe Beziehungsförderung verlangt nämlich, Hilfen auch über die Zeit hinweg vorausschauend und präventiv zu planen. Dies ist entwicklungspsychologisch begründet. Eltern-Kind-Beziehungen mit neuen, entwicklungscharakteristisch auftretenden Entwicklungsschritten, wie beispielsweise Verunsicherungen oder Autonomiebestrebungen, können erneut entgleisen. Gerade bei Familien mit zusätzlichen psychosozialen Belastungen können solche entwicklungscharakteristischen Herausforderungen dann problematisch verlaufen. Etablierte Beziehungen ermöglichen hier gleichermaßen niedrigschwellige und unpräzise, und vor allem schnelle und kostengünstige Hilfen. Positives Ergebnis der Intervention bei den jugendlichen Müttern war es, dass diese sich auch nach Ablauf der Beratung bei den Kolleginnen gemeldet haben, wenn erneute Schwierigkeiten oder Konflikte in der Interaktion mit dem Kind drohten oder aber andere Probleme auftauchten. Sie hatten soziale Kompetenzen erwor-

ben, Probleme rechtzeitig zu erkennen und rechtzeitig Hilfe zu suchen, bevor sich die Probleme chronifizierten.

Dennoch kann eine beziehungsorientierte Intervention bei psychosozial belasteten Familien nur eine Hilfe unter anderen sein. Gemäß der Erfahrungen mit jugendlichen Müttern zeigte sich, dass sich Probleme mit der Herkunftsfamilie, finanzielle Probleme, eigene Schulschwierigkeiten, Probleme mit dem Partner oder Trennung von ihm auch negativ auf die Beziehung der jungen Mütter mit dem Säugling ausgewirkt haben. Dies dürfte besonders dann der Fall sein, wenn die Stressbelastungen chronisch und/oder vielfältig sind.

Frühe und präventive Beziehungsförderung zumindest in psychosozial belasteten Familien ist also nur dann nachhaltig wirksam, wenn gleichzeitig andere Hilfen angeboten werden. Andernfalls dürfte sich ihre Wirkung „neutralisieren“. Dabei dürfte es ein Charakteristikum der Arbeit mit Säuglingen und Kleinkindern sein, dass die beraterischen oder therapeutischen Kompetenzen nicht mit den fachlichen Voraussetzungen einer isolierten sozialen oder medizinischen Profession abgedeckt werden können. Spätestens in der Arbeit mit psychosozial belasteten Familien wird deutlich, dass neben den beschriebenen entwicklungspsychologischen und beraterisch/therapeutischen Kompetenzen häufig eine Zusammenarbeit in und mit Jugendhilfe, Kinderpsychiatrie und Pädiatrie notwendig ist.

Eine solche institutionell abgestimmte Arbeit setzt allerdings voraus, dass die jeweiligen fachlichen Kompetenzen und (Be-) Handlungsmöglichkeiten klar definiert sind. Dazu gehört, dass die Grenzen der eigenen professionellen Zuständigkeiten beziehungsweise des Beginns der Zuständigkeiten anderer Disziplinen abgesteckt und akzeptiert sind.

Literatur

- Als, H. (1982): Toward a synactive theory of development: Promise for the assessment and support of infant individuality. *Infant Mental Health Journal*, 3, 229-243.
- Auhagen, A.E. (2001). Profil ja, Schmalspur nein: Zur Gegenwart und Zukunft psychologischer Beratung. *Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erziehungskultur*. Bd. 12, 1, 4-6.
- Bowlby, J. (1988). *A secure base. Clinical applications of attachment theory*. London: Routledge.
- Brazelton, T.B. (1984). *Neonatal Behavioral Assessment Scale*. Philadelphia: Lipincott.
- Brazelton, B.T. (1992). *Touchpoints*. New York: Guilford.
- Downing, G. & Ziegenhain, U. (2001). Besonderheiten der Beratung und Therapie bei jugendlichen Müttern und ihren Säuglingen – Die Bedeutung von Bindungstheorie und videogestützter Intervention. In G.J. Suess, H. Scheuerer-Englisch & W.-K.P. Pfeifer (Hrsg.). *Bindungstheorie und Familiendynamik*. Gießen: Psychosozial.
- Main, M. und Solomon, J. (1990) Procedures for identifying infants as disorganized/disoriented during the Ainsworth Strange Situation. In: M. T. Greenberg, et al. (Eds.): *Attachment in the preschool years*. Chicago: University of Chicago Press, 121-159.

Osofsky, J.D., Hann, D.M. & Peebles, C. (1993). Adolescent parenthood. Risks and opportunities for mothers and infant. In C.H. Zeanah (Ed.). *Handbook of infant mental health* (106-119). Guilford: New York.

Papousek, H. & Papousek, M. (1987). Intuitive parenting: A dialectic counterpart to the infant's integrative competence. In J.D. Osofsky (Ed.). *Handbook of infant development* (669-720). New York: Wiley.

Solomon, J. & George, C. (1999). Attachment disorganization. New York: Guilford.

Stern, D. (1998). *Mutterschaftskonstellation*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Van Ijzendoorn, M.H., Juffer, M. & Duyvesteyn, M.G.C. (1995). Breaking the intergenerational cycle of insecure attachment: A review of the effects of attachment-based interventions on maternal sensitivity and infant security. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 36, 225-248.

Ziegenhain, U., Dreisörner, R. & Derksen, B. (1999). Intervention bei jugendlichen Müttern. In G.J. Süss & W.-K. Pfeifer (Hrsg.). *Frühe Hilfen. Die Anwendung von Bindungs- und Kleinkindforschung in Erziehung, Beratung, Therapie und Vorbeugung* (222-245). Gießen: Edition Psychosozial.

Ziegenhain, U., Wijnroks, L., Derksen, B. & Dreisörner, R. (1999). Entwicklungspsychologische Beratung bei jugendlichen Müttern und ihren Säuglingen: Chancen früher Förderung der Resilienz. In G. Opp, M. Fingerle & A. Freytag (Hrsg.). *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz* (142-165). München: Ernst Reinhardt Verlag.

Ziegenhain, U. & Fegert, J.M. (2001). Diagnostik und Behandlung von Verhaltensproblemen im Kleinkindalter. In R. Frank & B. Mangold (Hrsg.). *Psychosomatische Grundversorgung bei Kindern und Jugendlichen. Kooperationsmodelle zwischen Pädiatrie und Kinder- und Jugendpsychiatrie* (27-41). Stuttgart: Kohlhammer.

Ziegenhain, U., Derksen, B. & Dreisörner, R. (2003). Frühe Elternschaft: Jugendliche Mütter und ihre Kinder. *Monatsschrift Kinderheilkunde*, 151, 608-612.

Elfriede Seus-Seberich **Erziehungsberatung bei Kindern und Familien in Armutslagen** Institutionelle und konzeptionelle Voraussetzungen

Es gibt mehrere Gründe, über eine stärkere Ausrichtung der Erziehungsberatung auf Kinder und Familien in Armutslagen nachzudenken. So nimmt die Armut von Kindern und Familien seit geraumer Zeit in der Bundesrepublik kontinuierlich zu: War 1965 jedes 25. Kind von Sozialhilfe abhängig, so war es 1999 bereits jedes zwölfte Kind unter sieben Jahren. In Einkommensarmut lebt heute etwa jedes siebte Kind. Besonders von Armut bedroht sind Einelternhaushalte, Migranten und kinderreiche Familien (Elfter Kinder- und Jugendbericht, 2002).

Ein grundsätzliches Thema in diesem Zusammenhang ist die Verteilungsgerechtigkeit, also die Entscheidung, nach welchen Kriterien öffentliche Mittel verteilt werden. Einer solidarischen ethischen Haltung entspricht die besondere Unterstützung der Schwachen in unserer Gesellschaft. Der Elfte Jugendbericht formuliert dies so: „Die Kinder- und Jugendhilfe gehört zu jenen Leistungsbereichen, die vom Grundsatz her, d.h. qua Existenz ein Beitrag zur Chancengleichheit sind, indem sie durch ihre Angebote und Dienste Kinder und Jugendliche in benachteiligten Lebenslagen unterstützen und ihnen kompensatorisch Ressourcen für die Entwicklung von Bewältigungsstrategien bereitstellen“ (Elfter Kinder- und Jugendbericht, S. 148). Dies gilt natürlich auch für die Erziehungsberatung).

Eine eher pragmatische, aber derzeit in der Praxis besonders wichtige Frage ist, wie die immer knapper werdenden Ressourcen am sinnvollsten verteilt werden können. Hier steht die Erziehungsberatung in Konkurrenz zu anderen Formen ambulanter Hilfen. Kurz-Adam (2001) formuliert dies als Gefahr für die Erziehungsberatung in ihrer derzeitigen Position innerhalb der Jugendhilfe. Sie stellt fest, „im Vorfeld zur stationären Unterbringung von Kindern – als ambulante Hilfe, die am Zustandekommen der Hilfe beteiligt war oder als ambulante Hilfe, die im Vorfeld der Hilfe tätig war, erscheint die Erziehungsberatung kaum. Diese „Vorfeld“-Marginalität ist dabei nicht so sehr auf die präventive Leistungsfähigkeit der Erziehungsberatung zurückzuführen, die stationäre Hilfen zu vermeiden vermag – sonst wären die Unterbringungszahlen in den stationären Hilfen längst rückläufig. Sie

entspricht, so bitter dies auch sein mag, ihrem Stellenwert als ambulante Hilfe im Erziehungshilfeverbund“ (S. 12).

Dabei weist Kurz-Adam die Verantwortung – entsprechend der zentralen Kritik des Achten Jugendberichts – den Erziehungsberatungsstellen selbst zu: „Die Ursache für diesen geringen Stellenwert liegt sicherlich auch an der von den Beratungsstellen selbst beanspruchten Autonomie gegenüber dem Jugendamt oder der Bezirkssozialarbeit“ (S. 12). Und die Autorin stellt ein Bedrohungsszenario auf: „Überall dort, wo Krisen und Gefährdungsfälle komplexe Hilfestellungen über Verfahren notwendig machen, werden die Kompetenzen und das versammelte Wissen der Erziehungsberatungsstellen strukturell ausgegrenzt oder bleiben im Unsichtbaren. Diese Unsichtbarkeit ihrer Leistungen im Spektrum der Jugendhilfe kann ihr aber auch zum Verhängnis werden“ (S. 12).

Auch wenn man Kurz-Adam bei der Begriffsbestimmung der Erziehungsberatung ausschließlich nach § 28 als Hilfe zur Erziehung und der daraus resultierenden Folgerung einer „Zukunft der Erziehungsberatungsstellen im Jugendhilfeverbund“ nicht folgen mag, so steht doch die Kosten sparende Funktion der Erziehungsberatung im Vordergrund der Überlegungen von Politik und Verwaltung, die über die Verwendung vorhandener öffentlicher Mittel entscheiden. Erziehungsberatung sollte unter diesem Aspekt einen Beitrag leisten, um später einsetzende und kostspieligere Formen der Jugendhilfe zu vermeiden, zu verkürzen oder zumindest ihre Erfolgsaussichten zu verbessern. In der Eigen-Logik der Erziehungsberatung als (auch) präventiv einsetzender Dienst nach §§ 16, 17 und 18 kann sie dies am besten durch eine Profilschärfung in der Arbeit mit Risikogruppen entwickeln. Da Armut zu den bedeutendsten Risikofaktoren für die Entwicklung von Kindern gehört (z.B. Hans Weiß, 2000), folgt daraus die Notwendigkeit der Entwicklung einer besonderen Kompetenz in der Beratung von Familien in Armutslagen.

Armut und die Institution Erziehungsberatung – geschichtlicher Abriss

Die Erziehungsberatung verdankt ihre Entstehung u. a. der Beschäftigung mit armen und verwahrlosten bzw. kriminellen Kindern und Jugendlichen. So wurde 1903 eine heilpädagogische Beratungsstelle durch Cimbal, einen Kriminalpsychiater, gegründet, was teilweise mit dem Beginn der Erziehungsberatung gleichgesetzt wird (Abel, 1998). In Wien wurden früh psychoanalytische Erkenntnisse für die Beratung von Eltern genutzt. Dabei

war Adlers erste Erziehungsberatungsstelle eine Fortsetzung von Kursen an der Arbeiter-Volkshochschule „Volksheim“ in einem sozial schwierigen Bezirk. Und Aichhorn richtete aufgrund seiner Erfahrungen als Fürsorgeerzieher eine Beratungsstelle für verwahrloste Kinder und Jugendliche ein. Bis 1928 entstand in Wien ein Netz von 22 stadtteilorientierten Erziehungsberatungsstellen.

Mit der Verabschiedung des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes 1922 wurde das Recht des Kindes auf Erziehung in Deutschland gesetzlich verankert und „Beratung in Angelegenheiten der Jugendlichen“ eine Aufgabe der Jugendämter in Städten über 10000 Einwohner. Aufgrund der damaligen Finanzknappheit der Städte wurden diese allerdings nicht zur Durchführung dieses Gesetzes verpflichtet. Die Weltwirtschaftskrise um 1929 führte zu einem Abbau von Leistungen der Jugendhilfe bis hin zur Ausgrenzung der nicht mehr Erziehbaren aus der Fürsorgeerziehung (Presting 1998, Geib et al. 1994, Abel, 1998).

Im Nationalsozialismus wurde die Auffassung der spezifischen menschlichen Gleichheit verworfen und das Prinzip der Solidarität wich dem der Auslese, wie bereits ansatzweise am Ende der Weimarer Republik. Nicht das Wohl des Kindes, also des Individuums, sondern das „Volksgesamtwohl“ war der Leitgedanke der Jugendhilfe. Die Erziehungsberatung wurde als Arbeitsfeld von Psychologen – statt Psychotherapeuten oder Psychiatern – etabliert; deren Diagnostik diente jedoch v.a. zur Selektion nach der Nützlichkeit für das „Volksganze“.

Nach dem Krieg setzte die Neugründung der Erziehungsberatung nach dem Vorbild der amerikanischen Child-Guidance-Kliniken die durch den Nationalsozialismus unterbrochene Tradition des besonderen Augenmerks für verwahrloste Kinder und Jugendliche nicht fort. Erziehungsberatung war eher nach dem Modell einer Poliklinik konzipiert und beschäftigte sich zunächst nicht mit sozialer Ungleichheit; sie sollte die Anpassung der Kinder an ihre unmittelbare Umwelt verbessern, d.h., die Störung wurde nach dem klinischen Modell als Eigenschaft des Individuums gesehen (Geib et al, 1994).

Legitimiert wurden Beratungsstellen aber u.a. auch damit, „daß die Erziehungsnotwendigkeiten nicht geringer, sondern größer geworden sind in diesen 10 Jahren, da die neue Wohlstandshaltung die Familien und damit die Kinder noch mehr schädigt, als es vorher der Krieg getan hat“ (Jandl, 1964, zit. nach Presting 1989, S. 13). Erziehungsberatung wurde in Länderrichtlinien geregelt; sie sollte offen für alle sein, d.h., es wurde der Grundversorgungsauftrag betont.

In den siebziger Jahren begann sich die Sichtweise des Auftrags der

Erziehungsberatung zu verändern; so wurde nun eine „schichtspezifische Selektion“ in der Klientel der Erziehungsberatung beklagt (Koschorke 1973). Der Achte Jugendbericht fasst die Aussagen aus dem sechsten und siebten Jugendbericht zu diesem Thema so zusammen: „Danach sollte die personellen und institutionellen Ressourcen der Erziehungs- und Familienberatung stärker Kindern, Jugendlichen, Eltern und Familien zugute kommen, die mit besonders belasteten individuellen Lebenslagen und sozioökonomischen Bedingungen konfrontiert sind“ (Achter Jugendbericht, 1990, S. 137).

Andererseits wurden bereits Mitte der siebziger Jahre erste Beratungsstellen für Unterschichtfamilien gegründet (Koschorke 1975, Arbeitsgruppe Familienzentrum Neuperlach 1980, Seus-Seberich 1981).

Eine Untersuchung im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung zu offenen Formen der Beratung 1986 fand in Bayern zwei Beratungsstellen, das entsprach zwei Prozent aller Beratungsstellen, mit einer Schwerpunktsetzung in offenen Beratungsbereich für eine bestimmte Klientel, nämlich Klienten aus der Unterschicht, jeweils in sozialen Brennpunkten einer Großstadt (Institut für Psychosoziale Praxisforschung, 1986).

Der Achte Jugendbericht (1990) fand mit seiner Kritik an den Erziehungsberatungsstellen besonders viel Beachtung: „Unterschichtfamilien, Familien, die von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen bzw. von sozioökonomischen Problemen geprägt sind, bleiben, auch wenn sie aufgrund ihrer Notlage Krisenintervention oder therapeutische Hilfe brauchen, auf den Allgemeinen Sozialdienst und die Beratungsstellen der Wohlfahrtsverbände angewiesen, die für sie leichter und ohne Schwellenängste erreichbar sind“ (S. 137). Offen bleibt allerdings, inwieweit Erziehungsberatungsstellen und Beratungsstellen der Wohlfahrtsverbände nicht zum Teil identisch waren.

Durch das 1991 in Kraft getretene Kinder- und Jugendhilfegesetz wurde Erziehungsberatung eindeutig als eine Leistung der Jugendhilfe definiert; zunehmend wurden ihre Leistungen für die klassische Jugendhilfeklientel reklamiert und durch unterschiedliche Finanzierungsmodi bzw. neue Zugangswege über den Hilfeplan auch in Anspruch genommen.

Sonderfall DDR/neue Bundesländer

Während die alten Bundesländer das Problem sozialer Ungleichheit kennen, war die Situation in den neuen Bundesländern von einer anderen Erfahrung mit Armut und auch einer anderen Geschichte der Erziehungsberatung geprägt.

Im Gegensatz zur BRD, wo Erziehung von Kindern im Wesentlichen

Privatsache der jeweiligen Eltern ist, gab es in der DDR einen gesellschaftlichen Erziehungsauftrag. Kinder werden von der Gesellschaft als ihr höchstes Gut definiert und gesellschaftliche Rahmenbedingungen geschaffen, welche allen Kindern gleiche Entwicklungsmöglichkeiten, Bildung, berufliche Entwicklung und nach staatlich definierter Leistung, soziale Eingliederung ermöglichen.

In der DDR gab es für Männer und Frauen nicht nur das Recht, sondern auch eine gewisse Pflicht zur Arbeit (auch ca. 98% aller Frauen waren berufstätig). Familien mit Kindern wurden besonders gefördert. So musste ein Ehegatte ab dem dritten Kind gar nicht mehr zurück bezahlt werden, Krippen- und Kindergartenplätze sowie bis zur vierten Klasse Ganztagsbetreuung standen allen Kindern für den Preis des Essgeldes (ab dem dritten Kind für alle Kinder kostenlos) zur Verfügung. Auch für Alleinerziehende waren Kinder kein Armutsrisiko. Von Geburt eines Kindes an hatte das Gesundheitswesen für eine regelmäßige Betreuung zu sorgen und ab dem dritten Lebensjahr übernahm das Bildungswesen die Betreuung und Bildung der Kinder.

Bis zur zehnten Klasse gab es (mit Ausnahme von speziellen Sprachschulen für Russisch ab der fünften Klasse und verschiedenen speziellen Förderschulen, LRS-, Sprach-, Hörgeschädigte, Blindenschule, Förderschulen für Lernbehinderte, verhaltensauffällige Kinder u.a.m.) für alle Kinder das gleiche Bildungsangebot.

In der DDR existierte ein „Armutsbegriff“ praktisch nicht. Es gab die Arbeiter und Bauern später unter den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften zusammengefasst, die Werktätigen und die Schicht der Hochschulkader, „der Studierenden“. Problematische Entwicklungsverläufe ergaben sich in erster Linie aus biologischen aber auch familiären Risikofaktoren (zu letzteren gehörten mangelnde Bildung der Eltern, asoziale Lebensweise, hohe Geschwisterzahlen usw.).

Sowohl das Gesundheitswesen, wie auch das Bildungswesen aber ebenso die Arbeitskollektive der Eltern trugen in solchen Fällen Verantwortung für die Kinder. Erziehungsberatungsstellen im heutigen Sinne gab es nicht.

Psychologische und psychotherapeutische Leistungen waren an die Kinderneuropsychiatrie und an die Schulärzte gebunden. Fragen der Erziehung und Bildung an die Pädagogik der Kindergärten und Schulen in Form von Lehrerkonferenzen und Elternbeiräten.

Das Jugendamt bediente sich bei seinen Entscheidungen neben o. g. Institutionen der Einschätzung der Arbeitskollektive der Eltern, es sei denn, politische Sanktionen führten zu willkürlichen Entscheidungen.

Die sozialen Schichten der BRD lernen die ehemaligen DDR-Bürger seit der Wende zum Teil schmerzlich kennen und durch eine Arbeitslosigkeit von mehr als 20 Prozent auch Armut mit all ihren schrecklichen Folgen.

Heute beschäftigt sich Erziehungsberatung intensiv mit der gesellschaftlichen Situation und sucht nach Antworten auf neue Entwicklungen. Demnach wird registriert, dass immer mehr Kinder und Jugendliche in armutsbetroffenen Haushalten leben; dass die Familienform der Patchworkfamilien immer häufiger wird und insgesamt Sicherheiten durch Enttraditionalisierung schwinden. Gleichzeitig haben die Beratungsstellen mit schwindenden Ressourcen – insbesondere Geld und Zeit – zu kämpfen, während die Komplexität der Fälle durch stärkere Einbeziehung von sog. Multiproblemfällen immer mehr zunimmt (Fröhlich, 2003).

Der Elfte Jugendbericht (2002) konstatiert denn auch: „Daneben wird auch die Erziehungs- bzw. Trennungs- und Scheidungsberatung im Rahmen der Beratung und Unterstützung von Familien zumeist mit problematischen Lebenssituationen der Ratsuchenden konfrontiert (Hundsatz 1995, S. 238; Statistisches Bundesamt 2000c, S. 85). In Beratungs- und Aushandlungsprozessen stellt sich für die Kinder- und Jugendhilfe immer wieder die Aufgabe, mögliche Auswirkungen sozioökonomisch prekärer Lebenssituationen rechtzeitig zu erkennen und aufzufangen bzw. Lösungsmöglichkeiten für Probleme anzubieten“ (Elfter Jugendbericht, S. 152).

Heute kann also der immer wieder zitierte Vorwurf, Erziehungsberatung beschäftige sich nicht mit dem Problem armutsbelasteter Kinder und Familien, nicht mehr aufrecht erhalten werden (Nitsch 2001), wie auch die vorliegende Befragung der bke deutlich demonstriert: Demnach kann man von einem Anteil von ca. 25 Prozent armutsbetroffener Kinder in der Erziehungsberatung ausgehen. Diese Zahl übertrifft den Anteil armer Kinder in der Gesamtbevölkerung deutlich.

Wir halten aufgrund vielfältiger Erfahrungen Erziehungsberatung für Kinder und Familien in Armutslagen grundsätzlich gut geeignet, wenngleich auch noch Verbesserungen sinnvoll sind. Folgende Faktoren sind dazu hilfreich:

Das multiprofessionelle Team ermöglicht es, der Komplexität der Probleme armutsbetroffener Familien gerecht zu werden.

Erziehungsberatung ist Teil der psychosozialen Grundversorgung; es besteht im Prinzip eine flächendeckende Versorgung. Die Kenntnis des Sozialraums, die breite Vernetzung der Beratungsstellen und ihre lebensweltliche Orientierung der Beratungsinhalte kommt Familien in Armutslagen entgegen. Besonders günstig ist es, wenn Beratungsstellen auch räumlich in Wohngebieten mit vielen sozial benachteiligten Familien angesiedelt sind.

Von allen Hilfen zur Erziehung hat Erziehungsberatung in der Regel den leichtesten und unbürokratischsten Zugang; sie ist also die niedrigschwelligste Hilfe und kann ohne Vorschaltung eines Verwaltungsaktes in Anspruch genommen werden. Dies wird u. a. von Familien genutzt, die massive Krisen erleben, aber vor der Einschaltung des Jugendamtes Angst haben. Erziehungsberatung kann somit frühzeitig und damit präventiv einsetzen.

Die spezifischen Kompetenzen der Erziehungsberatung werden immer öfter im Rahmen der Gewährung und Ausgestaltung von Jugendhilfeleistungen benötigt und sind für eine verbesserte Zuweisung zu Hilfen eine noch zu wenig genutzte Ressource. Gerade diese Kompetenzen sind aber auch in der eigenständigen Hilfestellung besonders wichtig und werden von den anderen ambulanten Hilfen nicht in dieser Form und Fachlichkeit erbracht:

- Multimodale Diagnostik; Beachtung der individuellen Problemlage jedes Einzelfalls
- Entwicklungspsychologie; insbesondere Bindungstheorie und Resilienzforschung sind für die Arbeit im Kontext Armut bedeutsam
- Kinder- und familientherapeutische Kompetenzen
- Pädagogisch-psychologische Kompetenzen
- Dienstleistungs- und lösungsorientierte Angebote
- Kompetenz in Beziehungsarbeit
- Flexibilität und Methodenreichtum
- Vernetzungskompetenz
- Gemeindepsychologische und lebensweltorientierte Handlungskonzepte

Die Dauer der Beratung steht in der Regel nicht in Abhängigkeit zu ihrer ökonomischen Selbsterhaltung, sie kann daher flexibel bedürfnisorientiert gestaltet werden.

Gesetzlicher Auftrag: Spannungsfeld zwischen Grundversorgung für alle und Abbau von Benachteiligungen

Erziehungsberatung nach § 28 ist eine Hilfe zur Erziehung, auf die nach den Kriterien des § 27, Abs. 2 ein individueller Rechtsanspruch besteht, wenn die Voraussetzungen gegeben sind, nämlich, dass „eine dem Wohl des Kindes oder des Jugendlichen entsprechende Erziehung nicht gewährleistet ist und die Hilfe für seine Entwicklung geeignet und notwendig ist“. Dieses Recht richtet sich an alle Schichten und Gruppierungen der Bevölkerung, sofern sie Kinder zu erziehen haben. Auch die Leistungen nach § 16 richten sich an alle

„Mütter, Väter, andere Erziehungsberechtigte und junge Menschen“, § 17 und 18 an „Mütter und Väter“.... Damit ist Erziehungsberatung eine Hilfe, die grundsätzlich allen offen steht. Sie ist Teil einer psychosozialen Grundversorgung und wird beispielsweise in München daher in der Produkt- wie Finanzierungslogik den Infrastrukturangeboten „Familienhilfen“ (und nicht den Erziehungshilfen) zugeordnet.

Auf der anderen Seite heißt es im § 1 des KJHG, Absatz (3).1. Jugendhilfe solle „dazu beitragen, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen“. Damit ist also bereits im KJHG ein Spannungsfeld zwischen allgemeinem Angebot und Angeboten für benachteiligte Zielgruppen angelegt. Benachteiligung im Rahmen der Jugendhilfe bedeutet in der Regel, dass bei spezifischen Gruppierungen besondere Entwicklungsrisiken bestehen und daher der Bedarf an Unterstützung größer ist als im Durchschnitt der Bevölkerung. Das ist bei Familien in Armutslagen in besonderem Maße gegeben.

Gleichzeitig haben gerade diese Gruppierungen oft besondere Schwierigkeiten, Hilfe in Anspruch zu nehmen, sei es, dass ganz andere als erzieherische Probleme im Vordergrund stehen, sei es, dass es Hemmschwellen gibt. Motivation zur Beratung darf nicht unbedingt vorausgesetzt werden.

Zielgruppenorientierung bedeutet in der Regel zweierlei, nämlich Schwel lenenkung und Zugangserleichterung für diese spezifische Zielgruppe, sowie für deren Bedürfnisse und Eigenarten zugeschnittene spezifische Arbeitsformen. Beides erfordert einen erhöhten Zeitaufwand und erhöhte Flexibilität, meist auch ein Arbeiten unter schwierigeren Bedingungen und bei geringerer Eigenmotivation der Klientel.

Überlässt man den Zugang nur der Motivation der Klientel, so werden solche Zielgruppen durch gut motivierte, zuverlässige und erfolgreiches Arbeiten garantierende Familien unabsichtlich verdrängt; es ist daher notwendig, die, meist besonders mühsame und weniger sichtbaren Erfolg versprechende – Arbeit mit speziell gefährdeten Zielgruppen strukturell abzusichern.

Beides lässt sich nur unter besonderen strukturellen Bedingungen verwirklichen und diese sollen hier dargestellt werden.

Institutionelle Voraussetzungen, um mit diesem Spannungsfeld umzugehen

Als Folge der beschriebenen Widersprüche kann sich ein konkreter Aufgabenkonflikt ergeben zwischen dem Auftrag der Grundversorgung, der alle

Bevölkerungsgruppen gleichermaßen umfasst, und einem besonderen Aufwand für spezifische Zielgruppen, die damit in irgendeiner Form bevorzugt werden. Eine besondere Anstrengung hinsichtlich bestimmter Zielgruppen bei gleich bleibenden Ressourcen bedeutet in der Regel zwangsläufig, dass die Ressourcen für die Grundversorgung reduziert werden müssen und das wird sich entweder in der Quantität oder in der Qualität der Aufgabenerfüllung niederschlagen. Damit dieser Konflikt nicht unreflektiert oder auf Kosten der Mitarbeiter oder einer der Aufgaben gelöst wird, sind bestimmte Voraussetzungen hilfreich:

Haltung des Trägers – Leitbild

In der Erziehungsberatung haben wir es wie bei anderen kostenfreien Leistungen mit einem Dreiecksverhältnis zu tun zwischen den Leistungserbringern, also der Beratungsstelle, den Leistungsempfängern, also den Klienten und denjenigen, die die Leistung bezahlen. In der Erziehungsberatung ist dieses Dreieck oft noch weiter ausdifferenziert, da die Leistungen sowohl vom Träger als auch von der Kommune und zum Teil darüber hinaus auch vom Bundesland finanziert werden. Über ein besonderes Bemühen um eine spezifische Zielgruppe muss also bei allen Geldgebern Einverständnis herrschen. Ein besonderes Augenmerk liegt jedoch beim Träger, denn dieser stellt die Mitarbeiter ein und übt die Dienst- und Fachaufsicht aus.

Es handelt sich dabei um grundsätzliche Bewertungen und in der Regel sind diese in Leitbildern von Trägern formuliert.

So positioniert sich der SOS-Kinderdorf-Verein, der seit 1977 Träger von Beratungsstellen mit dem Schwerpunkt der Beratung sozial benachteiligter Familien ist, in seinem Leitbild folgendermaßen: „Der SOS-Kinderdorf e.V. ist ein Sozialwerk, das sich für benachteiligte Kinder, Jugendliche und Erwachsene im In- und Ausland engagiert“ (Leitbild des SOS-Kinderdorf e.V. S. 8).

Haltung des Teams – Bedarfssicht; Selbstdefinition

Vielfach ist beim Umgang mit armutsbetroffenen Familien die Haltung des Beraters von besonderer Wichtigkeit. Überlasse ich beispielsweise den Zugang zu der Beratungsstelle dem Markt – was mit „freier Zugang“ umschrieben wird – so werden hier Personen bevorzugt, die sich marktentsprechend verhalten, sich also selbstbewusst um die entsprechende Leistung bemühen und sich motiviert und engagiert an Veränderungsprozessen arbeiten. Es ist eine bewusste Entscheidung des Teams notwendig, sich dem Problem des besonderen Bemühens um belastete Zielgruppen zu stellen, und seine eigenen Aufgaben entsprechend zu definieren (siehe Konzept

SOS-Beratungs- und Familienzentrums München in diesem Band).

Auftrag der Geldgeber (Jugendamt, Kommune, Land)

Während in früheren Jahren die Aufgaben der Beratungsstellen durch Zuwendungsrichtlinien geregelt waren, die sich vor allem auf Inputvariablen bezogen (Ausstattung der Räume, Anzahl und Ausbildung des Personals), so werden die Leistungen der Beratungsstellen zunehmend in Leistungsbeschreibungen gefasst, und z.T. vertraglich geregelt. Dabei wird mehr und mehr die Jugendhilfeplanung einbezogen, die auf gleichmäßige Versorgung mit Einrichtungen zu achten hat. Somit wird in weit stärkerem Maß als je zuvor auf Inhalt und Organisation der Erziehungsberatung Einfluss genommen. Auf der anderen Seite haben ErziehungsberaterInnen Einfluss durch Gremienarbeit und Beteiligung an der Jugendhilfeplanung und können dabei die von ihnen wahrgenommenen Bedarfe einbringen. In der Regel suchen Kommunen zunehmend die Beratungsstellen „in die Pflicht“ zu nehmen, d.h. auf große Verbindlichkeit bei der Übernahme von Aufgaben seitens des Jugendamts (z.B. durch Hilfeplan) zu achten. Die Klientel, die durch diesen Zugang in Beratung vermittelt wird, ist mit größerer Häufigkeit von Armut betroffen als bei reiner „Komm-Struktur“. Allerdings muss dabei darauf geachtet werden, dass der gesetzlich vorgesehene (§ 16 – keine Bedingung für Leistungszugang) freie Zugang nicht eingeschränkt wird, denn hier können gerade Familien zu Beginn von Krisen erreicht werden, die sonst in sehr viel späteren Stadien familiärer Probleme jugendamtsbekannt werden. Eine intensive Kommunikation mit den Geldgebern auch über die Inhalte der Arbeit wird in Zukunft das reine Ausfüllen von Zuschussanträgen und Verwendungsnachweisen ersetzen.

Beispiel: In München finden alljährlich Planungsgespräche zwischen den Erziehungsberatungsstellen und der Steuerung der Familienhilfen im Jugendamt mit – inhaltlichen – Zielvereinbarungen statt. Dabei spielen die eigenen Ziele der Einrichtungen, die Sozialstruktur des Einzugsbereichs sowie übergeordnete Ziele des Jugendamtes und des Sozialreferats eine erhebliche Rolle.

Finanzierung

Neu definierte Aufgaben wirken – ebenso wie die knappen Kassen – auf die Finanzierung von Erziehungsberatung zurück. Die früher allgemein übliche Zuschussfinanzierung (meist Fehlbedarfsfinanzierung) durch Kommune und Land ist zunehmend verschiedenen, zum Teil fallbezogenen Finanzierungsformen gewichen. Gerade die vom Jugendamt vermittelten Fälle gehören als „Hilfe zur Erziehung“ (§ 28) in die finanzielle Verpflichtung der Kommune

und es haben sich daher neue Formen wie Fallpauschalen oder Fachleistungsstunden entwickelt, die die präventiven Aufträge anteilig mit beinhalten oder es gibt Mischformen von Sockelzuschüssen und fallbezogener Entlohnung.

Solche Finanzierungsmodelle können und müssen auf den gestiegenen Zeitbedarf bei Multiproblemfamilien Rücksicht nehmen. Sie sind nicht ganz unproblematisch zu sehen, denn einer der Vorteile der EB war, dass sie sich nicht über die zeitliche Dimension refinanziert und daher flexibel bedarfsgerecht im Einzelfall vorgehen konnte.

Interne Steuerung und Controlling

Um der beschriebenen Gefahr der Verdrängung von Armutsfamilien durch gut motivierte Mittelschichtfamilien entgegen zu wirken, müssen interne Steuerungsmöglichkeiten etabliert werden. Solche Steuerungsmöglichkeiten sind z.B.

Kontingenzierung der Zeit für bestimmte Aufgaben

Die Zeit für Grundversorgung (nach Warteliste) und für Arbeiten mit besonderen Zielgruppen wird kontingenziert und es werden unterschiedliche – zu den Zielgruppen passende – Kriterien für Auslastung entwickelt.

Es werden unterschiedliche Zugangswege zur Beratung etabliert. Neben dem Zugang über Selbstmeldung gibt es z.B. einen Zugang durch Vermittlung anderer Institutionen oder über Hilfepläne. Bewährt haben sich auch Zugänge über Entlastungsangebote, materielle Hilfen oder über Angebote für Kinder.

Bei bestimmten Formen der Armut, verbunden mit einer Problemhäufung in bestimmten Quartieren ist die Erziehungsberatung in der üblichen Organisationsform überfordert. Dies kann für spezifische soziale Brennpunkte, für Stadtviertel mit einem besonders hohen Migrantenanteil, für Siedlungen von Aussiedlern, für Flüchtlinge insbesondere in Unterkunftsanlagen u.ä. gelten. Hier haben sich jedoch an die Beratungsstelle angegliederte Projekte bewährt.

Dabei sind bestimmte Mitarbeiter mit dieser Aufgabe betraut und verfügen dazu über spezifische Arbeitsmethoden, Zeit- und Finanzkontingente. Typisch dafür ist, dass der Zugang meist über andere Hilfen (z.B. materielle Vergünstigungen, Entlastungsangebote, Gemeinwesenarbeit oder offene Treffs) geschieht oder aber die Familien über die Kinder erreicht werden.

Projekte dieser Art gibt es z.B. in Würzburg in der Zellerau in einem sozialen Brennpunkt (Fröhlich 2003) oder in München mit Flüchtlingsfami-

lien, die in Asylbewerberheimen leben (Urbanek 2002).

Zur Steuerung gehört auch Controlling. So können z.B. aus der sozialen Situation des Einzugsgebiets Ziele abgeleitet werden (z.B. mindestens 30 % Familien und Kinder in Armutslagen oder Migranten zu erreichen). Diese Ziele müssen mit entsprechenden Daten überprüft werden können. Die bke beabsichtigt dazu ein Instrument zu entwickeln, mit dem Ressourcenarmut bei Familien relativ schnell ermittelt werden kann und welches Teil der Jahresstatistik werden kann.

Kenntnis des sozialen Raums (Sozialdaten aus dem Einzugsbereich)

Um zu realistischen Zielvorgaben zu kommen, müssen den Beratungsstellen Daten aus der Sozialplanung zur Verfügung gestellt werden. In München erhebt das Stadtjugendamt seit einigen Jahren Daten über einzelne Stadtteile, die einen Aufschluss über Armutsbelastung geben können. Solche Daten sind z.B. die Anzahl der Haushalte mit Kindern, die von Sozialhilfe leben; die Anzahl allein erziehender Haushalte; die Anzahl von Familien mit mehreren Kindern oder die Anzahl von Migrantenfamilien bzw. -kindern. Sie werden in Bezug gesetzt mit der Anzahl von BeraterInnen pro Kind oder pro Haushalt und mit den Empfehlungen der bke verglichen und es ist geplant, die personelle Versorgung der Stadtteile durch Berater darauf abzustimmen.

Verankerung im Konzept

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, die Arbeit mit Armutsfamilien im Konzept der Einrichtung zu verankern. Dazu können folgende Bausteine gehören:

Ziele

Es muss explizit zu den Zielen der Einrichtung gehören, benachteiligte Bevölkerungsgruppen mit ihren Angeboten zu erreichen.

Zugangswege und -strukturen (vielfältige Zugänge), Öffentlichkeitsarbeit

So sind konzeptionell Zugangsbarrieren zu überprüfen und abzubauen. Dazu gehören die Lage der Einrichtung (soweit veränderbar), die Öffnungszeiten, zu- und nachgehende Formen der Arbeit, Zusammenarbeit mit Personen und Einrichtungen, die in Kontakt mit armutsbetroffener Bevölkerung sind und Formen der Öffentlichkeitsarbeit, die armutsbetroffene Familien erreichen.

Armutsbetogene Qualitätsentwicklung

Im Rahmen der Qualitätsentwicklung sollte die Eignung der Beratungsprozesse für entsprechende Zielgruppen überprüft werden.

Personalentwicklung

Sucht man besonders benachteiligte Bevölkerungsgruppen zu erreichen, so ist eine Auseinandersetzung mit Gerechtigkeitsbegriffen und der ethischen Fundierung der Arbeit notwendig. Nachdem nicht unbegrenzte Ressourcen zur Verfügung stehen, wird man immer wieder mit Prioritätensetzung, d.h. Fragen der Verteilungsgerechtigkeit konfrontiert und sollte dazu eine klare Haltung entwickeln. Das Bemühen, eine Zusammenarbeit mit einer schwierigen Armutsfamilie zu erreichen, kann nämlich bedeuten, dass eine hoch motivierte Mittelschichtfamilie mit ihren ebenfalls berechtigten Anliegen länger auf eine Beratung warten oder weiterverwiesen werden muss.

Neben der ethischen Ebene ist auch eine Auseinandersetzung mit unbewussten Selektionsmechanismen etwa durch die eigene Sozialisation oder eine unreflektierte Übertragung von Mittelschichtnormen auf die Klientel notwendig.

Ein weiterer Bereich ist die Stärkung spezifischer Kompetenzen im Team: Bei der Planung von Fortbildungen ist darauf zu achten, dass Kompetenzerwerb in für diese Klientel geeignete Arbeitsformen erfolgt. So können z.B. Fortbildungen zum Thema Schuldnerberatung oder interkulturelle Kompetenz sinnvoll sein. Weitere Formen können Konzepttage oder In-House-Fortbildungen zum Umgang mit armutsbetroffenen Familien sein. Selbsterfahrung und Supervision sollten auch schichtspezifische Barrieren thematisch bearbeiten.

Zusammensetzung des Teams

Beratungsstellen, die schwerpunktmäßig mit dem Thema Armut konfrontiert sind, sollten sich in der Auswahl der bei ihnen beschäftigten Berufsgruppen darauf einstellen. Es kann in der Arbeit mit armutsbetroffenen Familien sinnvoll sein, die traditionellen Berufe Psychologe oder Sozialpädagoge durch Erzieher oder Heilpädagogen zu ergänzen, deren Tätigkeit sich insbesondere auf die Förderung der Kinder bezieht und die Erziehungskompetenz auch durch Lernen am Vorbild (etwa in der Gruppenarbeit) weitergeben können. Auch die Mitarbeit eines Rechtsanwalts mit dem Schwerpunkt Familienrecht hat sich als hilfreich erwiesen. Mitarbeiter mit Migrationserfahrung und/oder entsprechenden Sprachkenntnissen können einen spezifischen Zugang zu Migrantenfamilien ermöglichen, ebenso der Einsatz beratungserfahrener Dolmetscher.

Vernetzung und Kooperation

Familien in Armutslagen haben neben den psychischen Problemen immer auch materielle Sorgen und sehr oft kommen noch weitere Probleme hinzu.

Nicht selten sind sie der Gruppe der Multiproblemfamilien zuzurechnen. Von daher reichen die Hilfsangebote der Beratungsstelle häufig nicht aus. In besonderer Weise hat der Allgemeine Sozialdienst mit armutsbetroffenen Familien zu tun, sodass eine gute Zusammenarbeit auch über die Einzelfälle hinaus dringend erforderlich ist.

Eine Gefahr bei Multiproblemfamilien ist ein zu komplexes Helfersystem, das das Chaos der Familie widerspiegelt und damit wenig hilfreich sowie unökonomisch ist. Hier ist die Analyse, Strukturierung und ggf. Reduzierung des Helfersystems eine wichtige Intervention. (Kühnl und Schwärzler, 1998)

Auch um schnell auf andere notwendige Hilfen zurückgreifen zu können oder um andere Ressourcen des Sozialraums zu erschließen, ist eine gute fallübergreifende Vernetzung unabdingbar. Diese Zusammenarbeit sollte professionalisiert werden und kann über Kooperationsvereinbarungen Verbindlichkeit gewinnen. Gleichzeitig ist dies eine Möglichkeit, aus der potenziellen Konkurrenz zu anderen Formen der Jugendhilfe (Kurz-Adam 2001) in eine Kooperationsbeziehung zu gelangen und auch niedrigschwelligere Hilfen für Familien (z.B. Mütterzentren, Familienbildung) in Problemlösungen einzubeziehen.

Eine weitere Voraussetzung für Kooperation statt Konkurrenz ist eine Profilschärfung und klare Indikationenstellung für Erziehungsberatung, aber auch für die anderen Formen der Jugendhilfe vor Ort.

Aus- und Fortbildung

Die intensiviertere Beschäftigung mit Familien und Kindern in Armutslagen sollte sich im Berufsbild des „Erziehungsberaters“ niederschlagen und durch entsprechende Fortbildungen gesteuert werden. Zu bedenken ist aber auch, dass Armut eine von vielen Differenzierungen von Familien ist und keine Kategorie, die diese Familien zu grundsätzlich „anderen“ macht. Armut kann jeden treffen, das Risiko ist vor allem für Familien besonders hoch und jede einzelne Familie wird ihr eigenes Bewältigungsmuster aufweisen. Eine Auseinandersetzung mit der sozioökonomischen Seite von Problemlagen schärft und verbessert die Beratungsqualität insgesamt, darf aber nicht zu undifferenzierten Vorurteilen führen.

Literatur

- Abel, A.H. (1998): *Geschichte der Erziehungsberatung: Bedingungen, Zwecke, Kontinuitäten*. In: Körner, W.; Hörmann, G.: *Handbuch der Erziehungsberatung Band 1*. Göttingen: Hogrefe
- Arbeitsgruppe Familienzentrum Neuperlach (1980): *Eine Beratungsstelle für sozioökonomisch benachteiligte Familien*. In: Gerlicher, K. (Hrsg.): *Prävention*. Göttingen: Verlag für medizinische Psychologie, 68 – 96
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2002) (Hrsg.): *Elfter Kinder- und*

Jugendbericht. Berlin: MuK. Medien- und Kommunikations GmbH

Der Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (1990) (Hrsg.): *Achter Kinder und Jugendbericht*. Bonn : Bonner Universitäts-Buchdruckerei

Fröhlich, H. (2003): Der Psychotherapeutische Beratungsdienst (Eltern-, Jugendlichen- und Erziehungsberatung): Eine Einrichtung im präventiven Bereich der Jugendhilfe. In: ???

Geib, N. H. W.; Rosarius, A.; Trabant, D. (1994): *Auf Spurensuche...Zur Geschichte der Erziehungsberatung*. In: Cremer, H.; Hundsals, A.; Menne, K. (Hrsg.): *Jahrbuch für Erziehungsberatung Band 1*. Weinheim und München: Juventa

Holz, G.; Hock, B. (1999): *Armutslagen von Kindern und Jugendlichen in Deutschland am Ende des 20. Jahrhunderts*. In: *SOS-Dialog. Fachmagazin des SOS-Kinderdorf e.V. 1999. Kinderarmut in Deutschland*, 10 – 15

Institut für Psychosoziale Praxisforschung (1986): *Realisierungschancen Offener Formen der Beratung in Bayern*. München: Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung

Koschorke, M. (1973): *Unterschichten und Beratung*. In: *Wege zum Menschen* 25, 129 – 163

Koschorke, M.: (1975): *Zur Praxis der Beratungsarbeit mit Unterschichtsfamilien*. In: *Wege zum Menschen* 27, 315 – 331

Kühnl, B.; Schwärzler, B. (1998): *Multiproblemfamilien in der Erziehungsberatung*. In: *Jugendhilfe*, 1/1998, 48 – 55

Kurz-Adam, M. (2001): *Erziehungsberatung als flexible Hilfe? Entwicklungsperspektiven der Erziehungsberatungsstellen im Jugendhilfeverbund*. Vortragsmanuskript zur Fachtagung „Den Wandel gestalten. Die Erziehungsberatung der Caritas – ein Angebot im Netz der Kinder- und Jugendhilfe“. *Fachtagung zur Konzeptionsentwicklung der Erziehungsberatungsstellen des Caritasverbands der Erzdiözese München und Freising e.V. 30. 5. 2001*

Nitsch, R. (2001): *Armut und Erziehungsberatung*. In: Menne, K.; Hundsals, A. (Hrsg.): *Jahrbuch für Erziehungsberatung 4*. Weinheim und München: Juventa

Presting, G. (1991): *Zur Geschichte institutioneller Erziehungsberatung nach dem Zweiten Weltkrieg. Entwicklung struktureller Bedingungen und Arbeitsweisen*. In: Presting, G. (Hrsg.): *Erziehungs- und Familienberatung*. Weinheim und München: Juventa

Seus-Seberich, E. (1981): *Unterschicht- und Randgruppenberatung*. In: Hockel, M.; Feldhege, F. J. (Hrsg.): *Handbuch der Angewandten Psychologie Bd. 2: Behandlung und Gesundheit*. Landsberg: Verlag moderne industrie, 661 – 690

Seus-Seberich, E. (2000): *Erziehungsberatung zwischen Therapie und Prävention. Ein gemeindepsychologischer Zugang zur Beratungspraxis am Beispiel des SOS-Beratungs- und Familienzentrums*. In: *Frühförderung interdisziplinär* 19, 30 – 38

Seus-Seberich, E. (2001): *Erziehungsberatung bei sozial benachteiligten Familien*. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 50, 265 – 278

SOS-Kinderdorf e.V. (1999): *Leitbild des SOS-Kinderdorf e.V.* München

Urbanek, F. (2002): *„Traumwelt“ Deutschland*. In: EB Verbund München – Münchner Erziehungsberatungsstellen (Hrsg.): *Themenheft 02: Interkulturelle Beratung*. München: Druck Ring München

Herbert Schilling

Arme Familien in der institutionellen Beratung

Ergebnisse einer bke-Erhebung

Im Rahmen des Projekts „Armut und Erziehungsberatung“ wurde von der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung (bke) eine Erhebung durchgeführt. Ein im Juli 2002 an alle Erziehungs- und Familienberatungsstellen verschickte Fragebogen zielte auf die damalige Praxis der Erfahrung der Einrichtungen in diesem Kontext, mit dem Ziel, einen fachlichen Austausch zum Thema Armut und Erziehungsberatung zu befördern.

Rücklaufquote

Von 1120 angeschriebenen Erziehungs- und Familienberatungsstellen schickten 586 den Erhebungsbogen zurück. Das entspricht einer Rücklaufquote von 52,3 Prozent. Prüft man die Verteilung der Antworten träger- und länderspezifisch, kann man anhand der Ergebnisse dieser Prüfung von einer weitgehenden Repräsentativität der im Folgenden referierten Erhebungsergebnisse ausgehen:

Träger	Anteil Grundgesamtheit	Anteil Teilnehmer an Erhebung
AWO	6%	6%
DRK	2%	1%
evangelische	22%	19%
katholische	21%	24%
Paritätischer Wohlfahrtsverband	2%	2%
SOS	1%	1%
sonstige freie	12%	14%
öffentliche	34%	32%

Land	Anteil Grundgesamtheit	Anteil Teilnehmer an Erhebung
Baden-Württemberg	13%	12%
Bayern	12%	16%
Berlin	5%	5%
Brandenburg	4%	3%

Bremen	1%	1%
Hamburg	2%	2%
Hessen	6%	7%
Mecklenburg-Vorpommern	3%	3%
Niedersachsen	9%	8%
Nordrhein-Westfalen	22%	19%
Rheinland-Pfalz	4%	4%
Saarland	1%	1%
Sachsen	6%	6%
Sachsen-Anhalt	4%	4%
Schleswig-Holstein	4%	4%
Thüringen	4%	5%

Sozioökonomische Situation der Ratsuchenden

Mit einem klaren Bekenntnis antwortet die große Mehrheit der Erziehungs- und Familienberatungsstellen auf die Frage, ob sie der Ansicht seien, dass eine qualitativ gute Erziehungs- und Familienberatung die Kenntnis der sozioökonomischen Situation der Ratsuchenden voraussetzt. Mit „ja“ antworten 90 Prozent der Einrichtungen und mit „nein“ 8 Prozent (2% machen keine Angaben). Die trägerspezifische Auswertung zeigt allerdings einige bemerkenswerte Unterschiede bei der Beantwortung dieser Frage:

Antworten auf die Frage, ob eine qualitativ gute Erziehungs- und Familienberatung die Kenntnis der sozioökonomischen Situation der Ratsuchenden voraussetzt:

	ja	nein	keine Angabe
AWO	78,4%	16,2%	5,4%
DRK	87,5%	0,0%	12,5%
evangelische Träger	88,4%	8,0%	3,6%
katholische Träger	92,3%	7,7%	0,0%
Paritätischer Wohlfahrtsverband	100,0%	0,0%	0,0%
sonstige freie Träger	85,4%	11,0%	3,7%
SOS	100,0%	0,0%	0,0%
öffentliche Träger	92,5%	6,4%	1,1%
Gesamtergebnis	90,0%	8,0%	2,0%

Auf die Frage, für wie bedeutsam die sozioökonomische/wirtschaftliche Situation der Ratsuchenden für die Beratungsarbeit gehalten wird, wurde wie folgt geantwortet:

sehr bedeutsam	bedeutsam	weniger bedeutsam	unbedeutend	keine Angabe
19,3%	71,2%	8,2%	0,3%	1,0%

Weiter wurde im Eingangsabschnitt des Erhebungsbogens gefragt, wie die Beratungsstellen Kenntnis von der sozioökonomischen Situation der Ratsuchenden erlangen. Die sozioökonomische Situation der Ratsuchenden wird demnach in 66,2 Prozent der Einrichtungen nur fallbezogen bekannt, in 33,5 Prozent der Stellen wird sie regelmäßig erfragt und 5,5 Prozent erheben sie regelmäßig mit einem Fragebogen.

Auf die Frage, ob die Ergebnisse dieser Erhebung Aussagen über den Anteil der von Armut betroffenen Ratsuchenden zuließen, antworteten 24,4 Prozent der Beratungsstellen mit „ja“, 62,8 Prozent mit „nein“ und 12,8 Prozent machten hier keine Angaben. Im Durchschnitt lag der Anteil der Ratsuchenden, der von Armut betroffen war, nach den Kriterien der Erhebungen der Einrichtungen selbst bei 23,5 Prozent aller Ratsuchenden. (Auf die entsprechende Frage haben 164 Beratungsstellen geantwortet.) Beträchtliche Unterschiede beim Anteil der von Armut Betroffenen zeigt die länderspezifische Auswertung:

Baden-Württemberg	24,2%
Bayern	13,6%
Berlin	34,4%
Brandenburg	37,5%
Hamburg	19,9%
Hessen	17,4%
Mecklenburg-Vorpommern	22,9%
Niedersachsen	20,6%
Nordrhein-Westfalen	30,1%
Rheinland-Pfalz	20,5%
Saarland	23,6%
Sachsen	22,5%
Sachsen-Anhalt	34,7%
Schleswig-Holstein	20,6%
Thüringen	28,6%
Gesamtergebnis	23,5%

Es wurde auch gefragt, ob die entsprechende Verteilung für das Einzugsgebiet (Landkreis oder Stadtteil, in dem die Beratungsstelle angesiedelt ist) der Beratungsstelle bekannt ist. Mit „ja“ antworteten 27,6 Prozent der Einrich-

tungen, mit „nein“ 61,1 Prozent und 11,3 Prozent machten hier keine Angaben. Es schloss sich die Frage an, ob, „verglichen mit der Verteilung von Armut im Einzugsgebiet, die nach Ihrer Erhebung von Armut Betroffenen in der Beratungsstelle unter-, gleich oder überrepräsentiert“ sind. Demnach sind von Armut Betroffene in 21,8 Prozent der Beratungsstellen unterrepräsentiert, in 25,3 Prozent gleich- und in 11,4 Prozent überrepräsentiert. 41,5 Prozent der Einrichtungen konnten bei dieser Frage keine Angaben machen.

Aspekte von Armut nach dem Lebenslagenansatz

Ein zweiter Abschnitt von Fragen in dem Erhebungsbogen bezog sich auf verschiedene mögliche Dimensionen von Armut, mit denen Ratsuchende konfrontiert sein können. Es wurden Angaben aus dem Jahr 2001 zu folgenden Bereichen erhoben:

- Relative Einkommensarmut
- Arbeitslosigkeit
- Sozialhilfe
- Niedrige Bildung
- Allein erziehen
- Schlechte Wohnsituation

Dabei wurde jeweils die Anzahl der beendeten Beratungen erfragt, für die die im jeweiligen Item beschriebene Lebenslage zutrifft. Und es wurde gefragt, ob die Zahl erhoben oder geschätzt sei. Es konnten folgende Ergebnisse ermittelt werden. Zur Erläuterung: Es sind die Fragen aus dem Erhebungsbogen zitiert. Die angegebenen Prozentsätze sind jeweils der durchschnittliche Anteil der Ratsuchenden, für den das Gefragte zutrifft. Hinter „Erhoben“ steht der Wert für die Einrichtungen, die das jeweilige Item erheben, hinter „Geschätzt“ der Wert für die Einrichtungen, die den Anteil der betroffenen Ratsuchenden schätzen. In der letzten Spalte (N) ist jeweils die Anzahl der antwortenden Einrichtungen angegeben.

In wie vielen Fällen lebten die Kinder und Jugendlichen, um derentwillen Beratung nachgesucht wurde, in Familien, die von relativer Armut betroffen waren?

		N
Erhoben	27,4%	20
Geschätzt	26,8%	154

In wie vielen Fällen lebten die Kinder und Jugendlichen, um derentwillen

Beratung nachgesucht wurde, in Familien, in denen mindestens ein Elternteil arbeitslos war?

		N
Erhoben	15,4%	107
Geschätzt	23,0%	114

In wie vielen Fällen waren die Kinder und Jugendlichen, um derentwillen Beratung nachgesucht wurde, Empfänger von laufender Hilfe zum Lebensunterhalt (Sozialhilfe)?

		N
Erhoben	12,2%	51
Geschätzt	16,5%	125

In wie vielen Fällen lebten die Kinder und Jugendlichen, um derentwillen Beratung nachgesucht wurde, bei einem allein erziehenden Elternteil?

		N
Erhoben	32,0%	198
Geschätzt	32,0%	64

In wie vielen Fällen verfügten die Eltern (der Haushaltsvorstand) der Kinder und Jugendlichen, um derentwillen Beratung nachgesucht wurde, höchstens über einen Hauptschulabschluss?

		N
Erhoben	35,7%	20
Geschätzt	39,9%	115

In wie vielen Fällen lebten die Familien in einem sozialen Brennpunkt?

		N
Erhoben	38,4%	17
Geschätzt	23,4%	133

In wie vielen Fällen lebten die Familien in unzureichendem Wohnraum?

		N
Erhoben	10,0%	13
Geschätzt	16,5%	129

Weitere mögliche Kontexte von Armut

Nach dem gleichen Muster wurden noch andere bedeutsame mögliche Kontexte von Armut abgefragt. Die Themen des Erhebungsbogens in diesem

dritten Abschnitt waren folgende:

- Multiproblemfamilien
- Migration
- Überschuldung
- Schulverweigerung
- Kontakt mit Allgemeinem Sozialen Dienst

In wie vielen Fällen lebten die Kinder und Jugendlichen, um derentwillen Beratung nachgesucht wurde, in so genannten Multiproblemfamilien?

		N
Erhoben	28,7%	31
Geschätzt	24,9%	159

In wie vielen Fällen lebten die Kinder und Jugendlichen, um derentwillen Beratung nachgesucht wurde, in Familien mit einem Migrationshintergrund?

		N
Erhoben	16,0%	117
Geschätzt	9,8%	98

In wie vielen Familien lebten die Kinder und Jugendlichen, um derentwillen Beratung nachgesucht wurde, in überschuldeten Familien?

		N
Erhoben	10,5%	4
Geschätzt	11,3%	115

Wie viele Kinder bzw. Jugendliche, um derentwillen Beratung nachgesucht wurde, galten als Schulverweigerer?

		N
Erhoben	5,4%	76
Geschätzt	5,4%	125

Bei wie vielen der Kinder und Jugendlichen, um derentwillen Beratung nachgesucht wurde, wurde der Kontakt zur Erziehungsberatungsstelle durch den Allgemeinen Sozialen Dienst angeregt/aufgenommen?

		N
Erhoben	13,0%	177
Geschätzt	14,0%	73

Von Armut betroffene Kinder und Jugendliche in Erziehungs- und Familienberatungsstellen

An drei Stellen insgesamt im Fragebogen wurde versucht zu ermitteln, wie hoch der Anteil der von Armut betroffenen Kinder und Jugendlichen unter den Klienten in Erziehungs- und Familienberatungsstellen ist. Zuerst wurde im Eingangsabschnitt gefragt, wie hoch der Anteil der Ratsuchenden im Jahr 2001 war, der nach den Kriterien der Erhebung der Beratungsstelle von Armut betroffen war. Dabei ergab sich ein Anteil von 23,5 Prozent. Bei der Frage im nächsten Abschnitt nach der Betroffenheit der Ratsuchenden von relativer Einkommensarmut ergab sich ein Anteil von 27 Prozent (sowohl bei den Einrichtungen, die das erhoben, als auch bei denjenigen die den Anteil schätzten).

Zuletzt wurde dann im Anschluss an alle Fragen zu den verschiedenen möglichen Kontexten von Armut, also zu Arbeitslosigkeit, Sozialhilfe, Bildung, allein erziehen, schlechte Wohnsituation, Multiproblemfamilien, Migration, Überschuldung, Schulverweigerung und Kontakt mit Allgemeinem Sozialen Dienst, noch einmal gebeten, den Anteil der von Armut betroffenen Kinder und Jugendlichen anzugeben: „Wenn Sie sich die verschiedenen Lebenslagen, die Armut konstituieren können, sowie die weiteren Kontexte vergegenwärtigen, können Sie dann abschätzen, wie viele der Kinder und Jugendlichen, um derentwillen Beratung nachgesucht wurde, etwa von Armut betroffen waren?“ Nach der Sensibilisierung, für die die Bearbeitung des Fragebogens bis dahin gesorgt hatte, ergab sich nun ein dritter, noch einmal geringfügig erhöhter Anteil von Armen in der Erziehungsberatung.

Die 129 Einrichtungen, die auf diese Frage antworteten, schätzten im Durchschnitt 28,2 Prozent ihrer Klientel als „von Armut betroffen“ ein, weil sie mehrere der im Fragebogen genannten Merkmale erfüllten. Der Anteil armer Klienten unter den Ratsuchenden wird in den einzelnen Bundesländern äußerst unterschiedlich eingeschätzt. Auch die trägerspezifische Auswertung zeigt deutliche Unterschiede:

Antworten auf die Frage „Wenn Sie sich die verschiedenen Lebenslagen, die Armut konstituieren können, sowie die weiteren Kontexte vergegenwärtigen, können Sie dann abschätzen, wie viele der Kinder und Jugendlichen, um derentwillen Beratung nachgesucht wurde, etwa von Armut betroffen waren?“:

Baden-Württemberg	25,8%
Bayern	24,6%
Berlin	39,6%
Brandenburg	93,1%
Bremen	19,4%
Hamburg	19,7%
Hessen	25,1%
Mecklenburg-Vorpommern	41,9%
Niedersachsen	20,6%
Nordrhein-Westfalen	30,9%
Rheinland-Pfalz	13,4%
Sachsen	23,7%
Sachsen-Anhalt	44,7%
Schleswig-Holstein	29,0%
Thüringen	39,6%
AWO	28,7%
DRK	69,6%
evangelische Träger	37,1%
katholische Träger	18,9%
SOS	30,6%
sonstige freie Träger	37,0%
öffentliche Träger	24,4%

Konzepte der Beratungsstellen im Armutskontext

Standort der Beratungsstelle

Im vierten Teil der Erhebung, der das Ob und Wie der Konzepte der Beratungsstellen im Kontext Armut zu erfassen versuchte, wurde eingangs gefragt, ob der Standort der Beratungsstelle in einer Gegend mit überwiegend wohlhabender Bevölkerung, mit durchschnittlicher Bevölkerungsstruktur oder in einer Gegend mit einem hohen Anteil sozial Schwacher liegt. Das Ergebnis: In einer Gegend mit überwiegend wohlhabender Bevölkerung befinden sich 4,3 Prozent der Einrichtungen. 70,5 Prozent der Beratungsstellen befinden sich in einer Gegend mit durchschnittlicher Bevölkerungsstruktur und von einem hohen Anteil sozial Schwacher am Standort gehen 23,7 Prozent der Beratungsstellen aus. Dabei ist der Standort der Beratungsstelle in 44,9 Prozent der Fälle bewusst gewählt

worden, in 51 Prozent der Fälle nicht. Auf die Frage, ob der Standort der Beratungsstelle in einem sozialen Brennpunkt liegt, antworteten 13,7 Prozent mit „ja“ und 85,0 Prozent mit „nein“. Betrachtet man die beiden Fragen zusammen, ergibt sich folgendes Bild:

Ist der Standort der Beratungsstelle bewusst gewählt worden?	Liegt der Standort der Beratungsstelle in einem sozialen Brennpunkt?		
	ja	nein	keine Angabe
ja	24,3%	75,3%	0,4%
nein	5,4%	93,6%	1,0%
keine Angabe	0,0%	83,3%	16,7%
Gesamtergebnis	13,7%	85,0%	1,4%

Die einzelnen Trägergruppen sind mit ihren Erziehungs- und Familienberatungsstellen in sozialen Brennpunkten offensichtlich unterschiedlich stark vertreten:

Liegt der Standort der Beratungsstelle in einem sozialen Brennpunkt?	Liegt der Standort der Beratungsstelle in einem sozialen Brennpunkt?		
	ja	nein	keine Angabe
AWO	24,3%	75,7%	0,0%
DRK	25,0%	75,0%	0,0%
evangelische Träger	12,5%	83,9%	3,6%
katholische Träger	4,9%	93,7%	1,4%
Paritätischer Wohlfahrtsverband	36,4%	63,6%	0,0%
SOS	25,0%	75,0%	0,0%
sonstige freie Träger	22,0%	75,6%	2,4%
öffentliche Träger	12,9%	87,1%	0,0%
Gesamtergebnis	13,7%	85,0%	1,4%

Wenn auch „nur“ 13,7 Prozent der Erziehungs- und Familienberatungsstellen in einem sozialen Brennpunkt ihren Standort haben, so sind es mehr als doppelt so viele, die auf die Frage, ob es eine Zugangsmöglichkeit zur Beratungsstelle in einem sozialen Brennpunkt gibt, mit „ja“ antworten können (29,7%).

Probleme der Ratsuchenden, die von Armut betroffen sind

Auf die Frage, ob die Ratsuchenden, die von Armut betroffen sind, die gleichen oder ähnliche Probleme in der Erziehung und in der Familie haben, wie sie vom Durchschnitt aller Ratsuchenden vorgebracht werden, antworteten 34,6 Prozent der Beratungsstellen mit „ja“, 51,4 Prozent verneinten diese Frage und 14 Prozent machten hier keine Angabe. Die Antwortmöglichkeit „nein“ hatte folgenden Zusatz: „Die Ratsuchenden, die von Armut betroffen sind, haben in der Regel auch spezifische Probleme, wie zum Beispiel ...“. Es folgte eine offene Antwortmöglichkeit. 328 Beratungsstellen haben hier etwas eingetragen, auch Beratungsstellen, die die Frage mit ja beantwortet haben (meist mit dem Hinweis, dass es zusätzliche Probleme seien).

Es lassen sich folgende Problemgruppen abgrenzen, die aus Sicht der Beratungsstellen besondere Problemlagen Armutsbetroffener sind, oder bei diesen zu den Problemen der durchschnittlichen Ratsuchenden hinzu kommen:

Problem	Zahl der Nennungen	
Ausgrenzung, Ausschluss, keine Teilhabe an Kultur, soziale Isolation, Eingeschränkte Freizeitmöglichkeiten	111	33,8%
Unzureichender Wohnraum, geringere Mobilität	57	17,4%
Geld-, Finanzmangel, Konflikte	51	15,5%
Sucht/Alkohol	51	15,5%
Gewalt	46	14,0%
Allgemeine Problemvielfalt; Verschärfung	35	10,7%
Geringe Ressourcen zur Problemlösung	27	8,2%
Geringere Erziehungskompetenz	26	7,9%
Perspektivlosigkeit	26	7,9%
Überschuldung	24	7,3%
Arbeitslosigkeit	24	7,3%
Selbstwertprobleme	24	7,3%
Depression von Eltern	23	7,0%
Bildungsmangel	22	6,7%
Scham	21	6,4%
Existenzangst	21	6,4%
Leistungsprobleme in der Schule	21	6,4%
Geringe soziale Kompetenzen, negatives soziales Umfeld	21	6,4%
Vernachlässigung, auch emotional	19	5,8%

Gesundheitliche Probleme	18	5,5%
Trennung und Scheidung, Bindungsstörungen in der Familie	17	5,2%
Probleme beim Umgang mit Behörden	17	5,2%
Benachteiligung der Kinder, Betreuungsprobleme	16	4,9%
Mangelnde Erholungs- und Regenerationsmöglichkeiten	14	4,3%
Zeitmangel durch Arbeitsnotwendigkeit u./o. spezielle Arbeitsformen, Existenzsicherung	14	4,3%
Verwahrlosung	14	4,3%
Aggression	10	3,0%
Mangelernährung	10	3,0%
Delinquenz	9	2,7%
Schulverweigerung	5	1,5%
Sexueller Missbrauch	5	1,5%
Sprachprobleme	4	1,2%
Selbstdestruktivität	3	0,9%
Hoher Fernsehkonsum	3	0,9%
Konzentrationsmängel	2	0,6%

(Prozentwerte bezogen auf die Zahl der hier antwortenden Beratungsstellen)

Angebote für Ratsuchende, die von Armut betroffen sind

Um spezifische Angebote von Erziehungs- und Familienberatungsstellen für von Armut betroffene Klienten aufzuspüren, wurde gefragt, ob für Ratsuchende, die auf die eine oder andere Weise von Armut betroffen sind, die gleichen Beratungsangebote wie für alle anderen Ratsuchenden vorgehalten würden. Mit „ja“ antworteten 80,9 Prozent der Beratungsstellen, mit „nein“ 15,0 Prozent (4,1% keine Angabe). Die Antwort „nein“, die auf spezifische Angebote für Ratsuchende in Armutslagen verweist, wurde von den Trägergruppen in auffällig unterschiedlicher Häufigkeit gewählt.

Antworten auf die Frage „Halten Sie für Ratsuchende, die auf die eine oder andere Weise von Armut betroffen sind, die gleichen Beratungsangebote vor, wie für alle anderen Ratsuchenden?“:

	ja	nein	keine Angabe
AWO	83,8%	10,8%	5,4%
DRK	75,0%	12,5%	12,5%
evangelische Träger	76,8%	20,5%	2,7%
katholische Träger	73,9%	20,4%	5,6%

Paritätischer Wohlfahrtsverband	81,8%	18,2%	0,0%
SOS	50,0%	37,5%	12,5%
sonstige freie Träger	78,0%	18,3%	3,7%
öffentliche Träger	90,9%	5,9%	3,2%
Gesamtergebnis	80,9%	15,0%	4,1%

Die negative Antwort war mit einer offenen Frage nach den dann spezifischen Angeboten für die von Armut betroffenen Ratsuchenden verknüpft. 128 Beratungsstellen haben hier Angebote eingetragen, die sich wie folgt kategorisieren lassen:

Angebot	Zahl der Nennungen	
Kooperation mit bzw. Vermittlung von Kontakten zu anderen Hilfen/Einrichtungen	45	35,2%
Aufsuchende Beratung/Therapie/Hilfen	25	19,5%
Angebote für Kinder (Betreuung, Gruppen)	17	13,3%
Angebote für Alleinerziehende	16	12,5%
Sonstiges	16	12,5%
Begleitung/Betreuung bei Behördengängen	13	10,2%
Materielle Hilfen	13	10,2%
Schuldnerberatung	10	7,8%
Soziale Beratung	7	5,5%
Gruppenangebote für Eltern (ohne Alleinerziehende)	3	2,3%

(Prozentwerte bezogen auf die Zahl der hier antwortenden Beratungsstellen)

Bei den Antworten auf die Frage, seit wann diese Angebote vorgehalten werden, ergibt sich folgende Verteilung:

1967–1976	11,9%
1977–1986	19,0%
1987–1996	38,1%
1997–2002	31,0%

Seit insgesamt 35 Jahren gibt es diesen Angaben zufolge spezifische Angebote von Erziehungs- und Familienberatungsstellen für von Armut betroffenen Klienten. Der weitaus größte Teil der Angebote wurde offensichtlich unter dem Eindruck wachsender gesamtgesellschaftlicher Armut innerhalb der letzten 15 Jahre konzeptioniert.

Ein umfassendes Konzept für die Arbeit im sozialen Brennpunkt bzw. mit sozial Benachteiligten haben bisher 10,6 Prozent der Erziehungs- und Familienberatungsstellen in Deutschland erarbeitet. Trägerspezifisch ausgewertet, ergibt sich folgendes Bild.

Antwort auf die Frage „Hat die Beratungsstelle ein Konzept der Arbeit im sozialen Brennpunkt bzw. mit sozial Benachteiligten entwickelt?“:

	ja	nein	keine Angabe
AWO	18,9%	78,4%	2,7%
DRK	0,0%	100,0%	0,0%
evangelische Träger	4,5%	89,3%	6,3%
katholische Träger	8,5%	87,3%	4,2%
Paritätischer Wohlfahrtsverband	18,2%	72,7%	9,1%
SOS	25,0%	62,5%	12,5%
sonstige freie Träger	18,3%	78,0%	3,7%
öffentliche Träger	10,2%	86,6%	3,2%
Gesamtergebnis	10,6%	85,2%	4,3%

Kooperations- bzw. Weiterverweisungs-zusammenhänge bei Armutproblemlagen

Auf die Frage, ob bei Armutproblemlagen ein etablierter Kooperations- bzw. Weiterverweisungszusammenhang bei der Arbeit im Einzelfall besteht, antworteten 50,3 Prozent der Einrichtungen mit „ja“ und 45,1 Prozent mit „nein“ (4,6% keine Angabe). Im Falle einer positiven Antwort wurde weiter gefragt „mit wem?“ Folgende Kooperations- bzw. Weiterverweisungszusammenhänge wurden genannt:

Kooperations-/Weiterverweisungs-zusammenhang mit	Anzahl der Nennungen	
Schuldnerberatung	179	58,3%
ASD, Sozialdienste	147	47,9%
Sozialamt	77	25,1%
Jugendamt	57	18,6%
Sonstige (Frauenhaus, Kleiderkammer, Stiftungen, Erholungs-/Begegnungsstätten)	34	11,1%
Wohnungsamt	11	3,6%
SPFH, Familienhilfe	9	2,9%
Arbeitsamt/Arbeitslosenzentren	8	2,6%

Suchtberatung	8	2,6%
Ausländerberatung/Migrationsberatung	7	2,3%
Kindertagesstätten /Schulen	7	2,3%
Stadtteilbüro	6	2,0%
Lebensberatung	5	1,6%
Schwangerenberatung	4	1,3%
Verband Alleinerziehender	3	1,0%
Ambulante Erziehungshilfen	3	1,0%
Kirchenamt, Kirche	3	1,0%
Rechtsberatung	2	0,7%
Aufsuchende Beratung	1	0,3%
Kliniken/Ärzte, Therapeuten	1	0,3%

Anhang: Armut und evangelische Eheberatung

Im Rahmen des von der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung durchgeführten Projekts „Armut und Erziehungsberatung“ wurden mit einem eigens angepassten Erhebungsbogen zusätzlich Eheberatungsstellen sowie der Bereich Eheberatung integrierter Beratungsstellen jeweils in evangelischer Trägerschaft befragt. Bei dieser Zusatzerhebung wurden 252 Einrichtungen angeschrieben. 98 Beratungsstellen haben geantwortet. Das entspricht einer Rücklaufquote von 38,9 Prozent. Im Folgenden werden die wesentlichen Ergebnisse kurz dargestellt.

90 Prozent der Einrichtungen sind der Ansicht, dass eine qualitativ gute Ehe- und Lebensberatung die Kenntnis der sozioökonomischen Situation der Ratsuchenden voraussetzt. Als „sehr bedeutsam“ betrachten 20 Prozent der Beratungsstellen die sozioökonomische/wirtschaftliche Situation der Ratsuchenden für die Beratungsarbeit, als „bedeutsam“ 67 Prozent und als „weniger bedeutsam“ 11 Prozent. Bei 35 Prozent der Beratungsstellen wird die sozioökonomische Situation der Ratsuchenden regelmäßig mündlich erfragt, bei 9 Prozent wird sie mit einem Erhebungsbogen erfasst. Nach den Kriterien dieser eigenen Erhebungen der Eheberatungsstellen waren im Durchschnitt im Jahr 2001 23,5 Prozent der Klienten von Armut betroffen. 18 Prozent der Beratungsstellen ist die entsprechende Verteilung für ihr jeweiliges Einzugsgebiet bekannt. Demnach sind, verglichen mit der Verteilung im Einzugsgebiet, die nach eigenen Erhebungen der Beratungsstellen von Armut Betroffenen im Einzugsgebiet in 27 Prozent der Fälle unterrepräsentiert, in zwei Prozent gleich repräsentiert und 37 Prozent der Eheberatungsstellen sind Arme überrepräsentiert.

Bei den Fragen nach Aspekten von Armut nach dem Lebenslagenansatz und weiterer möglicher Kontexte von Armut wird bei den folgenden Ergebnissen jeweils der Durchschnittswert der Beratungsstellen angegeben, die das Item „erhoben“ und von denen, die es „geschätzt“ haben (N = Anzahl der jeweils antwortenden Einrichtungen).

In wie vielen Fällen lebten die Ratsuchenden in Familien, die von relativer Armut betroffen waren?

		N
Erhoben	43,2%	3
Geschätzt	28,4%	28

In wie vielen Fällen war der /die Ratsuchende bzw. Lebenspartner arbeitslos?

		N
Erhoben	15,8%	27
Geschätzt	24,2%	13

In wie vielen Fällen waren die Ratsuchenden Empfänger von laufender Hilfe zum Lebensunterhalt (Sozialhilfe)?

		N
Erhoben	9,4%	10
Geschätzt	14,8%	20

In wie vielen Fällen waren die Ratsuchenden allein erziehend?

		N
Erhoben	19,6%	21
Geschätzt	20,7%	13

In wie vielen Fällen verfügte der Ratsuchende bzw. Lebenspartner höchstens über einen Hauptschulabschluss?

		N
Erhoben	31,1%	2
Geschätzt	23,0%	12

In wie vielen Fällen lebten die Ratsuchenden... in einem so genannten sozialen Brennpunkt?

		N
Erhoben	11,7%	1
Geschätzt	18,5%	21

In wie vielen Fällen lebten die Ratsuchenden... in unzureichendem Wohnraum?

		N
Erhoben	3,2%	2
Geschätzt	13,8%	25

In wie vielen Fällen lebten die Ratsuchenden in so genannten Multiproblemfamilien?

		N
Erhoben	26,5%	2
Geschätzt	22,8%	21

In wie vielen Fällen hatten die Ratsuchenden, deren Partner oder Familien einen Migrationshintergrund?

		N
Erhoben	9,5%	16
Geschätzt	9,5%	11

In wie vielen Fällen waren die Ratsuchenden, deren Partner oder Familien überschuldet?

		N
Erhoben	6,3%	3
Geschätzt	13%	24

Die Eheberatungsstellen haben ihren Standort zu 6 Prozent in einer Gegend mit überwiegend wohlhabender Bevölkerung, 77 Prozent sind in einer Gegend mit durchschnittlicher Bevölkerungsstruktur angesiedelt und 17 Prozent haben einen hohen Anteil sozial Schwacher in der Nachbarschaft. Sieben Prozent der Eheberatungsstellen liegen in einem sozialen Brennpunkt und 14 Prozent haben eine Zugangsmöglichkeit in einem sozialen Brennpunkt.

Auf die Frage, ob die Ratsuchenden, die von Armut betroffen sind, die gleichen oder ähnliche Probleme mit sich oder in der Familie haben, wie sie vom Durchschnitt aller Ratsuchenden vorgebracht werden, antworten 37 Prozent der Beratungsstellen mit „ja“, 48 Prozent verneinen die Frage und 15 Prozent machen keine Angabe. 50 Beratungsstellen geben spezifische Probleme von armen Ratsuchenden an:

Gewalt	13	26%
Ausgrenzung, Ausschluss, keine Teilhabe an Kultur, soziale Isolation, eingeschränkte Freizeitmöglichkeiten	12	24%
Sucht/Alkohol	11	22%
Überschuldung	9	18%
Existenzangst	8	16%
allg. Problemvielfalt=Verschärfung	8	16%
Geld-, Finanzmangel, Konflikte	7	14%
Arbeitslosigkeit	7	14%
unzureichender Wohnraum, geringere Mobilität	5	10%
Mangelernährung	5	10%
Selbstwertprobleme	5	10%
Bildungsmangel	5	10%
Depression von Eltern	4	8%
Scham	4	8%
Probleme beim Umgang mit Behörden	4	8%
Aggression	3	6%
gesundheitliche Probleme	3	6%
Perspektivlosigkeit	3	6%
geringere Erziehungskompetenz	2	4%
geringe Ressourcen zur Problemlösung	2	4%
Benachteiligung der Kinder, Betreuungsprobleme	2	4%
Selbstdestruktivität	1	2%
geringe soziale Kompetenzen, negatives soziales Umfeld	1	2%
Sprachprobleme	1	2%

(Prozentwerte bezogen auf die Zahl der hier antwortenden Beratungsstellen)

Für Ratsuchende, die auf die eine oder andere Weise von Armut betroffen sind, halten 81 Prozent der Eheberatungsstellen die gleichen Angebote vor, wie für alle anderen Ratsuchenden. 15 Prozent halten für Arme auch spezifische Angebote vor. 18 Einrichtungen haben Angaben gemacht:

Kooperation mit bzw. Vermittlung von Kontakten zu anderen Hilfen/Einrichtungen	10	56%
Schuldnerberatung	7	39%
Soziale Beratung	3	17%
Materielle Hilfen	3	17%
Angebote für Alleinerziehende	2	11%
Sonstiges	2	11%
Aufsuchende Beratung/Therapie/Hilfen	1	6%

(Prozentwerte bezogen auf die Gesamtzahl der hier antwortenden Beratungsstellen)

Ein ausgearbeitetes Konzept für die Beratungsarbeit im sozialen Brennpunkt bzw. mit sozial Benachteiligten haben allerdings nur zwei Prozent der Eheberatungsstellen entwickelt.

**Konzepte und Projekte
der Erziehungs- und
Familienberatung
mit sozial Benachteiligten**

Bernhard Kühnl
Elfriede Seus-Seberich
**Das SOS-Beratungs- und Familien-
zentrum in München**
Eine Erziehungsberatungsstelle
zwischen Grundversorgungsauftrag und
Arbeit mit Benachteiligten

Wir möchten mit diesen Auszügen aus dem Konzept des SOS-Beratungs- und Familienzentrums den Lesern die Möglichkeit bieten, die Entwicklung unserer Einrichtung nachzuvollziehen sowie wichtige Prinzipien unserer Arbeit kennen zu lernen.

Waren wir ursprünglich eine Beratungsstelle ausschließlich für sozial benachteiligte Familien, führte uns der Weg hin zu einer Regelberatungsstelle, die einen Grundversorgungsauftrag für eine Region hat und trotzdem den Schwerpunkt der Beratung sozial benachteiligter Familien beibehalten wollte. Wie wir versuchen, diesen Spagat zu lösen, zeigt das vorliegende Konzept.

Geschichte der Einrichtung

Im Sommer 1977 wurde das SOS-Beratungs- und Familienzentrum München als Einrichtung des SOS-Kinderdorf e.V. mit der Einstellung von drei Mitarbeitern und der Anmietung von Räumen in der Ollenhauerstraße 7 im Münchner Stadtteil Neuperlach als „Familienzentrum Neuperlach“ gegründet.

Vorrangiges Ziel des Gründungskonzeptes war es, Angebote für „gefährdete Randgruppenfamilien mit komplexen Problemen, bei denen eine Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit einer Beratungsstelle nicht unbedingt vorausgesetzt werden kann“, zu entwickeln. Neben konkreten Hilfestellungen stellten sich die Mitarbeiter auch das Ziel, „organisatorische Voraussetzungen, Methoden und Vorgehensweisen zu finden und modellhaft zu erproben, mit deren Hilfe es möglich sein würde, herkömmliche Beratungsstellen für das bisher unterrepräsentierte Klientel sozial benachteiligter Familien zu öffnen und damit zu größerer sozialer Gerechtigkeit beizutragen“.

In den ersten Jahren erwies sich das Modell als tragfähig, doch zeigte sich, dass die Betreuungen längerfristiger als erwartet dauerten. Methodisch und personell wurde das Ursprungsteam um Mitarbeiter mit therapeutischen Ausbildungen (v. a. Familien- und Kinderspieltherapie) erweitert und mit einem Angebot einer Beratung in familienrechtlichen Fragen durch die Mitarbeit eines Juristen ergänzt. Eine stärker lösungsorientierte Ausrichtung führte zu einer deutlichen Ausweitung der Kapazität.

1979 wurde die Einrichtung als Erziehungsberatungsstelle anerkannt und wird seither von der Stadt München und dem Land Bayern gefördert.

1980 kam aufgrund der präventiven Anliegen der Einrichtung als zweiter Arbeitsbereich ein Familientreffpunkt hinzu, der bald eine Fülle von Angeboten und Gruppen als damals einziger gemeinwesenorientierter Treffpunkt in Neuperlach bereithielt. Etwa ab 1985 machten sich gesellschaftliche Veränderungen und Verunsicherungen bemerkbar: Die „neue Armut“ wurde Thema in den Beratungsanfragen. In der Klientel fanden sich nun weniger Multiproblemfamilien mit generationenlanger Randständigkeit, sondern stärker akut chaotische und beziehungsverwirrte Familien, oft im Trennungsprozess, am Rande des sozialen Abstiegs. 1988 bis 1991 etablierten wir einen wissenschaftlichen Beirat, u.a. mit dem Sozialpsychologen Professor Heiner Keupp und dem Familienpsychologen Martin Schmidt von der Universität München. Ergebnisse dieser theoretischen Reflexion waren die Abkehr von einem gesellschaftlichen Schichtenmodell hin zu einem Risikomodell der Gesellschaft und eine kritische Überprüfung des sehr intensiven und aktiven Beratungskonzeptes. Dies führte in der Folge zu unterschiedlichen Risikogruppen der Gesellschaft (Beispiel: Arbeit mit Scheidungsfamilien, mit Migranten, mit sexuell missbrauchten Kindern). Das Konzept der aktiv nachgehenden Arbeit wurde durch die im Achten Jugendbericht beschriebene zugehende Sozialarbeit ersetzt.

Nach einer Standortuntersuchung zur Erziehungsberatung 1990 wurde der EB-Verbund aller Münchner Erziehungsberatungsstellen gegründet, der im Rahmen der Jugendhilfeplanung ein Konzept der Regionalisierung der Erziehungsberatung in München erarbeitete. Dieses sah eine gleichmäßigere Verteilung der bestehenden Beratungsstellen innerhalb Münchens vor. Die Einrichtung übernahm in der Folge als Regelberatungsstelle den regionalen Grundversorgungsauftrag in einer neuen Region: zunächst in Ramersdorf und Berg am Laim, seit 2000 in Angleichung an die neu etablierten Sozialregionen in Berg am Laim, Trudering und Riem. Bedarfsanalysen der früheren Stadtteilinitiative Berg am Laim hatten bereits auf die Notwendigkeit einer Beratungsstelle vor Ort hingewiesen und Begegnungsorte für Familien gefordert.

Konzeptionell bedeutet dies die Integration zwischen den Erfordernissen der Beratung für sozial benachteiligte Familien – diesem Gründungskonzept sind wir bis heute verpflichtet – und dem Grundversorgungsauftrag für alle Ratsuchenden. Organisatorisch folgte ein Umzug in die neue Region – 1997 in gemietete Räume in die Kreillerstraße und 2000 in vereinseigene, verkehrsgünstig gelegene Räume in der St.- Michael-Str. 7 in Berg am Laim.

Heute besteht die Einrichtung aus drei finanziell getrennten, fachlich und organisatorisch integrierten Einrichtungsteilen, der Regelerziehungsberatungsstelle mit Grundversorgungsauftrag, dem Familienzentrum und einem Bereich zielgruppenorientierter Beratung für sozial Benachteiligte mit mehreren Einzelprojekten, seit 1999 auch in der Arbeit mit Asylbewerberfamilien.

Wir sind Teil der regionalen Infrastruktur und vielschichtig mit anderen Einrichtungen vernetzt. Wir engagieren uns in besonderem Maße in den Gremien der Jugendhilfe und übernehmen hier eine Lobbyfunktion für Kinder und Familien sowie die Belange benachteiligter Bevölkerungsgruppen.

Zielsetzung

Regelerziehungsberatungsstelle

Wir wollen die gesetzlich vorgesehene Grundversorgung an Beratungsmöglichkeiten in unserem Einzugsbereich sicherstellen. Ziel dabei ist die Wiederherstellung oder Stärkung der Erziehungsfähigkeit der Familien und sonstiger Erziehungsberechtigter, sodass die Erziehung das Wohl des Kindes gewährleistet. Wir wollen möglichst frühzeitig Hilfen anbieten, um präventiv wirksam zu werden.

Auch das erweiterte soziale Umfeld der Familien ist uns dabei ein wichtiges Anliegen, in enger Zusammenarbeit mit anderen Institutionen oder auch in der Vermittlung zwischen Eltern und Institutionen.

Dazu gehört auch Beratung in Fragen der Partnerschaft, Trennung und Scheidung, deren Ziel es ist, Müttern, Vätern und deren Kindern bei der Bewältigung von Konflikten und Krisen zu helfen und Unterstützung bei der Wahrnehmung der Erziehungsverantwortung, der elterlichen Sorge oder des Umgangs nichtsorgeberechtigter Elternteile zu geben.

Konkret realisiert wird dies in der regelmäßigen, zeitnahen Aufnahme von Ratsuchenden, Klärung der Anliegen, deren fachkundige Beratung inklusive therapeutischer Hilfen und ggf. der Weiterverweisung in eine geeignetere Hilfe.

Familienzentrum

Wir wollen die Familien im näheren Umfeld bei der Erziehung der Kinder und der Gestaltung eines positiven, förderlichen Familienklimas unterstützen und ihnen die Möglichkeit bieten, in offenen Treffs oder Spielgruppen Kontakte zu knüpfen und ein soziales Netz aufzubauen. Wir wollen dazu beitragen, dass benachteiligte Familien gut in der Nachbarschaft integriert sind. Familien sollen frühzeitig und niedrigschwellig an Angebote der Jugendhilfe herangeführt werden und bei Problemen schnell und unbürokratisch Hilfe finden. Dies setzen wir in Angeboten der stadtteilorientierten Familienbildung, Elternbildung, Familien- und Lebensberatung, mit Gruppen- und Familienfreizeitangeboten sowie durch Unterstützung von selbst organisierten oder Selbsthilfeangeboten um.

Zielgruppenorientierte Beratung

Wir wollen besonders auf die Bedürfnisse und Probleme sozial benachteiligter Familien eingehen und sie zur Inanspruchnahme der Hilfen motivieren. Insbesondere soll Familien mit vielen Belastungen das Angebot der Erziehungsberatung und anderer Formen der Jugendhilfe zugänglich gemacht werden. Dazu zählen auch Flüchtlings- und Asylbewerberfamilien mit ihren Kindern, die unter besonders schwierigen Bedingungen oft jahrelang in Unterkünften leben. Wir räumen diesen Familien Vorrang bei Anmeldungen an. Um den Anliegen dieser Familien gerecht zu werden, setzen wir sowohl Formen der zugehenden sozialen Arbeit (z.B. offene Sprechstunden; Erstgespräche auch in anderen Einrichtungen) als auch die Möglichkeit für Entlastungsangebote in Zusammenarbeit mit dem Familienzentrum sowie intensive beraterische/therapeutische Angebote für Kinder und Eltern ein.

Zu den Grundprinzipien dieser Arbeit gehören auch Netzwerkarbeit, insbesondere Arbeit mit dem Helfersystem, die Möglichkeit der dolmetscher-gestützten und muttersprachlichen Beratung sowie intensive Kooperation mit anderen sozialen Institutionen.

Diese Hilfen sind alltagsorientiert, da eine Unterstützung nur gelingen kann, wenn sie in die Lebenswelt der Betroffenen integriert werden kann.

Vernetzung

Mit dem Aufbau und der Pflege eines Vernetzungssystems soll ein leichter und unbürokratischer Zugang zu unseren Angeboten, aber auch zu anderen Hilfen ermöglicht werden, sodass die Familien möglichst schnell und zielsicher die für sie passendste Hilfe erhalten. Es soll die Nutzung und

Stärkung der Ressourcen der Region, die Förderung der Niedrigschwelligkeit und Bedarfsgerechtigkeit unserer Angebote sowie die Stärkung unserer Fachlichkeit erreicht werden.

Arbeitsweise und Methoden

Im Mittelpunkt unserer Arbeit steht der Mensch/Klient mit seinen Nöten und Bedürfnissen. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, bedarf es innerer und äußerer Rahmenbedingungen.

Regelerziehungsberatungsstelle

Zu den äußeren Rahmenbedingungen gehört, dass alle anmeldenden Personen innerhalb von vier Wochen ein Erstgespräch erhalten. Zeichnet sich ab, dass eine Wartezeit von vier Wochen überschritten wird, bieten wir die Möglichkeit an, innerhalb von zwei Wochen ein längeres persönliches oder telefonisches Abklärungsgespräch nach der Erstanmeldung mit einem Fachmitarbeiter zu führen. Dringende Anmeldungen (z.B. Jugendliche, akute Traumen, Multiproblemfamilien, Gefährdungsfamilien) haben Vorrang. Hier bieten wir teilweise am selben Tag ein Beratungsgespräch an.

Mit anderen Jugendhilfeeinrichtungen gibt es klare Übergabevereinbarungen, am detailliertesten ist die Übergabepaxis mit dem Allgemeinen Sozialdienst der Stadt München geregelt. Wir nehmen regelmäßig am Regionalen Fachteam zur Hilfeerschließung in unserer Region teil.

Um auch zeitlich belasteten Familien Beratung anbieten zu können, stellen wir Termine abends zur Verfügung.

Alle Fälle, die länger als 20 Sitzungen oder ein Jahr dauern, werden in einem internen Hilfeplanverfahren besprochen, alle Fälle, in denen auch andere Hilfeplanpflichtige Hilfen beteiligt sind, unterliegen einem externen Hilfeplanverfahren. Alle Klienten werden zu Beginn der Beratung über unsere Arbeitsweise informiert. Dazu gehören

- Kostenfreiheit für die Beratung
- Schweigepflicht und Datenschutz gemäß § 203 StGB, § 41 BDSG und § 61 ff. KJHG, dass alle personenbezogenen Daten eines besonderen Vertrauensschutzes unterliegen. Eine Zusammenarbeit mit anderen Institutionen findet nur mit Einwilligung der Ratsuchenden statt. Ausnahme ist eine akute Gefährdung des Kindeswohls. Im Rahmen unseres QM-Verfahrens haben wir dazu Vorgehensweisen (Fallbesprechung; Information Leitung) entwickelt
- Freiwilligkeit der Maßnahmen.

Den Klienten werden dazu vorbereitete Mappen mitgegeben, sodass diese die Möglichkeit haben, auch zu Hause die Arbeitsweisen und Bedingungen in Ruhe durchlesen können.

Im Rahmen unseres Qualitätsmanagementverfahrens wurden Standards zu spezifischen Themen entwickelt (Näheres siehe unter Punkt Qualitätsentwicklung).

Zu den inneren Rahmenbedingungen zählen wir die Bereitschaft zur Reflexion und zur regelmäßigen Fortbildung bei den BeraterInnen. Als einen bedeutenden Wirkfaktor innerhalb unserer Beratung sehen wir die beraterische Beziehung und unsere Bereitschaft an, Klienten auch in schwierigen Lebensumständen zu begleiten. Wir unterstützen Klienten bei der Suche nach Veränderungsmöglichkeiten, da wir davon ausgehen, dass eine Veränderung immer im Alltag passieren muss.

Das beraterische Vorgehen zeichnet sich durch eine hohe Flexibilität, Variabilität und Methodenreichtum aus. Im Rahmen einer Abklärungsphase beginnt der Versuch des gemeinsamen Verstehens und die Ergründung von Veränderungsmöglichkeiten. In dieser Abklärungsphase erfolgt bei Bedarf eine psychologisch/psychosoziale oder sozialpädagogisch/psychosoziale Diagnostik bei allen Fragestellungen, die die Entwicklung von Kindern in ihrer Lebenswelt betreffen. Diese Diagnostik ist immer prozessorientiert und multimodal und kann Anamnese, Exploration, Verhaltensbeobachtung, psychologische Testverfahren, Fragebögen sowie projektive/orientierende Verfahren beinhalten.

Im Rahmen einer Familienberatung sehen wir unsere Ziele in einer Stärkung der Erziehungsfähigkeit der Eltern (Hilfe bei konkreten Problemen, Alltagsbewältigung, Entwicklung von Lösungsstrategien, Entwicklung neuer Sichtweisen, Unterstützung, Rat, Hilfe und Orientierung), der Hilfe bei Trennung und Scheidung (Krisenbewältigung, Erarbeitung von Umgangs- und Sorgerechtsregelungen, Sensibilisierung der Eltern für die Probleme ihrer Kinder, Erarbeiten von Lösungen für die Nachscheidungsphase, Unterstützung der Kinder), einer Verbesserung der Situation der Kinder, einer Veränderung von Familienbeziehungen und des Familiensystems sowie einer Veränderung im weiteren Umfeld der Familie.

Diese Familienberatung kann in den Settings Einzelberatung, Paarberatung, Familienberatung, Teilfamilienberatung, Umfeldkontakt, Experten- und Helferkonferenz oder Hilfeplangespräch, durchgeführt werden.

Die Methodik richtet sich nach dem Schwerpunkt der jeweiligen BeraterIn und kann alltagsorientierte Beratung, fokussierte Beratung, Informationsgespräche, Sozial- und Rechtsberatung (durch eine Rechtsanwältin), nondirektive sowie direktive und strukturierte Beratungsgespräche nach verschiede-

nen therapeutischen Schulen beinhalten.

Im Rahmen der Gruppenberatung für Kinder und Familien verfolgen wir die Ziele der Selbsterfahrung, der Persönlichkeitsentwicklung, der sozialen Kompetenzentwicklung, der Unterstützung in emotionalen Problemlagen sowie der Vernetzung und der gegenseitigen Selbsthilfe. Methodisch arbeiten wir mit gruppentherapeutischen Methoden (analytisch, klientenzentriert, familientherapeutisch, psychodramatisch, Trainingsverfahren), mit kreativen Medien sowie Gruppengesprächen, Interaktionsübungen und Rollenspielen.

Einzelbetreuungen bei Kindern und Jugendlichen bieten wir an, wenn eine eindeutige emotionale Problematik bei dem Kind oder Jugendlichen vorliegt und eine Weiterverweisung an einen niedergelassenen Therapeuten nicht möglich ist oder wenn das Kind/der Jugendliche auf Grund problematischer Familiensituationen oder Lebenslagen Begleitung braucht. Einzelbetreuung kann auch dann stattfinden, wenn beim Kind/Jugendlichen an einem bestimmten Problem/Symptomverhalten gearbeitet wird. Hierbei steht die eigene emotionale Problematik nicht im Vordergrund, und der kompensatorisch-pädagogische Aspekt wird mehr betont. Ebenso kann sie als Überbrückung zu einer weiterführenden Maßnahme dienen. Methodisch dient uns hier das Spiel als Hauptmedium. Die konkreten Umgangsweisen sind nondirektiv oder verhaltenstherapeutisch/gestalttherapeutisch. Auch kreative Medien und übende Verfahren werden berücksichtigt.

Angegliedert an die Beratungsstelle ist ein krippenpsychologischer Fachdienst für die städtischen Krippen und Kooperationseinrichtungen in unserem Einzugsbereich.

Familienzentrum

Das Familienzentrum wird von einer hauptamtlichen Fachkraft mit Unterstützung von Beratungsmitarbeitern bei einzelnen Angeboten koordiniert und vor allem durch Honorarkräfte und ehrenamtliche Mitarbeiter gestaltet. Zur Erweiterung der Erziehungskompetenz der Familien steht in vielen Angeboten das gemeinsame Handeln, z.B. im handwerklich kreativen Bereich im Mittelpunkt. Die konkrete Ausgestaltung des Programms wird fortlaufend den Bedürfnissen der Familien, den Zielen der Einrichtung und der finanziellen Situation angepasst. Wir achten darauf, dass wir Angebote für die verschiedenen Familienphasen und für alle Familienmitglieder, wie auch für ganze Familien bereithalten. In allen Angeboten des Familienzentrums finden sich Familien aus der Beratungsstelle; andererseits bilden diese Angebote auch einen niedrigschwelligen Zugang zur Beratung. Das Zusam-

menwirken von professioneller Arbeit und Selbsthilfe eröffnet auch sozial benachteiligten Familien mit größerem Unterstützungsbedarf die Teilnahme an den Angeboten.

Hier werden drei verschiedene Angebotsformen vorgehalten:

Es gibt offene Treffs für verschiedene Altersgruppen (z.B. für Familien mit Babys, mit Kleinkindern, für Schulkinder), die in der Regel von ehrenamtlichen Helfern betreut werden. Sie können ohne Voranmeldung besucht werden und bieten meist eine Kinderbetreuung mit an.

Dagegen werden Gruppen und Kurse zu verschiedenen Themen aus der Pädagogik, Freizeitpädagogik, zur Gesundheit oder psychosozialen Themen in der Regel von Honorarmitarbeitern oder fest angestellten Mitarbeitern der Einrichtung durchgeführt.

Ein dritter Bereich ist der Selbsthilfe oder Selbstorganisation zuzuordnen. Hier entstanden vier bis fünf Eltern-Kind-Spielgruppen, selbst organisierte Kreativangebote, sowie eine Selbsthilfegruppe für psychiatrieeerfahrene Eltern. Auch können die Treffpunkträume an Wochenenden für Familienfeste gegen eine geringe Nutzungsgebühr von Familien aus dem Einzugsbereich belegt werden.

Die Mitarbeiter im Familienzentrum treffen sich in größeren Abständen zu Aktiventreffen.

Bekannt gemacht werden die Veranstaltungen durch ein regelmäßig erscheinendes Informationsblatt, das viermal pro Jahr kostenfrei an Einrichtungen und interessierte Familien verschickt wird, sowie durch die Regionalpresse.

Wichtig ist für uns, dass das Familienzentrum ein Ort der Begegnung für alle Familien und Kinder ist und dass dort auch sozial benachteiligte Familien ihren Platz und geeignete Angebote finden. Dies macht allerdings einen erhöhten fachlichen Aufwand gegenüber rein in Selbsthilfe organisierten Mütter- oder Familienzentren notwendig.

Zielgruppenspezifische Beratung

Dieser Einrichtungsteil trägt dem seit Gründung der Einrichtung unveränderten Bemühen, sozial benachteiligte Familien beraterische Hilfe zu geben, Rechnung. Dabei legen wir ein besonderes Augenmerk auch auf die Einbeziehung von Migrantenfamilien. Diese Hilfen sind zum Teil in Form einer personellen Aufstockung in die Erziehungsberatungsstelle integriert. Es gibt nach unserer Erfahrung für diese Klientel nicht die besondere Therapie. Hingegen gibt es gemeindepsychologische und lebensweltorientierte Prinzipien der Beratungsarbeit, die ein besonderes Augenmerk

verdienen (vgl. Bullinger & Nowak, 1988; Keupp, 1990; Thiersch, 1997).

Zu diesen Prinzipien zählen wir:

- *Offenheit der Einrichtung*, d.h. für uns, unbürokratischen und niederschweligen Zugang ohne Wartezeit für besonders belastete Familien zu ermöglichen. Wir versuchen, diese zugehende soziale Arbeit durch offene Sprechstunden sowie regelmäßige Kontaktgespräche bei anderen Institutionen zu erreichen. Wir stehen sowohl Institutionen wie auch Familien für Anfragen zur Verfügung. Da besonders belastete Familien und Multiproblemfamilien die Beratungsstelle häufig nicht auf Grund eigener Motivation aufsuchen, achten wir auf große Bekanntheit und geregelte Überweisungskontexte gegenüber anderen Institutionen.
- *Integrativer und multikultureller Charakter der Einrichtung*, das bedeutet für uns Neugier und Achtung dem uns Fremden gegenüber sowie Reflexion eigener kultureller Muster. Ebenso haben wir Respekt davor, dass viele Familien in der Muttersprache beraten werden wollen.
- *Transparenz und Durchlässigkeit* innerhalb der Einrichtung, was durch die enge Verzahnung zwischen dem Beratungszentrum und dem Familienzentrum gegeben ist. Hier gelingt es, Familien in ressourcenorientierte Angebote zu vermitteln, die diesen Schritt normalerweise nicht schaffen würden.
- Möglichkeit zur *längerfristigen Betreuung*, insbesondere für belastete Kinder in Form von Einzelbetreuungen.
- *Vertrauensaufbau* bei Klienten, die die Beratungsstelle nicht aus eigener Motivation aufsuchen. Dazu gehört auch die Zusammenarbeit mit weiteren Institutionen. Diese Netzwerkarbeit kann in Form von Helferkonferenzen, Expertenkonferenzen, Hilfeplangesprächen sowie telefonischen Absprachen geschehen. Die Zusammenarbeit ist dabei getragen von einem Respekt vor den bisherigen Hilfeversuchen der Familie, die nicht ignoriert werden sollen. Wir möchten dadurch Doppelbetreuungen vermeiden und keine Loyalitätskonflikte bei den Familien entstehen lassen.
- Die *Verbindung von therapeutischen mit pädagogischen Angeboten* kommt dem Bedarf an lebenspraktischen und alltagsorientierten Hilfen entgegen. Dazu gehören „Lernen am Vorbild“, direkte Anleitung oder übende Verfahren ebenso wie die pädagogische Förderung von Kindern; die Verbindung mit Therapie ist wichtig für die Aufarbeitung belastender Lebenserfahrungen oder tiefer gehender Verhaltensänderungen.
- *Nachgehende soziale Arbeit*, das bedeutet für uns die Akzeptanz, dass ausgefallene Termine zu Beginn der Beratung bei (noch) nicht motivierten Klienten ein aktives Handeln des Beraters erfordern. Ebenso bieten wir die Möglichkeit von Hausbesuchen an.

- *Beratungsunterstützende Maßnahmen* ermöglichen es Familien, die Erziehungsberatung in Anspruch zu nehmen, die sonst nicht die Möglichkeiten haben, uns aufzusuchen; z.B. Abholdienst für Kinder, vor allem allein erziehender Eltern zu therapeutischen Spielstunden.
- *Möglichkeit der Selbstorganisation* bieten. Wir unterstützen Selbsthilfegruppen bei der Gründung und beim Aufbau ihrer Gruppen und bieten parallel zu deren Bestehen Reflexionsmöglichkeiten an.
- *Integrationen in das Gemeinwesen*: Wir pflegen eine intensive Zusammenarbeit auch mit politischen Gremien und bürgerschaftlich engagierten Mitbewohnern.
- Darüber hinaus bestehen mittlerweile *eigenständige Projekte für spezielle Zielgruppen*, z.B. Hausaufgabengruppen für sozial benachteiligte Grundschüler, ein Asylprojekt, bei dem die Präsenz vor Ort in den jeweiligen Asylbewerberunterkünften sowie eine enge Verzahnung mit den jeweiligen Heimleitungen wichtige Aspekte darstellen. Notwendig bei diesem Projekt ist eine hohe Präsenz von Dolmetschern sowie lebenspraktische Unterstützung und die Möglichkeit der Einzelbetreuung von traumatisierten und emotional belasteten Kindern aus den Unterkünften.

Diese besonderen Formen der Arbeit schlagen sich in einem erhöhten finanziellen und zeitlichen Aufwand für die Betreuung nieder.

Qualitätsentwicklung

Seit 1997 ist Qualitätsmanagement regelmäßiger Bestandteil des SOS-Beratungs- und Familienzentrums. Zu diesem Bereich zählen wir die Erarbeitung von Standards der fachlichen Arbeit in den Bereichen:

- Sexueller Missbrauch
- Grenzüberschreitungen
- Gewalt/Misshandlung
- Beschwerden von Klienten.

Diese Standards sind verpflichtend für alle Mitarbeiter und Honorarkräfte des SOS-Beratungs- und Familienzentrums. Ebenso zählen wir die regelmäßige Teilnahme an der Supervision und Fallbesprechungen zu den Grundprinzipien von Qualitätsmanagement. In unregelmäßigen Abständen führen wir interne Teamfortbildungen zur Weiterqualifizierung der MitarbeiterInnen durch (z.B. Arbeit bei sexuellem Missbrauch, Arbeit bei Trennung und Scheidung, interkulturelle Kompetenz).

Jährlich werden Konzepttage durchgeführt, Leitfragen dabei sind z. B., in

welchem Ausmaß wir besonders belastete Familien erreicht haben, ob wir Angebote für besonders belastete Gruppen haben oder weiterentwickeln sollen, wie Aspekte des Gender Mainstreaming in der Einrichtung verankert sind.

Regelmäßige Qualitätszirkel dienen der kontinuierlichen konzeptionellen Weiterentwicklung. Die Ergebnisse der Qualitätszirkel werden nach erfolgreicher Überprüfung in die Organisation und Arbeitsweise der Einrichtung übernommen und werden damit auch Bestandteil des Qualitätshandbuchs der Einrichtung mit den Teilen Leitbild, Aussagen zu Zielgruppen und Standards des SOS-Beratungs- und Familienzentrums sowie Organisation der Stelle. In der Regel führen wir pro Jahr eine Evaluationsstudie durch. Ein Mitarbeiter ist mit der Aufgabe des Qualitätskoordinators betraut.

Vernetzung und Kooperation

Das SOS-Beratungs- und Familienzentrum ist regional wie fachlich breit vernetzt. Zum einen nehmen Mitarbeiter an einer Reihe regelmäßiger Gremien teil, zum anderen finden darüber hinaus unterschiedliche Aktivitäten statt, um die Kooperation mit anderen Einrichtungen sicherzustellen.

Mitarbeit in Gremien

Fachliche Gremien: z.B.

- Berufsgruppe sexueller Missbrauch
- AK Richter
- Türkische Therapeuten
- Netzwerk der bayerischen Mütter- und Familienzentren

Regionale Gremien: z.B.

- REGSAM und Unterausschüsse (Kinder und Familie, Gemeinwesenarbeitsrunde, Runder Tisch Riem, Migration und Asyl)
- Reg. Treffen der Erziehungs- und Familienhilfen (Sozialregions-Gespräch)
- Jugendhilfe und Schule

Träger- und verbandsbezogene Gremien: z.B.

- Regionaltreffen und –tagung
- Thematische Arbeitskreise
- LAG für Erziehungsberatung

Politische Gremien: z.B.

- FachArGe Familienhilfe
- DachArGe Jugendhilfe
- Kinder- und Jugendhilfeausschuss der Stadt München

Vernetzungsstruktur

Vernetzung findet neben den Gremien häufig durch Kontaktgespräche sowie Besuche anderer Einrichtungen statt. Versucht man eine Analyse der Vernetzungsstruktur unserer Einrichtung, so wird man feststellen, dass auch hier eine regionale Vernetzung (informelle Kontakte, gemeinsame Projekte), fachliche Vernetzung (wir geben und nehmen Fortbildungen, Teilnahme an Workshops, gemeinsame Öffentlichkeitsarbeit, themenbezogene Arbeitsgruppen), trägerbezogene Vernetzung (Fortbildungen, Tagungen des Trägers, Kontakte zu Fachreferenten und verschiedenen Abteilungen der Geschäftsstelle sowie zu anderen SOS-Einrichtungen) sowie politische Vernetzung (vor allem Kontaktgespräche zu Politikern, Verbandsvertretern, Verwaltungsspitzen) geschieht. Auch diese Art der Vernetzung ist ein sehr wichtiger Bestandteil des Netzwerkes unserer Einrichtung.

In regelmäßigen Abständen führen die Mitarbeiter in einem Segment der Vernetzungsstruktur Kontaktgespräche mit wichtigen Kooperationspartnern der Region (z. B. Kindertagesstätten, Schulen und Horte, Kinderärzte und Therapeuten) durch.

In den Jahresberichten sind die Kooperationspartner, mit denen im Berichtsjahr Kontakt bestand, aufgeführt.

Zukunftsperspektiven

Wir streben an, unsere bisherigen Erfahrungen in der zielgruppenorientierten Beratung auszuwerten und darauf aufbauend neue Konzepte zu entwickeln. Dabei sind vor allem drei Bereiche vorrangig.

In der Arbeit mit Migranten vertreten wir v.a. für Flüchtlinge und Asylbewerber einen offenen, zugehenden und sehr flexiblen Beratungsansatz vor Ort. Dabei wollen wir vor allem die Lebenssituation und die psychische Situation von Flüchtlingskindern und ihren Familien verbessern und die Umsetzung der internationalen Kinderrechte auch für diese Kinder sichern. Uns liegt daran, diese Arbeit mit einem Regelangebot zu verbinden, sodass sie auch übertragbar ist. Eine solche Arbeit wissenschaftlich zu begleiten und die Ergebnisse zu veröffentlichen, könnte Anstöße zur Übertragbarkeit geben.

Im Stadtteil Messestadt Riem, der durch räumliche Segregation und bei weiterer Besiedlung einem zunehmendem Anteil verschiedenster Migranten und sozial benachteiligter Familien gekennzeichnet ist, ergibt sich ein erhöhter sozialpolitischer Handlungsbedarf. Hier streben wir an, modellhaft in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen einen Ansatz sozialraumbezogener und vernetzter Beratung von Multiproblemfamilien in der Verbindung von offenen Angeboten und gezielter Beratung zur Prävention von z.B. Verhaltensstörungen und Gewalt zu entwickeln und zu erproben, um dies im Anschluss an eine Erprobungsphase als Regelangebot der Erziehungsberatung im Rahmen einer Außenstelle fest zu etablieren.

Des Weiteren wollen wir unsere präventiven und beraterischen Angebote für verschiedene Bereiche konzeptionell weiter ausgestalten und neuen Erfordernissen anpassen. Hier beschäftigt uns z.B. die Frage nach der Einbindung bürgerschaftlichen Engagements in die Arbeit.

Literatur

Bullinger & Nowak. (1998): *Soziale Netzwerkarbeit*. Freiburg: Lambertus.

Keupp, H. (1990): *Gemeindepsychologie. Alternative zum Psychodult*. In: *Neue Praxis*, 2/1990, 168-177.

Thiersch, H. (1997): *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit*. München: Juventa.

Kühnl, B. & Schwärzler, B. (1998): *Multiproblemfamilien in der Erziehungsberatung*. In: *Jugendhilfe*, 1/1998, 48 – 55.

Seus-Seberich, E. (1992): *Gemeindepsychologische Perspektiven der Familienarbeit*. In: Böhm, J; Faltermaier, T.; Flich, U. & Krause, J. (Hrsg.). *Gemeindepsychologisches Handeln: ein Werkstattbuch*. Freiburg: Lambertus, 133 – 145.

Seus-Seberich, E. (2000): *Erziehungsberatung zwischen Therapie und Prävention*. In: *Frühförderung interdisziplinär* 19, 30 – 38.

Seus-Seberich, E. (2001): *Erziehungsberatung bei sozial benachteiligten Familien*. In: *Praxis Kinderpsychologie, Kinderpsychiatrie*, 50, 17 – 30.

Sabine Skutta

Beratung von Migrantenfamilien in Armutslagen

Die Beratung von Familien mit Migrationshintergrund ist inzwischen in einer Reihe von Erziehungsberatungsstellen auch konzeptionell verankerte Selbstverständlichkeit. Der auch im Elften Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung festgestellte Umstand, dass Familien nichtdeutscher Nationalität in der Erziehungsberatung weiterhin unterrepräsentiert sind, weist jedoch darauf hin, dass das angemessene Erreichen dieser Familien nach wie vor eine Herausforderung darstellt, wie die bke in ihrer Stellungnahme zum Bericht (bke 2002) konstatiert. Dies gilt für Migrantenfamilien in Armutslagen sicher in besonderer Weise.

Die Interkulturelle Familienberatung des Arbeitskreis Neue Erziehung e.V. hat die Beratung von Familien mit Migrationshintergrund vor ca. sieben Jahren zu einem ihrer Schwerpunkte gemacht. Seit Beginn 2001 berät die Interkulturelle Familienberatung nach wie vor Familien aus ganz Berlin, hat sich jedoch mit dem Abschluss des Leistungsvertrags mit dem Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg zunehmend auf die Lebenslagen der Familien dieses Bezirks, in dem die Beratungsstelle liegt, ausgerichtet. Damit ist sie zunehmend mit den sozialen Problemen des gesamten Bezirks und in besonderer Weise der Familien mit Migrationshintergrund konfrontiert. Dieser Ausschnitt der Arbeit der Interkulturellen Familienberatung wird hier dargestellt. Zunächst jedoch ein Blick auf die bundesweite Datenlage zu dieser Thematik.

Armut von Migranten: strukturell bedingt und staatlich verordnet

Familien mit Migrationshintergrund sind in verschiedener Hinsicht von Armut betroffen. Im Unterschied zu deutschen Familien gibt es bei einem Teil von ihnen jedoch eine von staatlicher Seite verordnete Armut. Davon sind insbesondere die Flüchtlinge betroffen. Arbeitsverbot und dem de facto gleichkommende bedingte Arbeitserlaubnis, die Auflage, in speziellen Flüchtlingsunterkünften zu wohnen und die um ca. ein Fünftel gegenüber der Sozialhilfe abgesenkte Hilfe zum Lebensunterhalt sollen einen auch nur genügenden Lebensstandard der Flüchtlinge verhindern und damit der Abschreckung dienen. Ausmaß und migrantenspezifische Besonderheiten

der Armutsrisiken für Familien mit Migrationshintergrund werden im Folgenden umrissen.

Aufenthaltsstatus und Existenzbedrohung

Derzeit gibt es verschiedene Formen der Aufenthaltserlaubnis für Zuwanderer, die für die Betroffenen in sehr unterschiedlichem Ausmaß Sicherheit oder Unsicherheit ihres Verbleibs in Deutschland bedeuten. Ca. ein Drittel der ausländischen Wohnbevölkerung hat einen in irgendeiner Form befristeten Aufenthaltsstatus. Vier Prozent der ausländischen Wohnbevölkerung leben mit einer Duldung in Deutschland, bei ihnen ist die Abschiebung für eine meist kurze Frist ausgesetzt, d.h., sie müssen wöchentlich, monatlich oder längstens halbjährlich mit der Abschiebung rechnen (eigene Berechnung nach: Integrationsbeauftragte 2002).

Arbeitslosigkeit und Arbeitsverbot

Die Arbeitslosenquote lag 2002 in den alten Bundesländern für Nichtdeutsche mit 18 Prozent doppelt so hoch wie für Deutsche (vgl. Institut der Deutschen Wirtschaft, 2003).

Für Asylbewerber und geduldete Ausländer gilt im ersten Jahr ihres Aufenthalts generelles Arbeitsverbot. Ausländer mit Aufenthaltsbefugnis dürfen sofort nach Einreise Arbeit aufnehmen. Für alle diese Gruppen nimmt das Arbeitsamt bei der Beantragung einer Arbeitserlaubnis eine Vorrangprüfung vor, d.h. klärt, ob es Deutsche oder EU-Bürger oder diesen gleichgestellte Ausländer mit höherwertiger Aufenthaltserlaubnis gibt, die den vom Antragsteller gefundenen Arbeitsplatz besetzen könnten. Damit ist bei der derzeitigen Arbeitsmarktlage ein De-facto-Arbeitsverbot verbunden (vgl. BMAS 2001, S. 291 f.).

Sozialhilfe und weniger

1998 betrug die Sozialhilfequote von Nichtdeutschen 9,1 Prozent gegenüber drei Prozent bei Deutschen. Kinder und Jugendliche nichtdeutscher Nationalität wiesen mit 14,1 Prozent eine mehr als doppelt so hohe Sozialhilfequote auf als Deutsche unter 18 Jahren (mit 5,9%) (vgl. a.a.O., S. 212).

Ende 1998 lebten ca. 1,25 Mio. Flüchtlinge (inkl. Asylbewerber) im Bundesgebiet. Anstelle von Sozialhilfe erhalten Asylbewerberinnen und Asylbewerber sowie andere Personen, die ebenfalls nicht über einen verfestigten Aufenthaltsstatus verfügen, Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz (AsylbLG), das sind zwischen 14 Prozent und 28 Prozent unter den vergleichbaren Leistungen nach dem BSHG. Dabei wird der notwendige Bedarf der Leistungsberechtigten an Ernährung, Unterkunft, Heizung, Kleidung, Gesundheits- und Körperpflege sowie an Gebrauchs- und

Verbrauchsgütern des Haushalts nach dem AsylbLG grundsätzlich durch Sachleistungen gedeckt. Zum Jahresende 1998 erhielten rund 450.000 Empfänger/-innen in Deutschland Leistungen nach dem AsylbLG, mehr als die Hälfte davon waren unter 25 Jahre alt (vgl. a.a.O., S. 212 ff.).

Nach vorsichtigen Schätzungen leben ca. eine halbe Million Menschen illegal in Deutschland. Ihre Lebenssituation ist von existenzieller Not, Abhängigkeit von ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen und fehlender Gesundheitsversorgung gekennzeichnet, für die Kinder unter ihnen ist ein Schulbesuch unmöglich (s. Alt, 1999).

Bildungsarmut

1998 besuchten in Deutschland insgesamt rund 40 Prozent aller Schüler das Gymnasium, rund 23 Prozent die Realschule und 20 Prozent die Hauptschule sowie 17 Prozent die integrierte Gesamtschule, demgegenüber verteilten sich Kinder ausländischer Herkunft zu 9,4 Prozent auf das Gymnasium, zu 8,4 Prozent auf Realschulen, aber zu 67,7 Prozent auf Hauptschulen. 17 Prozent der Schüler nichtdeutscher Nationalität verließen die Schule ohne Hauptschulabschluss (einschließlich Sonderschulen), 36,7 Prozent mit Hauptschulabschluss, 31,8 Prozent mit Realschulabschluss und 14,5 Prozent mit Hochschulreife.

Der Anteil derjenigen jungen Migranten nichtdeutscher Nationalität, die eine Ausbildung absolvierten, lag 1998 bei 37 Prozent gegenüber 65 Prozent deutscher Jugendlicher.

In der Altersgruppe der jungen Menschen (20-29 Jahre) sind nach einer Studie des EMNID-Instituts von 1998 insgesamt 11,6 Prozent ohne eine berufliche Erstausbildung geblieben. Bei den Deutschen waren dies 8,1 Prozent, bei den jungen Menschen nichtdeutscher Nationalität hingegen 32,7 Prozent (vgl. BMAS 2001, S. 202 ff.).

Wohnsituation

Aus dem Armutsbericht der Bundesregierung: „Allgemein unterschied sich die Wohnsituation von Ausländern und Deutschen 1998 noch darin, dass die Mietbelastung bei der Betrachtung aller ausländischen Haushalte geringfügig höher und die durchschnittliche Wohnfläche und die Wohnfläche pro Person etwas geringer war als bei deutschen Haushalten. Auch sind ausländische Haushalte derzeit im Durchschnitt noch größer als deutsche, sodass die für beide Gruppen bestehende Schwierigkeit, preisgünstige große Mietwohnungen zu finden, bei Ausländern häufiger auftrat als bei Deutschen“ (a.a.O, S.205). 41 Prozent der rund 450.000 Empfänger/-innen von Leistungen nach dem AsylbLG lebten in Aufnahmeeinrichtungen oder Gemeinschaftsunterkünften (ebd.).

Erziehungs- und Familienberatung mit Migranten in Armutslagen

Armut in Familien mit Migrationshintergrund gestaltet sich nicht nur durch die gesellschaftlichen und rechtlichen Rahmenbedingungen anders als bei Familien deutscher Herkunft – auch die subjektive Wahrnehmung wird durch die Tatsache beeinflusst, dass die Betroffenen selbst oder ihre Eltern nach Deutschland migriert sind. Dadurch erhält Armut zusätzliche oder andere Aspekte:

- So kann die Einkommensarmut als Teil der gesellschaftlichen Diskriminierung erfahren werden, aber ebenfalls als „normale“ Folge einer Migration in ein fremdes Land und als vorübergehende Phase in einem Prozess der beruflichen und wirtschaftlichen Integration.
- Die mit einer Flucht verknüpften Hoffnungen auf Frieden, Heilung der zur Flucht führenden Verletzungen und auf Lebensperspektive können durch die extremen Armutbedingungen im Exil tief enttäuscht werden und als erneuter Angriff auf die eigene Integrität erlebt werden.
- Armut kann als ein Teil doppelter Diskriminierung erlebt werden: als Migrant und als Armer.
- Armut kann als Beweis für das Verfehlen des Migrationsziels gewertet werden und damit die gesamte Lebensgeschichte in Frage stellen.
- Armut kann als Versagen gegenüber dem von den schon migrierten Eltern übernommenen Migrationsziel gewertet werden, insbesondere, wenn es den (Groß-) Eltern wirtschaftlich besser geht als ihren hier aufgewachsenen Söhnen und Töchtern.
- Armut in einem „reichen Land“ kann zum Anlass für Scham und Rückzug gegenüber den Verwandten im „armen Herkunftsland“ werden.
- Armut kann zur Bedrohung der gesamten Existenz werden, wenn mit dem Bezug von Sozialhilfe die Aufenthaltsgenehmigung gefährdet wird.
- Der mit Armut verbundene erhöhte Konfrontation mit den Anforderungen von Behörden setzt Migranten in besonderer Weise dem Erleben von sprachlichen und intellektuellen Defiziten und einer sozialen Unterlegenheit aus, die allgemeine Diskriminierungserfahrungen verstärkt.

In der Beratung von Migrantenfamilien in Armutslagen gilt es neben den sonst auch bei Familien in ähnlicher Lebenslage zu erwartenden Aspekten also nicht nur die oben umrissenen sozialen und rechtlichen migrantenspezifischen Lebensbedingungen zu kennen und zu beachten, sondern auch die hier aufgezählten und sicher weitere subjektive und familiendynamische Gesichtspunkte, die mit dem Migrationshintergrund in Zusammenhang stehen.

Die Inanspruchnahme von Erziehungsberatung durch Familien mit Migrationshintergrund

In ihrer Untersuchung zum Inanspruchnahmeverhalten von Familien aus der Türkei in Bezug auf ambulante und stationäre kinder- und jugendpsychiatrische Behandlung kamen Schepker, Toket und Eberding (1989) zu folgenden Ergebnissen:

- In den Familien finden sich nicht weniger Probleme und Störungen als in deutschen Familien.
- Es war keine Vorherrschaft von traditionellen Herangehensweisen wie Verheiratung oder Besuche bei Hocas festzustellen, die die Inanspruchnahme des psychosozialen Versorgungsangebots verhindert hätte.
- Hauptfaktoren für die geringere Inanspruchnahme waren mangelnde Bekanntheit der jeweiligen Institutionen und ihrer Angebote sowie der Mangel an kulturadäquaten Angeboten.

Sie halten fest: „Die Inanspruchnahmebarriere ist also überwindbar – auf Seiten der Familie ebenso wie auf Seiten der Institution“ (a.a.O., S.120).

Die Arbeit der Interkulturellen Familienberatung mit MigrantInnen: interkulturelle Öffnung und Niedrigschwelligkeit

Die Interkulturelle Familienberatung arbeitet mit einem Team aus fünf BeraterInnen und einer Sekretärin, davon haben zwei BeraterInnen einen eigenen Migrationshintergrund. Beratung wird in deutscher, türkischer, arabischer, englischer und französischer Sprache angeboten. Im Jahr 2003 hatten 59 Prozent aller abgeschlossenen Fälle einen Migrationshintergrund, 40 Prozent aller abgeschlossenen Fälle wurde in einer anderen Sprache als deutsch beraten. Die in einem Jahr beratenen Personen kommen aus über 30 Ländern.

Im Standortbezirk der Beratungsstelle, dem Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg, einer Kommune mit ca. 250.000 Einwohnern, liegt der Anteil der über das Kriterium Nationalität erfassten Migranten bei 22 Prozent, bei den Schülern bei 33 Prozent, (Statistisches Landesamt 2003), wobei im Ortsteil Friedrichshain ein sehr geringer Anteil lebt, in Kreuzberg dafür umso mehr.

Fast ein Drittel aller Kinder und Jugendlichen im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg lebt von der Sozialhilfe – wobei Empfänger von Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz noch nicht mitgerechnet sind (Berliner Morgenpost vom 18.12.2003). Für die Kinder aus Migrantenfamilien muss

also von einem sehr hohen Anteil ausgegangen werden, der von Sozialhilfe oder weniger leben muss.

Interkulturelle Öffnung – eine Begriffsbestimmung

Unter interkulturelle Öffnung verstehe ich in Anlehnung an einen Definitionsversuch des Diakonischen Werks die konzeptionelle Berücksichtigung der kulturellen Vielfalt und der Situation von Zuwanderern in unserer Gesellschaft und die Beseitigung von Zugangsbarrieren zu sozialen Diensten oder Hilfeleistungen, die auf kulturellen oder ethnischen Unterschieden beruhen. Es handelt sich dabei um einen Prozess, der die gesamte Einrichtung in ihrer personellen und materiellen Ausstattung sowie in all ihren Aktivitäten betrifft und auch das institutionelle Umfeld mit einbezieht (vgl. auch: Diakonisches Werk 1997).

Interkulturelle Öffnung – ein Überblicksmodell

Der Prozess interkultureller Öffnung kann sehr unterschiedlich strukturiert sein je nach Ausgangssituation und Umfeldbedingungen einer Erziehungsberatungsstelle. Dennoch lassen sich aus unseren Erfahrungen und dem, was sich in der einschlägigen Literatur dazu findet, einige Grundelemente zusammenfassen. Diese sichern jenseits des persönlichen Engagements der einzelnen MitarbeiterInnen einer Einrichtung die Kontinuität des Prozesses:



(vgl. auch Skutta 2003a)

Interkulturelle Kompetenz der BeraterInnen

Interkulturelle Öffnung einer Einrichtung und interkulturelle Kompetenz der Beraterinnen (und der Sekretärin) sind zwei sich ergänzende und befruchtende Prozesse. Im Team der Interkulturellen Familienberatung verstehen wir darunter:

- die konsequente Anwendung allgemeiner grundlegender Beratungskompetenzen im interkulturellen Kontext, das heißt, insbesondere die Fähigkeit, die ratsuchenden Personen in ihrer gesamten Persönlichkeit, Individualität und in ihrem gesamten sozialen und kulturellen Kontext zu sehen und zu verstehen und in der Beratung darauf Bezug zu nehmen,
- eine Haltung, die den eigenen kulturellen Standort kennt und um dessen Relativität weiß,
- Bewusstheit für eigene ablehnende Tendenzen gegenüber Fremden,
- umfassende Kenntnisse zur Situation von MigrantInnen in Deutschland,
- Handlungswissen bei der Kontakt- und Beziehungsgestaltung mit Ratsuchenden, deren Gestaltung des Beratungskontakts den BeraterInnen ungewohnt ist,
- Sprachkompetenzen: Fremd-, Mutter- und Umgangssprache und die Bereitschaft, Mühe auf die Verständigung zu verwenden, und
- Kenntnisse zu verschiedenen Kulturen bei gleichzeitigem Bewusstsein des breiten Ausgestaltungsspektrums innerhalb einer Kultur.

Spezifisch ausgestaltete Niedrigschwelligkeit als Teil interkultureller Öffnung

Niedrigschwelligkeit ist ein Unterscheidungsmerkmal der Erziehungs- und Familienberatungsstellen von anderen Hilfen zur Erziehung und betont die Offenheit für alle Familien. Formaler Ausdruck dessen ist der Umstand, dass es keines formalen Verfahrens bedarf, um diese Hilfe zur Erziehung in Anspruch zu nehmen. Niedrigschwelligkeit ist gleichzeitig auch Verpflichtung für die Erziehungsberatungsstellen, den Weg für diejenigen Ratsuchenden zu ebnen, die den Nutzen von Beratung im Allgemeinen und Erziehungs- und Familienberatung im Speziellen weder theoretisch noch durch Vorerfahrungen kennen und denen es nicht so leicht fällt, sich mit Fragen und Problemen aus dem persönlichen und familiären Bereich an eine unbekannte Institution zu wenden.

Vorerfahrungen und Vorwissen zu professioneller Beratung können bei Klienten mit Migrationshintergrund nicht vorausgesetzt werden, insbesondere nicht bei gleichzeitigem niedrigem Bildungsstand. Hier gilt es anzuknüpfen an informelle Beratungserfahrungen und an Erfahrungen von positiven Lernkontexten und an Erfahrungen von Kompetenzgewinn durch

angeleitete Eigenaktivität wie z.B. Training im Sport. Damit verbunden ist meist auch das Anknüpfen an Beziehungserfahrungen im Bereich von Rat holen und Besprechen von privaten und familiären Fragen. Das kennen Klienten ohne Beratungserfahrungen nur aus verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Kontexten und so kann das Ausbalancieren einer professionellen Beratungsbeziehung ein Prozess sein, der ausdrücklicher und oft anders vollzogen werden muss, als in Beratungsbeziehungen mit Klienten, die Vorwissen zu Beratung haben.

Welter-Enderlin (2000, S. 87) hat die Bedeutung einer sicheren affektiven Basis in Beratung und Therapie hervorgehoben, von der aus Neues erforscht und erprobt werde. Die Bedeutung dieser sicheren affektiven Basis in der Beratung und Therapie mit MigrantInnen muss nach unserer Erfahrung als besonders hoch eingeschätzt werden: sowohl durch die Migration als solche und den häufig damit verbundenen Verlust von Bindungsfiguren als auch durch ihren Status als Angehörige einer benachteiligten und abgewerteten Minderheit ist diese sichere Basis für viele Migranten erschüttert und das in einer Situation, in der von ihnen über lange Zeiträume erhebliche Veränderungen und ein immenser Mut zu Neuem erwartet wird (Skutta, 2002).

Eine systemorientierte Herangehensweise, die die gesamte Familie und das sie umgebende soziale und ggf. institutionelle Netz im Blick hat und diese auch in Abstimmung mit den Ratsuchenden einbezieht, entspricht nach unserer Erfahrung der hohen sozialen Einbindung und psychischen Bindung innerhalb der Familien mit dörflicher Herkunft bzw. Herkunft aus weniger individuumsbetonten Kulturkreisen. Damit passt dieser Denkansatz auch zur subjektiven Sicht der Ratsuchenden von ihrer Lebenslage und ihren Bindungen und ihrem Eingebunden-Sein.

Systemische Beratungsansätze geben BeraterInnen gutes Rüstzeug, was die Haltung als auch die Methodik betrifft, für die Arbeit mit Familien, die sich in verschiedenster Hinsicht von den BeraterInnen unterscheiden (s. dazu auch Baerwolff in diesem Band). Insbesondere das Bestreben, von den Erwartungen der subjektiven Sicht der Ratsuchenden und daraus folgend ihren Anliegen auszugehen und den Prozess der Beratung immer wieder zu diesen in Beziehung zu setzen, macht sie aus unserer Sicht so besonders geeignet für die Arbeit mit MigrantInnen (reich an Anregungen dazu: Schlippe, El Hachimi, Jürgens, 2003).

So gesehen bedeutet Niedrigschwelligkeit für uns nicht nur das Erleichtern der ersten Kontaktaufnahme, sondern alles, was das Halten des Beratungskontaktes erleichtert, um Abbrüche von Beratung zumindest aus Gründen mangelnder Passung zwischen Klient und Einrichtung bzw. BeraterIn unwahrscheinlicher zu machen.

Wie setzen wir dieses Konzept einer spezifischen Niedrigschwelligkeit für Familien mit Migrationshintergrund in unserer Beratungsstelle um?

Wir setzen in der Außendarstellung unserer Beratungsstelle deutliche Willkommenssignale für MigrantInnen: durch ein mehrsprachiges Logo der Beratungsstelle und Einlegeblätter in verschiedenen Sprachen in unserem Faltblatt, durch mehrsprachige Hinweisschilder am Gebäude, durch die mehrsprachige Ansage auf unserem Anrufbeantworter, nicht zuletzt durch das Wort „Interkulturelle“ in unserem Namen.

Die Willkommenssignale setzen sich in der Beratungsstelle fort: eine Weltkarte im Flur der Beratungsstelle, fremdsprachige Informationsblätter im Wartebereich, Einrichtungsgegenstände im Stil anderer Länder.

Unser Träger, der Arbeitskreis Neue Erziehung e.V., ist durch seine langjährigen interkulturell ausgerichteten Aktivitäten und Angebote wie die türkisch-deutschen Elternbriefe, die Elternkurse für Eltern aus der Türkei und die Module zur Vereinsentwicklung für Migrantenvereine, ein interkulturell ausgerichtetes Internetportal bei den Familien mit Migrationshintergrund zunehmend bekannt.

Wir arbeiten mit nichtdeutschen Medien zusammen und mit Medien, die auch die bildungsferneren sozialen Schichten ansprechen, geben Interviews zu Erziehungsfragen und stellen unsere Beratungsstelle vor.

Wir bieten telefonische Sprechstunden in Deutsch und in allen von uns angebotenen Fremdsprachen an, um eine direkte Kontaktaufnahme der KlientInnen zu den BeraterInnen zu ermöglichen.

Wir greifen „orientalische“ Muster der Kontaktaufnahme und des Weiterempfehlens positiv auf: wenn eine Klientin ihre Freundin überraschend mitbringt und „ihr“ Termin dann für das Erstgespräch „geopfert“ wird, wenn Verwandte oder Freunde beim Erstgespräch dabei sind, oder wenn Klienten persönlich und ohne Voranmeldung kommen. Wir geben – nicht immer – auch Termine, wenn der Ratsuchende nicht selbst zu uns Kontakt aufnimmt, sodass dieser den Termin nur noch bestätigen braucht, was oft leichter fällt. Mit empfehlenden Einrichtungen sprechen wir Verfahren ab, die es Klienten erleichtern, den Kontakt aufzunehmen: z.B. Erstgespräche in der bekannten Einrichtung oder ein an die Beratungsstelle gerichtetes Empfehlungsschreiben der verweisenden Person in die Hand der Klienten gegeben (... „ich habe Ihre Beratungsstelle Familie XY empfohlen und bitte Sie, der Familie bei ... zu helfen“).

Wir nutzen häufig Kooperationsmöglichkeiten mit Einrichtungen, die von Familien mit Migrationshintergrund aufgesucht werden oder zu diesen einen langjährigen intensiven Kontakt haben. Das sind z.B. Schulen mit einem hohen Anteil von Kindern nichtdeutscher Muttersprache, Kitas in islamischer

Trägerschaft, Selbstorganisationen von Migranten, Einrichtungen für Flüchtlinge, Sprachkurse, Berufsbildungseinrichtungen mit hohem Migrantenanteil und viele andere. Dort führen wir einzelne Gesprächsveranstaltungen zu Themen aus Erziehung und Familie durch und stellen die Beratungsstelle und uns selbst als Personen vor.

Wir sammeln gezielt fremdsprachige Informationsmaterialien und Informationen über Migrantenselbstorganisationen und Einrichtungen mit für Migranten nutzbare oder auf ihre Bedarfe zugeschnittenen Angeboten und sind dadurch in der Lage, spezifisch zu informieren und weiter zu vermitteln.

In der Beratung bitten wir die Klienten regelmäßig um ihre Bewertung des Beratungsprozesses und versuchen, damit die Balance zu schaffen zwischen unseren eigenen Hypothesen und Methoden und ihrer subjektiven Sicht der Fragestellung und ihren Erwartungen an uns (vgl. dazu ausführlicher Skutta, 2003b und Maetzig 2003).

Ein besonderes Projekt: Gemeinwesenarbeit in Kooperation in der Werner-Düttmann-Siedlung

Die Anfang der achtziger Jahre im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus entstandene Siedlung ist ein relativ abgeschlossenes Gebiet in der Nähe der Interkulturellen Familienberatung: 90 Prozent der ca. 2800 dort lebenden BewohnerInnen sind MigrantInnen, die meisten aus arabischsprachigen Ländern, aus der Türkei und aus Ex-Jugoslawien. In der Siedlung leben über tausend Kinder und Jugendliche. Ca. 80 Prozent der Familien leben von Transferleistungen wie Sozialhilfe, viele Wohnungen sind überbelegt. Ein großer Teil der Migranten ist durch einen unsicheren aufenthaltsrechtlichen Status belastet. Koordiniert durch ein Gemeinwesenprojekt des in der Nähe liegenden Nachbarschaftshauses hat sich hier ein sehr effektiv arbeitender Verbund von ca. 14 Einrichtungen freier und öffentlicher Träger aus den Bereichen Kinder- und Jugendarbeit, Jugend- und Familienhilfe, Gesundheitsfürsorge, Kitas und Schulen, Kirchengemeinde, Frauenarbeit gebildet, die in der Siedlung oder in der Nähe ihren Standort haben. Der Fokus liegt auf der Verbesserung der Wohnumgebung und der Aktivierung der BewohnerInnen zu gemeinsamem Engagement und Selbsthilfe sowie auf der Schaffung eines Unterstützungsnetzwerks für die Familien.

Die Interkulturelle Familienberatung ist in diesem Projekt an mehreren Stellen beteiligt: Ein Kollege bietet vierzehntägig eine offene Gruppe für arabischsprachige Mütter an, die von ca. zehn Frauen getragen wird und ca. 50 weitere Mütter erreicht, die von Mal zu Mal dazu kommen. Anschließend an die Gruppenstunde bietet der Kollege Einzelberatung an, die intensiv wahrgenommen wird. Ich selber beteilige mich zweimal im Monat an der

wöchentlich stattfindenden Sozialberatung einer Kollegin des Nachbarschaftshauses und dort tätiger ehrenamtlicher oder auf Honorarbasis arbeitender Mitarbeiter an zwei Tagen im Monat, übersetze ins Türkische und biete orientierende Sozialberatung und Familienberatung an.

Im Rahmen der Vernetzungsarbeit beteiligt sich die Interkulturelle Familienberatung an der Konzipierung und Planung der Aktivitäten oder moderiert Gesprächsrunden mit verschiedenen Beteiligten wie Hausverwaltung, Einrichtungen, Ämtern und BewohnerInnen zur Entwicklung von Kooperationsstrukturen oder zur Erarbeitung von Lösungen für soziale Problemlagen.

Der besondere Reiz der Arbeit in dieser Siedlung, die alle Kriterien eines sozialen Brennpunkts erfüllt, liegt in der Verteilung der Arbeit auf vielen Schultern und der gelungenen Verknüpfung der Kräfte. Inzwischen gibt es in der Siedlung schon sehr sichtbare Effekte: BewohnerInnen werden aktiv bei Angeboten für Kinder, bieten untereinander Kurse an und haben eine Sportgruppe gegründet. Durch die Einbindung der im Bezirk verantwortlichen Politiker durch eine beeindruckend große und sehr effektiv arbeitende Runde von Trägern konnte ein Berufsbildungsprojekt im Bereich Landschafts- und Gartenbau für Sozialhilfe beziehende Männer installiert werden, das gleichzeitig zur optischen Verbesserung des Umfeldes der Siedlung beiträgt und den persönlichen Bezug der MieterInnen zur Siedlung stärkt.

Ein Fazit in Zahlen

67 Prozent aller im Jahr abgeschlossenen Beratungen mit Familien mit Migrationshintergrund, bei denen wir den Empfehlungsweg erfasst haben, kamen zu uns, weil sie schon einmal bei uns waren (10%), weil Freunde oder Verwandte die Beratungsstelle empfohlen haben oder sie von uns über die Medien erfahren haben (45%), oder weil sie den Arbeitskreis Neue Erziehung e.V. über die Elternbriefe kannten (12%). 33 Prozent kamen über die Empfehlung von Institutionen, in dieser Zahl sind sowohl die Hinweise auf die Beratungsstelle als auch mit gewissem Druck verbundene Empfehlungen enthalten.

Statt eines Fallbeispiels:

die Themen der Beratung einer Flüchtlingsfamilie

Familie K., eine Flüchtlingsfamilie, wird von mir seit über drei Jahren beraten. Allein der Blick auf die Themen, um die es bislang ging, mag eine Vorstellung geben vom Spektrum der Beratungsarbeit mit Migrantenfamilien in Armutslagen, das sich durch die Ursachen und Folgen der Migration in spezifischer Weise gestaltet :

- Informationen zu den Auswirkungen einer posttraumatischen Belastungsstörung bei Eltern und Kindern
- Unterstützung bei der Entscheidung hinsichtlich einer Psychotherapie des Vaters
- Unterstützung bei der Zusammenführung der Familie, die auf unterschiedliche Wohnregionen in Berlin und Brandenburg verteilt worden war
- In Kooperation mit der Rechtsanwältin der Familie Unterstützung bei der rechtlichen Durchsetzung des Nachzugs der Geschwister des jüngsten Sohnes, der gemeinsam mit der Mutter geflohen war
- Hilfe bei der Schaffung einer erträglichen Wohnsituation durch Unterstützung des Kontakts der Familie mit dem Sozialamt
- Unterstützung der Familie beim Finden geeigneter Beschulung für alle Kinder der Familie
- Vermittlung zwischen Familie und Schule in Bezug auf die Frage: wie angesichts des Sozialhilfebezugs der Familie und dem Ende der Lernmittelfreiheit in Berlin Lehrmaterialien für die Kinder bereitgestellt werden können
- Erziehungsberatung zu den Verhaltensauffälligkeiten des jüngsten Sohnes in der Schule und Vermittlung beim Kontakt der Eltern mit der Schule

Literatur

Alt, Jörg (1999) *Illegal in Deutschland. Eine umfassende Studie zum Leben von Illegalen in Deutschland*. Von Loeper Verlag, Karlsruhe.

Bundeskonferenz für Erziehungsberatung (2002) *Erziehungsberatung als allgemeines Infrastrukturangebot. Zum Elften Kinder- und Jugendbericht, Informationen für Erziehungsberatung, Heft 2*.

Bundeskonferenz für Erziehungsberatung (Hrsg.) (2000) *Fremdheit in Beratung und Therapie. Erziehungsberatung und Migration, Materialien zur Beratung Band 7*, Fürth.

Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.) 2001: *Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung Bonn*.

Diakonisches Werk der EKD (1997) *Miteinander leben. Rahmenkonzeption für die Arbeit der Diakonie mit Migrantinnen und Migranten*. In: Diakonie Korrespondenz 9/97.

Heise, Thomas (Hg./Ed) (2000.): *Transkulturelle Beratung, Psychotherapie und Psychiatrie in Deutschland*, Das transkulturelle Psychoforum Bd. 5, Berlin: VWB—Verlag für Wissenschaft und Bildung.

Institut der Deutschen Wirtschaft (2003) *Der Arbeitsmarkt. Ausländer: Qualifikations-Handikaps*. In iwD – Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln, Nr. 15 vom 10. April 2003 unter <http://www.iwkoeln.de/>.

Integrationsbeauftragte der Bundesregierung (2002) *Daten und Fakten zur Ausländersituation. Aufenthaltsstatus der ausländischen Wohnbevölkerung nach ausgewählten Staatsangehörigkeiten am 31. Dezember 2000*. Auflage Februar 2002.

Koch, Eckhardt/Schepker, Renate/Taneli, Suna (Hrsg.) (2000) *Psychosoziale Versorgung in der Migrationsgesellschaft Deutsch-Türkische Perspektiven* Schriftenreihe der Deutsch-Türkischen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und psychosoziale Gesundheit e.V., Lambertus-

Verlag, Freiburg.

María del Mar Castro Varela et al. (Hrsg.) (1998) *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie* DGVT-Verlag Forum 40.

Peltzer, Karl; Aycha, Abduljawad; Bittenbinder, Elise (1995) *Gewalt und Trauma Psychopathologie und Behandlung im Kontext von Flüchtlingen und Opfern organisierter Gewalt*, IKO-Verlag, Frankfurt.

Schepker, Renate, Toker Mehmet, Eberding Angela (1998) *Zum familiären Umgang mit Verhaltensproblemen Jugendlicher in der Migration: Ist die Jugendpsychiatrie eine Lösung?* In: Koch, Eckhardt/Özek, Metin/Pfeiffer, Wolfgang M./Schepker, Renate: Chancen und Risiken von Migration, Deutsch-türkische Perspektiven, Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau, 116-123.

Schlippe, Arist von; El Hachimi, Mohammed; Jürgens, Gesa (2003) *Multikulturelle systemische Praxis Ein Reiseführer für Beratung, Therapie und Supervision*, Carl-Auer-Systeme Verlag, Heidelberg.

Skutta, Sabine (2000) *Migrant*innenberatung der Beratungsstelle Wilhelmsburg: Ambulante transkulturelle Beratung und Psychotherapie für Klient*innen nichtdeutscher Herkunft* in: Heise, Thomas (Hg./Ed.): *Transkulturelle Beratung, Psychotherapie und Psychiatrie in Deutschland*, Das transkulturelle Psychoforum Bd. 5, Berlin: VWB—Verlag für Wissenschaft und Bildung.

Skutta, Sabine (2002) *Psychotherapie und Beratung im interkulturellen Kontext: Systemische Psychotherapie einer Migrantin aus der Türkei*. In: *Dialog 2002*, Landesarbeitsgemeinschaften für Erziehungsberatung Brandenburg und Berlin, Berlin, 23 – 28.

Skutta, Sabine (2003a) *Auf dem Weg zur Interkulturellen Öffnung – Schritte zur praktischen Umsetzung*. In: *Evangelische Konferenz für Familien- und Lebensberatung e.V. (Hrsg.) Integration gestalten – Psychosoziale Beratung und Begleitung im interkulturellen Kontext* Materialien zur Beratungsarbeit Nr. 25/2003, Berlin, EKfUL, 110-118.

Skutta, Sabine (2003b) *Wünsche von Migrant*innen aus der Türkei an Einrichtungen psychiatrischer und psychosozialer Versorgung aus Sicht einer ambulanten Versorgungseinrichtung* In: *Kerbe Forum für Sozialpsychiatrie*, 4/2003, 20-22.

Statistisches Landesamt (2003) *Regionale Gliederung Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg*, <http://www.statistik-berlin.de>

Welter-Enderlin, Rosmarie (2000) *Deine Liebe ist nicht meine Liebe Partnerprobleme und Lösungsmodelle aus systemischer Sicht*, Herder, Freiburg.

Irmgard Köster-Goorkotte Wieviel Teilhabe braucht die Armut? Präventionsgruppe für minderjährige Mütter und deren Kinder. Ein Praxisprojekt

In den letzten Jahren zeichnete sich ab, dass die Zahl der Schwangerschaften/Mutterschaften minderjähriger Mädchen und sehr junger Frauen in Münster wie auch auf Landes- und Bundesebene wieder ansteigt. Dabei handelt es sich auf Münster bezogen in der Mehrzahl der Fälle um Mädchen und Frauen aus oft seit Generationen armutsbelasteten Familien. Darauf reagierend entwickelte die Beratungsstelle Südviertel e. V. ein Projekt *Präventionsgruppe für minderjährige schwangere Mädchen, junge Mütter und deren Kinder*.*

Dieses Gruppenangebot wird in Zusammenarbeit mit dem Amt für Kinder, Jugendliche und Familien in Münster seit Dezember 2002, nach einer Phase der Werbung, aufsuchender Arbeit und Kontaktaufnahme organisiert und praktisch umgesetzt mit zwei Gruppenangeboten, die jeweils einmal wöchentlich stattfinden. Grundlage für dieses Projekt sind die Lebenslagen der jungen Mütter und ihrer Kinder, aus denen ein Anspruch auf Hilfen nach §§ 27 ff. SGB VIII abzuleiten ist.

Der Hilfebedarf ist einzelfallbezogen auf drei Ebenen gegeben:

1. für die Jugendlichen, die aus mehrfach belasteten Familienverhältnissen stammen und für sich selbst schon kompensatorischer Hilfen bedürfen
2. für sie als in der Regel allein erziehende Mütter, die noch Jugendliche sind und unter schwierigsten Bedingungen ein Kind aufziehen und erziehen sollen.
3. für ihre Kinder, die auf diesem familiären Hintergrund ebenso hilfebedürftig sind

Zu den Teilnehmerinnen (Stand April 2003)

Aus den Tabellen auf S. 174 f. wird deutlich, dass die jungen Mütter und somit auch ihre Kinder mehrfach benachteiligt sind bezogen auf:

* Mitarbeiterinnen in diesem Projekt sind Carola Wissing, Diplompädagogin und Systemische Familienberaterin und Julia Brinckmann, die ihr Praxishalbjahr im Rahmen ihres Pädagogikstudiums in der Beratungsstelle abgeleistet hat und seitdem die Gruppenarbeit mitgestaltet. Beide sind auch Mütter von Kleinkindern und über die fachliche Qualifikation von Frau Wissing und die fachlichen Kompetenzen von Frau Brinckmann hinaus ist dadurch eine gute Grundlage für die Arbeit mit anderen Müttern gegeben. Das erste Projektjahr wurde durch Frau Gittner vom Amt für Kinder, Jugendliche und Familien, Münster, evaluiert. Die Ergebnisse liegen vor und werden im März 2004 veröffentlicht, sind somit dann auch darüber zu beziehen.

Altersstruktur								
Alter	14 Jahre	16 Jahre	19 Jahre	15 Jahre	18 Jahre	23 Jahre	21 Jahre	21 Jahre
Alter/Anzahl der Kinder	schwanger	6 Monate	9 Monate	5 Monate	11 Monate	1 Monat 2 Jahre 3 Jahre	8 Monate	8 Monate

Sozialer Status								
Schulabschluss	spor. Hauptschulbesuch	nein	nein	sporadischer Schulbesuch	nein	nein	ja	ja
Ausbildung		nein	nein	LB-Schule	nein	nein	nein	ja
Sozialhilfebezug	ja	ja	ja		ja	ja	ja	ja
Erziehungsgeld		ja	ja		ja	ja	ja	ja
Wohnsituation	lebt bei Mutter	gemeinsam mit Vater	alleinerziehend eigene Wohnung	lebt bei Eltern	eigene Wohnung mit Partner	eigene Wohnung mit Vater	eigene Wohnung mit Partner	eigene Wohnung
Kindsvater	intakte Partnerschaft	Partnerschaft	Vaterschaft ungeklärt	kein Kontakt	kein Kontakt			Kontakt

Herkunftsfamilie								
Mutter	Aussiedlerin, ohne Schulabschluss, ohne Ausbildung, Gelegenheitsarbeiterin/ Sozialhilfe	ohne Ausbildung, Sozialhilfe getrennt lebend	obdachlose Herkunftsfamilie mit 11 Kindern, ohne Schulabschluss, o. Ausbildung, Sozialhilfe	o. Schulabschluss, ohne Ausbildung, Hilfsarbeiterin	obdachlose Herkunftsfamilie mit 8 Kindern, ohne Schulabschluss, o. Ausbildung, Sozialhilfe	obdachlose Herkunftsfamilie, ohne Schulabschluss, ohne Ausbildung	Armutsfamilie mit 8 Kindern, ohne Schulabschluss, ohne Ausbildung, Sozialhilfe	Angestellte
Vater	Arbeiter	langzeitarbeitslos, chronisch krank, Sozialhilfebezug	englischer Soldat, unbekannt	obdachlose Herkunftsfamilie mit 13 Kindern, ohne Schulabschluss ohne Ausbildung Hilfsarbeiter	obdachlose Herkunftsfamilie m. 11 Kindern, o. Schulabschluss, o. Ausbildung, Arbeiter	unbekannt	obdachlose Herkunftsfamilie m. 6 Kindern, o. Schulabschluss, o. Ausbildung, Arbeiter	Arbeiter
Geschwister	6	1	5	3 Schwestern	1 Schwester		2 (Bruder/ Schwester)	2

- Einkommen (Versorgungsmöglichkeiten der Mütter, Versorgungslagen der Kinder)
- Bildungshintergrund (eingeschränkter Lern- und Erfahrungsspielraum)
- Beziehung zu Gleichaltrigen (Wegbrechen dieser sozialen Netze durch die Mutterschaft)
- Wohnsituation (Einschränkung von Rückzugs- und Regenerationsmöglichkeiten)
- Entscheidungs- und Planungsautonomie (generationsbezogene Abhängigkeitsmuster) (vgl. Zander 2002,4).

Die Mehrzahl der jungen Mütter hat in der eigenen Kindheit (emotionale Vernachlässigung und (sexuelle) Gewalt erfahren, soll also neben den sozioökonomischen Einschränkungen und deren Folgen auch die in der jeweils individuellen Biografie begründeten Risikofaktoren in der Erziehung und zum Wohl ihrer Kinder möglichst gut kompensieren. Und all das in einem Alter, das Erziehungsreife nur bedingt sichert.

Vor dem Hintergrund der beschriebenen strukturellen, innerfamiliären und individuellen Einschränkung bringen die Mütter dennoch ein Potential an Ressourcen mit:

- die Liebe zu ihrem Kind
- ihre Bindungsbereitschaft
- den Wunsch, (nach) zu lernen
- (oft große) familiäre/ verwandtschaftliche Netze

Sie stehen vor der – ungeübten – Aufgabe,

- die Liebe zu ihrem Kind in tätiges Handeln umzusetzen (Versorgung, Förderung, Schutz),
- sich über ihr Tun an ihr Kind zu binden/ das Kind an sich zu binden,
- Wissen zu erwerben, wie dies gelingen kann und
- die Ressourcen ihrer Herkunftsnetze zu nutzen.

Um sie bei dieser Aufgabe und in der eigenen Lebensplanung zu unterstützen, orientiert sich die Gruppenarbeit an folgenden Richtzielen:

- Implementierung von Schutz im Alltag
 - für die Kinder
 - für die Mütter
- Sicherung einer Teilhabe an gesellschaftlichen Bildungsräumen
 - Kindertagesstätten
 - Schulen
 - Hausaufgabenhilfen

- Präventions(kinder)gruppen
- Freizeitgruppen
- Familienbildungsstätten
- Sicherung einer kontinuierlichen Unterstützung im Alltag
 - Versorgung
 - Lebensplanung
 - Erziehung/Förderung
 - Krisen- und Konfliktbearbeitung
 - Ablösung von der Herkunftsfamilie

Die professionelle Arbeit in den Gruppen orientiert sich an folgenden Prinzipien

- bezogen auf die Grundhaltungen:
 - Subjektstellung der Kinder und Mütter
 - Freiwilligkeit der Entscheidung zur Teilnahme
 - Ganzheitlichkeit des Angebotes und der Aktivitäten der Gruppe
 - Allparteilichkeit der GruppenleiterInnen
- bezogen auf das pädagogische Vorgehen:
 - Prävention
 - Ressourcen- und Selbsthilfestärkung
 - Stärkung des persönlichen Wachstums in der Gemeinschaft
 - System- und Lebensweltbezogenheit
- bezogen auf die methodische Umsetzung:
 - Erlebnis- und Handlungsorientierung
 - Themenzentrierung
 - Ergebnisorientierung
 - Schaffung von Freiräumen und Schutzräumen.

Der präventive Ansatz wird deutlich in den pädagogischen Zielen, die abgeleitet sind aus dem Bedarf der Mütter und Kinder und aus ihrem Anspruch auf Hilfe. Hierbei handelt es sich nur um die Auflistung der professionellen Ziele, die erst in der Ergänzung durch die Wünsche, Erwartungen und Anliegen der teilnehmenden Mütter und später auch der Kinder den Arbeitsauftrag und dessen fachliche Umsetzung bestimmen.

Die jungen Mütter sollen (sich) durch die Teilnahme an den Gruppenangeboten

- sozial binden,
- ihre Fähigkeiten erleben und weiterentwickeln,
- eine Identität als Jugendliche/Mutter/Auszubildende entwickeln,
- ihre Erziehungs- und Versorgungskompetenzen ausbilden,
- möglichst sicher an ihre Kinder binden,

- im eigenen Umfeld vernetzen,
- in ihrer Lebensplanung und -gestaltung unterstützt und begleitet fühlen,
- mittelfristig eigene Kindheitserfahrungen bearbeiten,
- mit diesen aussöhnen und
- beeinträchtigende Ambivalenzen ausgleichen können.

Die Kinder sollen durch die Gruppenangebote

- möglichst sicher gebunden werden – an ihre Mütter und in einer öffentlichen Gruppe,
- angemessen versorgt werden,
- angemessen in ihrer Entwicklung gefördert werden,
- in ihren sozialen Kompetenzen mit anderen Kindern gefördert werden können.

Bedeutung für die Erziehungsberatung

Um die Wirksamkeit und Effizienz der Gruppenangebote für die Mütter, für ihre Kinder und im Sinne des professionellen Auftrags sichern zu können, sind sowohl für die Aufbauphase im Besonderen als auch für eine kontinuierliche Durchführung folgende Wirkfaktoren von Bedeutung:

- Aufsuchende Arbeitsansätze
- Milieu- und Lebensweltkenntnisse
- Personenkontinuität
- Beziehungsqualität
- Kontinuität (Raum und Zeiten)
- Transparenz bzgl. professioneller Ziele und
- eine konsequente Ausrichtung des professionellen Tuns an den Zielen, Wünschen und Vorstellungen der jungen Mütter, später auch der Kinder.

Um den komplexen Anforderungen im Praxisalltag gerecht werden zu können, sind neben einzelfallbezogenen pädagogischen, beraterischen und psychotherapeutischen Kompetenzen zusätzliche professionelle Basiskompetenzen erforderlich, wie zum Beispiel

- in der Analyse von Lebenswelten, komplexen Systemen und Konflikten
- im Umgang mit uns „fremden“ Menschen und Milieus
- in der Gesundheitsaufklärung
- in der Initiierung und Moderation von Lernprozessen in Gruppen
- in der Vernetzung, Kooperation, Koproduktion.

Im multiprofessionellen Team einer regionalisiert arbeitenden Beratungsstelle sind diese Kompetenzen vorhanden. Das begründet eine Konzeptent-

wicklung für dieses Gruppenprojekt, bevor ein Bedarf im Einzelfall aktenkundig geworden war, ausgehend von fünf Thesen:

- Armut verhindert Bildung
- Armut grenzt aus
- Armut verursacht Gewalt
- Armut reproduziert sich permanent
- Armut wirkt transgenerativ

Zur Unterbrechung eines Kreislaufs von Armutsfolgen brauchen Kinder und Erwachsene, die in Armut leben,

- „dritte“ Personen und Systeme als Brücke zwischen Ausgrenzung und Teilhabe
- eine (Erziehungs-) Beratung mit anderen Methoden sowie ein „Kinder-Leben-lang“.

Somit ist das beschriebene Gruppenprojekt auch nur ein Teil eines langjährigen Gesamtkonzeptes einer Erziehungsberatung für in Armut lebende Familien in dieser Stadt.

Präventive Familienentwicklungsangebote für Armutsfamilien

Projektperspektive: Angebote für Mütter und Kinder

- Mutter-Kind-Gruppe seit Januar 2003
- Frauen-Mädchen-Gruppeseit Januar 2003
- Förderbedarf im Einzelfall
- Jugendgruppe geschlechtsspezifisch
- Hausaufgabenbetreuung/ Lerngruppe ab ca 2007
- Kindergruppe ab ca. 2005
- Familienbildungsfreizeit 2003 und Folgejahre

Damit ein alltagsbegleitendes Gruppenprogramm in dieser langjährig geplanten Umsetzung möglichst frei von „fürsorglicher Belagerung“ seitens der professionellen Hilfesysteme bleibt, ist Partizipation als Querschnittsaufgabe durchgängig zu sichern über die Ermöglichung einer Teilhabe der Mütter und Kinder (zukünftig)

- durch ihre Beteiligung an allen sie betreffenden Aushandlungs- und Entscheidungsprozessen
- durch eine Erweiterung der Zugänge zum sozialen Leben
- durch eine Beteiligung an den Belangen der Zivilgesellschaft (vgl. von Salisch 2001).

„Grundsätzlich geht es hierbei um die Frage, wie weitgehend der jugendlichen Mutter und ihrem Kind Erfahrungs- und Handlungsoptionen offen stehen, wie viel Partizipation und soziale Teilhabe ihnen möglich ist, wie weitgehend sie Gestaltungsspielräume nutzen können“ (Zander 2002, 5) und in wie weit die Gruppenarbeit neue Räume eröffnet, so dass gemeinsames (Nach)Lernen möglich wird.

Dieser Frage im gemeinsamen Tun nach zu gehen und durch die jugendlichen Mütter direkt – durch ihre Kinder indirekt – Antworten darauf zu erhalten, welche Handlungsspielräume sie für sich zunächst erweitern wollen, setzt die Bereitschaft der pädagogischen Fachkräfte voraus, die eigenen professionellen Fähigkeiten in den Dienst der anderen Wünsche, Bedürfnisse und Ziele zu stellen. Das erfordert:

- kontinuierlich und gesichert einen Rahmen zu schaffen, in dem die Formulierung dieser Wünsche, Bedürfnisse und Ziele permanent ermöglicht wird,
- daraus Arbeitsthemen für die Gruppentreffen abzuleiten und diese professionell auszugestalten (Medien, Settings, Programmentwicklung, Vernetzung, Koproduktion etc.),
- diese gemeinsam immer wieder auszuwerten und prozesshaft miteinander weiter zu entwickeln.

Das kann auch erfordern: Wünschen nach Veränderung und Unterstützung, die über den Rahmen der Gruppenarbeit hinaus gehen, Rechnung zu tragen durch die Einbeziehung anderer Institutionen und aktive Überweisung ggf. auch Begleitung zu diesen (Jugendamt, KSD, Sozialamt, Gesundheitsamt, Arztpraxen, Wohnungsamt, Familienbildungsstätten etc.).

Ausgehend von einer Bindungsbereitschaft der jugendlichen Mütter an ihre Kinder, die auch durch eine regelmäßige Teilnahme an den Gruppen deutlich wird, ist professioneller Auftrag, die Wissenserweiterung und den Wissenserwerb im gemeinsamen Tun so zu sichern, dass die jugendlichen Mütter den Prozess und die Ergebnisse sowohl für ihre eigene Lebensplanung und Lebensgestaltung nutzen können als auch dadurch die vorhandene Liebe zur Tochter/zum Sohn in liebevolles und erzieherisches Handeln umsetzen, einüben, reflektieren und permanent weiterentwickeln können. In zwei Beispielen soll dieses praktisch beschrieben werden:

Es war Wunsch aller Mütter, gemeinsam zu kochen, um ihre Fähigkeiten diesbezüglich zu erweitern im Rahmen ihrer wirtschaftlichen Möglichkeiten sowie einer gesundheitsbewussten Ernährung für sich und ihr Kind. Dieses Tun zu realisieren, unter Beteiligung aller, braucht Planung, Organisation und den passenden Raum (hier eine Küche). Das erfordert keinen großen

Aufwand. Eine nachhaltige Wirkung wird für diese Mütter gesichert, wenn über die Information und das „Lernen im Tun“ hinaus die Situation so gestaltet ist, dass sie auch Freude, Spaß und Lust vermittelt. Antrieb für eine Übernahme in den eigenen Alltag ist dann nicht nur das Wissen darum, wie es geht und wozu es dient, sondern auch die Erinnerung an Lachen und gute Laune, was manchmal ausschlaggebend sein kann, ob der Impuls zum „Schälmesser zu greifen“ auch zur Umsetzung kommt, oder dem Kind doch lieber eine „Milchschnitte“ gefüttert wird.

Ganz bewusst ist dieses scheinbar so banale Beispiel gewählt – und Alltagsleben mit Kind besteht zu einem großen Teil aus der Aneinanderreihung banaler Tätigkeiten – ,weil sich hier sehr deutlich zeigt, wie Lernen möglich werden kann. Die Realisierung eines anderen Zieles erfordert längerfristige Begleitung:

In der ersten Bildungsfreizeit für Mütter und Kinder war Ergebnis einer Gruppenarbeitsphase, dass bei der Aufgabe, drei Stichworte zu benennen dazu, was ihrem Wunsch nach ihr Kind mit zwanzig Jahren erreicht haben sollte. Ein Stichwort aller Mütter war: „Er/sie soll einen anderen (besseren) Weg durch die Schule gemacht haben“ – wohl wissend, dass sie dieses nicht eigenständig erreichen können. Daraus entstand die Formulierung eines Auftrags an die Gruppenleiterinnen, an die Institution, an die öffentliche Jugendhilfe. Diesem Auftrag nachzukommen, erfordert von den GestalterInnen langfristiger Hilfepläne einiges mehr an Kompetenzen und Verbindlichkeiten als der Wunsch im ersten Beispiel.

Da das Gelingen schulischen Lernens nicht erst mit sechs Jahren bedeutsam wird, sind von diesem mütterlichen Wunsch alle vorbereitenden förderlichen Maßnahmen wie die Unterstützung motorischer, geistiger und sozialer Entwicklung des Kindes und die Aufgabe mütterlicher Fürsorge in diesem Prozess abzuleiten. Eine der jüngsten Mütter schämte sich zum Beispiel, in der Mutter-Kind-Gruppe mitzusingen. Nach einer kurzen Erklärung der Gruppenleiterin, dass Singen wichtig sein kann u.a. für die Sprachentwicklung und das Wohlbefinden des Kindes, konnte diese Mutter ihre Scham überwinden und aktiv mitmachen.

Eine andere Mutter brachte nicht die Kraft auf, durch Ernährungsumstellung das starke Übergewicht ihres kleinen Sohnes, der dadurch sehr bewegungseingeschränkt war, zu reduzieren. Eine Verfestigung des Wissens um die Zusammenhänge von Beweglichkeit/ Bewegung und Intelligenzentwicklung bewirkt, dass sie die Versorgung mit Nahrung besser umstellen kann.

Im Gruppenprozess der Mütter wechseln solche kindbezogenen Themen ab mit der Umsetzung eigener Wünsche und der Bearbeitung eigener

Themen der Mütter/Mädchen. Neben Gruppenabenden mit Freizeitgestaltungscharakter und Informationsvermittlungsinhalten ist das auch: Genogramm-Arbeit, Zentrierung der eigenen Entwicklungsgeschichte und der zukünftigen Lebensplanung, Körperarbeit... .

In der Mutter-Kind-Gruppe steht die Anleitung zur unmittelbaren Beschäftigung mit dem eigenen Kind im Mittelpunkt. Freude am gemeinsamen Tun (Singen, Basteln, Spielen, Turnen, Essen...) zu vermitteln und einzuüben und Sicherheit zu entwickeln, ist fachliches Ziel. Außerdem erhalten die Kinder einen Erfahrungsraum für den Umgang mit anderen Kindern.

Die Gruppentreffen finden regelmäßig je einmal wöchentlich statt zur selben Zeit in vertrauten Räumen.

Es geht in dieser Arbeit auch um eine Identitätsentwicklung

- Ich – als Jugendliche mit alterstypischen Wünschen und als Mutter eines Säuglings
- Ich – als Lernende (Schule, Ausbildung) und als Mutter.

Das bringt eine permanente Gratwanderung zwischen Parteilichkeit und Allparteilichkeit für die Gruppenleiterinnen mit sich.

Wie viel Einschränkung darf sein, ohne dass das Wohl des Säuglings gefährdet wird?

Wie viel Begrenzung dürfen die Mütter haben, ohne ihren Status als Alltags-Mutter zu gefährden?

Was muss an (professioneller) Unterstützung wie lange erfolgen, damit Mutter und Kind in dieser besonderen Lebenslage so gefördert werden, dass sie sich gesund entsprechend der Normen, Werte und Traditionen ihres Milieus (weiter)entwickeln können?

Wie viel öffentliche und professionelle Verantwortung ist notwendig und hilfreich, um beide so zu fördern und zu unterstützen, dass sie gute Chancen haben, als Kinder, Jugendliche und später Erwachsene am sozialen Leben in unserer Gesellschaft teilhaben, eine selbstverantwortetes Leben führen und dieses (möglichst eigenständig) wirtschaftlich sichern und Verantwortung für gesellschaftliche Gestaltung in ihrem jeweiligen Lebensrahmen mit übernehmen zu können.

Vorläufiges Resumée

Die Erfahrung mit diesem Arbeitsansatz über ein Jahr war nicht nur durch ein Gelingen geprägt. Größte Schwierigkeiten entstanden durch die Diskontinuität in der Teilnahme an den Gruppensitzungen, die allen Beteiligten ein

hohes Maß an Durchhaltevermögen abverlangte. In der Planung war für diese Phase ein halbes Jahr vorgesehen. Tatsächlich zog sie sich aber etwas länger hin. Heute hat sich eine feste Kerngruppe von fünf Mädchen/Frauen und ihren Kindern herausgebildet, (davon drei von Beginn an) insgesamt acht Frauen konnten teilnehmen. Verbindliche Gruppenregeln sind vereinbart worden, und diese werden inzwischen von den Mädchen/Frauen selbst an „Neue“ weitergegeben. Die Kontinuität der Gruppenleiterinnen war für den Aufbauprozess wohl das wichtigste Modell.

Eine weitere Frage braucht noch eine Antwort. Die Teilnehmerinnen sind Klientinnen der Beratungsstelle. Die Arbeit mit ihnen steht somit unter Schweigepflicht, die ihnen auch deutlich zugesichert wurde. Eine Ausnahme wurde formuliert und auch zustimmend akzeptiert: „Wenn wir merken, dass es dir oder deinem Kind einmal nicht mehr gut gehen sollte und wir dieses mit Hilfe der Gruppe nicht ändern können, sind andere Hilfen über das Jugendamt nötig.“ Da die Mütter ihre Kinder sehr lieben, wurde für ein solches Vorgehen quasi eine „Vollmacht“ ausgesprochen (gehört zu den Gruppenregeln), nachdem ihnen zugesichert wurde, dass dieses keinesfalls ohne ihr Wissen und eine Vorbereitung mit ihnen erfolgen wird.

Wie sieht es aber grundsätzlich aus mit einer Zusammenarbeit, da ja alle Mütter auch in Kontakt mit dem Jugendamt stehen, teilweise auch eine Amtsvormundschaft besteht? Das ist noch eine offene Frage, die zur Klärung ansteht.

Insgesamt ist es sehr lohnenswert, durch diese Arbeit die Entwicklung von Kindern und ihren jugendlichen Müttern mitzuerleben und den Sinn der eigenen Arbeit sehr hautnah und hoffentlich über einen langen Zeitraum zu erfahren. Es erfordert einen relativ hohen Arbeitseinsatz und eine Bindung an das Projekt über lange Zeit. Demgegenüber stehen relativ geringe Kosten, wenn diese auf die einzelnen Familien umgerechnet werden. Außerdem ist eine Überprüfung der fachlichen Ziele darüber gesichert, dass wir aufgrund der Regionalisierung unserer Arbeit deren Ergebnisse unmittelbar „vor der Haustür“ über viele Jahre bis ins Erwachsenenalter der heutigen Kleinkinder sehen können.

Literatur

Zander, Margeritha (2002): Zeit zum Handeln – Was wir über Kinderarmut wissen. In: Thema Jugend, Zeitschrift für Jugendschutz und Erziehung Heft 4, 2002, Seite 4.

von Salisch, Maria (2001): Statement zum Thema „Partizipation“ aus entwicklungspsychologischer Sicht im Trialog – Beratungsstelle bei Familienkrisen, Trennung und Scheidung e.V. Jahresbericht 2001, Münster.

Anhang

Konzeptionsentwurf Präventionsgruppen für minderjährige Schwangere, junge Mütter und deren Kinder

Zur Bedarfslage

Die Anzahl der (noch nicht volljährigen) jungen Mütter nimmt im Südviertel – insbesondere im und um den „Alten Schützenhof“ – wieder zu. Nachdem in den 70er und 80er Jahren die Anzahl sehr junger Mütter mit einem oder mehreren Kindern in diesem Wohngebiet schon einmal sehr hoch war, wurden seinerzeit mehrjährige Präventionsgruppenprogramme für junge Mütter und für jugendliche Mädchen aus den selben Ursprungsfamilien konzipiert und durchgeführt. Das Ergebnis war, dass

1. die jungen Frauen, die bereits Mutter waren, in ihrer Lebensplanung begleitet wurden und dadurch ihrer Erziehungs- und Versorgungsaufgabe verantwortlich nachkommen konnten. Dieses umfasste auch den bewussten Umgang mit der Entscheidung bzgl. weiterer Schwangerschaften.
2. die jugendlichen Mädchen an ihren Lebensentwürfen unter Begleitung gearbeitet haben, so dass eine Schwangerschaft und Mutterschaft als Mittel zur Verselbständigung nicht mehr im Mittelpunkt stand, sondern durch eine aktive prozessuale Lebensplanung ersetzt wurde, die an erster Stelle einen Schulabschluss, danach eine Ausbildung und/oder Arbeitsaufnahme (eigenständige Existenzsicherung) und das Beziehen einer eigenen Wohnung (Autonomie), Partnerschaftsentwicklung vorsah. Eine Familiengründung stand erst am Ende dieser Entwicklungskette zwischen 23 und 25 Jahren.

In den neunziger Jahren gab es in dem Wohngebiet nur noch wenige Einzelfälle, in denen frühe Schwangerschaft und Mutterschaft Hilfebedarfe nach sich zogen. Zur Zeit vollzieht sich diesbezüglich wieder ein Wandel, einerseits mitbedingt dadurch, dass die Präventionsarbeit für nachwachsende junge Mädchen nicht konsequent weiter durchgeführt wurde (werden konnte?) und andererseits durch die Tatsache, dass die finanziellen Anreize der Bundesregierung zur Steigerung der Geburtenrate (Kindergeld, Erziehungsgeld) im subjektiven Erleben armer und benachteiligter Frauen und

Mädchen eine Einkommenssicherung bedeuten und damit vermeintlich Autonomie ermöglichen.

In unserer Beratungsstelle gibt es inzwischen vier direkte Anfragen junger Mütter nach Unterstützung im Alter von dreizehn bis 19 Jahren. Durch den KSD Bereich Mitte Süd wissen wir von weiteren jungen Frauen im Südviertel in ähnlichen Lebenslagen. Diese jungen Frauen/ Mädchen weisen gemeinsame Merkmale in ihrer Lebensentwicklung auf:

- Sie stammen aus Ursprungsfamilien, die in vorhergehenden Generationen von Obdachlosigkeit betroffen oder bedroht waren.
- Sie haben keine qualifizierte Schulausbildung,
- keine Ausbildung, keinen Arbeitsplatz.
- Sie verfügen in der Regel über kein eigenes Einkommen und
- wohnen bei den Eltern (unter beengten Verhältnissen).
- Durch die Schwangerschaft erhalten sie eine Wohnung sowie laufende Hilfe zum Lebensunterhalt.
- In ihrem sozialen Umfeld erhalten sie Anerkennung, Fürsorge, Wertschätzung – ihr sozialer Status ändert sich.

Präventionsprogramm für junge Mütter und junge schwangere Frauen

Zielgruppe: acht bis zehn jugendliche schwangere Frauen und Mütter am Alten Schützenhof/ im Südviertel und deren Kinder.

Ziele: Diese Präventionsarbeit ist langfristig angelegt. Die jungen Mütter sollen sich durch kontinuierliche Teilnahme an den Gruppenangeboten

- sozial binden,
- in ihren Fähigkeiten erfahren und diese weiterentwickeln,
- unterstützt und begleitet fühlen,
- eine Identität als Jugendliche / Mutter / Auszubildende entwickeln,
- im eigenen Umfeld vernetzen können.

Die Teilnahme an der Gruppenarbeit soll ihnen eine Alltagsstrukturierung erleichtern, und Erziehungs- und Versorgungskompetenzen vermitteln, Beratungsräume kontinuierlich sichern und eine bewusste Lebensplanung ermöglichen, damit für ihre Kinder gesunde Entwicklungsbedingungen gesichert werden.

Inhalte: Vermittlung von Wissen = Bildung

- Erziehungs- und Versorgungsfragen
- Alltagsorganisation/-gestaltung
- Lebens-/Berufsplanung
- Ablösung vom Elternhaus/Verselbständigung

- Gesundheitsvorsorge/-pflege
- Sexualität (Aufklärung/Verhütung)
- Partnerschaftsentwicklung
- Familienplanung
- Vermittlung von handwerklichen und praktischen Fähigkeiten

Sozialformen

- Gruppenarbeit (Frauengruppe / Mutter-Kind-Gruppe)
- Einzelberatung in der Gruppe
- sozialpädagogische Einzelfallbetreuung

Methoden

- Gesprächskreise
- Selbsterfahrung
- Rollenspiele
- Teilnahme an Kursen in Familienbildungsstätten
- Bildungsfahrten
- Werken und Basteln
- Aktivitäten zur Freizeitgestaltung
- Körperarbeit

Angebotsrahmen

- einmal wöchentlich Gruppenabend (zwei Stunden)
- einmal wöchentlich Mutter-Kind-Spielgruppe (vormittags) (zwei Stunden)
- bei Bedarf: Hausbesuche, Begleitung bei Behördengängen, Amtbesuchen, Familiengesprächen etc.
- einmal jährlich: Familienbildungsfreizeit (eine Woche)

Personalbedarf

- eine berufserfahrene Fachfrau (Diplom-Sozialpädagogin und Familientherapeutin) eine Praktikantin
- eine Projektleiterin (Diplom-Sozialpädagogin, Kinder- und Jugendlichen Psychotherapeutin)

Raumbedarf

- Gruppenraum
- Werkraum
- Spielzimmer
- Küche

Vernetzungsebenen:

- KSD
- Familienbildungsstätten
- Arztpraxen
- Beratungsstellen
- SKF

Die methodische Arbeit ist so angelegt, dass jeweils Gesprächsabende und ein „praktischer“ Abend im Wechsel durchgeführt werden. Die Gruppenabende sind ritualisiert. Gruppenregeln werden mit den Teilnehmerinnen gemeinsam erarbeitet und fortgeschrieben, die Gruppenthemen werden mit ihnen jeweils für ein halbes Jahr vorausgeplant.

Werden Gruppenplätze frei zum Beispiel durch Wegzug, können diese durch neue Teilnehmerinnen genutzt werden.

Peter Donhauser Prävention, Kooperation und Vernetzung am Beispiel einer Erziehungsberatungsstelle

Ich möchte mich von einer eher indirekten Seite dem Thema „Erziehungsberatung und Armut“ nähern. Auch deshalb, weil die Arbeit im Bereich Prävention und Vernetzung schwer messbar und der Erfolg präventiven Arbeitens für die Fallarbeit kaum direkt nachweisbar ist.

Mit der Reformierung des § 1631 Abs.2 BGB, der die gewaltfreie Erziehung beinhaltet, erging seinerzeit ein Aufruf, sich an einer bundesweiten Kampagne zu beteiligen, um das Gesetz bekannt zu machen und mit Leben zu füllen. Da wir damals von unserer Beratungsstelle in Germering bei München aus einen Vortragsabend, der die Gewalt in der Erziehung thematisierte, im Rahmen einer Projektwoche an einer Grund- und Teilhauptschule vorbereiteten, waren wir besonders sensibilisiert für das Thema. Wir bewarben uns innerhalb der knappen Antragsfrist, auch hinsichtlich der damit verbundenen Möglichkeit, finanzielle Mittel und Info-Materialien zu erhalten.

Vernetzung und Kooperation – Die Kampagne

Als wir ausgewählt wurden, erfuhren wir, dass sich neben der bereits bekannten Schule noch zwei weitere Institutionen aus Germering beworben hatten. Germering wurde als einer der Orte für die Kampagne ausgewählt. Ein wichtiges Auswahlkriterium war die gute örtliche Vernetzung und Kooperation. Die Vertreterinnen und Vertreter der vier Einrichtungen gingen aufeinander zu, vereinbarten ein erstes Treffen und beschlossen, andere Institutionen, die unserer Einschätzung nach ebenfalls mit der Thematik zu tun hatten, zu einem ganztägigen Treffen einzuladen. Zusätzlich luden wir noch eine Vertreterin des vom Bundesfamilienministerium beauftragten Kampagnebüros ein.

Die Aktion entwickelte sich zu einem Selbstläufer. Es beteiligten sich neben der Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche u.a. die AWO, das Frauen- und Mütterzentrum, an einigen Schulen die Schulsozialarbeit, viele Kindergärten, das überörtliche Jugendamt, die Polizei, und die Stadt Germering mit den Einrichtungen Gleichstellungsstelle, Bücherei und Stadthalle.

Der Arbeitskreis traf sich innerhalb von eineinhalb Jahren regelmäßig und bestand aus Haupt- und Ehrenamtlichen der unterschiedlichsten Arbeitsfelder und Berufsgruppen. Wichtige und tragende Elemente der langen, intensiven und konstruktiven Zusammenarbeit waren: Das gemeinsame verbindende Motto „Mehr Respekt vor Kindern“, das Entwickeln eigener und gemeinsamer Aktivitäten, orientiert an den vorhandenen Kapazitäten und Möglichkeiten, der zusammen entwickelte Veranstaltungsflyer, der in großer Auflage verteilt und ausgelegt wurde, die jeweils gemeinsam vorbereitete und durchgeführte Auftakt- und Abschlussveranstaltung. Ziele waren u.a.

- eine Diskussion über Erziehungsfragen zu führen,
- bei den Eltern die Erziehungskompetenz zu stärken und
- neue Anregungen zu geben, wie mit Konflikten und Problemen angemessen umgegangen werden kann.

Dies alles erbrachte ein vielseitiges, bereicherndes und unterschiedliches Angebot, verbunden mit sehr viel Öffentlichkeitsarbeit. Dazu gehörten Vorträge, Theateraufführungen, Interviews, eine Umfrage, Malaktionen, Ausstellungen und Workshops. Die Erziehungsberatungsstelle bot selbst oder im Rahmen des zur Verfügung gestellten Budgets folgende Aktivitäten an: einen halbtägigen Workshop, zwei Telefonaktionen mit den regionalen Tageszeitungen, Vorträge in den Kindergärten und einen zehnteiligen Elternkurs basierend auf dem Konzept „Starke Eltern – Starke Kinder“ des Kinderschutzbundes. Dieser Kurs war sehr schnell belegt. Mit den zusätzlichen Anmeldungen konnten wir später noch eine zweite Gruppe beginnen. Durch die Vernetzung im Arbeitskreis und das persönliche Informieren der Multiplikatoren erreichten wir Eltern, die von sich aus die Beratungsstelle nicht aufgesucht hätten.

Prävention – Der Elternkurs

Der Elternkurs „Starke Eltern – Starke Kinder“ bietet eine hervorragende Möglichkeit, die mittlerweile in der psychosozialen Arbeit gewünschte, erwartete und geforderte Vernetzung und Kooperation durch ein praxisnahes, an den Elternbedürfnissen orientiertes Angebot unter fachlicher Leitung zu erfüllen.

Der Kurs wendet sich an alle Eltern und vor allem durch seine didaktische Aufbereitung auch an alle Bevölkerungsgruppen. Die Eltern erlernen mittels verschiedenster Gruppenübungen, Rollenspiele und Kurzreferate u.a.,

- wie sie ihre eigenen Gefühle, Bedürfnisse und Gedanken den Kindern altersadäquat vermitteln können („feedback“),

- wie sie die Bedürfnisse der Kinder und ihre eigenen unterscheiden und eine Lösung bei auftretenden Konflikten finden können und
- wie sie ihren Kindern zuhören und die Kinder offen sprechen lassen können („einfühlsames Zuhören“).

Mit der am Ende jedes Kursabends verteilten „Wochenaufgabe“ können die Eltern ihre neuen Anregungen und das neu Erlernte erproben, den anderen Elternteil mit einbeziehen und die damit verbundenen positiven – und natürlich auch negativen – Erfahrungen in die darauf folgende Kurseinheit einbringen. Die Eltern erweitern ihre Kompetenzen. Der Austausch mit anderen Eltern ermöglicht Teilnahme mit den Problematiken anderer Familien und ein eigenes Sich-Finden.

Eltern, die wenig reflektieren, die sich bisher wenig über eigene Erziehungsziele Gedanken gemacht haben, erkennen mittels der praktischen Kurs-Elemente, wie die eigenen Anteile mit den Interaktionen in der Familie zusammenhängen. Die Eltern beschreiben, wie sie Kommunikationsregeln in der Familie ausprobieren und überrascht sind, dass es weniger Streit gibt.

Mit diesen Elementen kann außerdem ein konstruktiver Gruppenprozess in Gang gebracht werden. Meine Erfahrungen mit dem Kurs – ich habe mittlerweile vier Gruppen mit dem Basiskonzept geleitet – sind anhand der Rückmeldungen überwiegend positiv. Als Ergänzungsangebot ist der Kurs bereichernd für die Arbeit in der Erziehungsberatung und ermöglicht einen niederschweligen Zugang.

Resümee in Bezug auf Armut und Erziehungsberatung

Bei Vorträgen oder der notwendigen Empfehlung, die Beratungsstelle aufzusuchen wird immer wieder kritisch angemerkt: „Die, die es betrifft, die kommen nicht!“ Gedacht wird hierbei an die sozial Unterprivilegierten, an die von Armut Betroffenen. Und man denkt an die, bei denen man *denkt*, dass sie ihre Kinder nicht richtig erziehen.

Meine Erfahrung, sowohl in den selbst durchgeführten Aktivitäten als auch im Austausch mit den anderen Veranstaltern, war, dass durch den langen Aktionszeitraum und die abwechslungsreichen Aktivitäten neue Personengruppen angesprochen wurden. Inwiefern sich diese in ökonomischer Armut oder in anderen Armutslagen befanden, muss ich offen lassen – besonders auch deshalb, da das Aufsuchen der Erziehungsberatungsstelle kostenfrei ist. Ebenso waren viele Veranstaltungen günstig, da der Hauptteil des Zuschusses direkt in die Aktionen investiert wurde, und die Arbeit im

Arbeitskreis oder die Vorbereitung ehrenamtlich oder im Rahmen der regulären Arbeitszeit eingebracht wurde. Zudem ist die Langzeitwirkung nicht bekannt – vielleicht haben sich Eltern oder Jugendliche, die das Angebot der Kampagne passiv verfolgten, erst später gemeldet oder sind durch die breite Öffentlichkeitsarbeit sensibilisiert worden.

Claudia Trojan

Das SOS-Beratungszentrum Cottbus

Eine Beratungsstelle für Kinder, Jugendliche und Familien im Verbund mit präventiver Kinder-, Jugend- und Familienarbeit

1997 hat der SOS Kinderdorf e.V. in Cottbus begonnen, ein Beratungszentrum im Stadtteil Sachsendorf/Madlow aufzubauen. Der Jugendhilfeausschuss der Stadt Cottbus erteilte den Auftrag für den Aufbau einer Erziehungs- und Familienberatungsstelle (EFB) mit dem Wunsch, auch für die Jugendlichen dieses Stadtteils sozialpädagogische Freizeitangebote zu installieren. Bedarfsgerecht entwickelte das Beratungszentrum darüber hinaus ein Lückekinderprojekt und einen Familientreffpunkt. Diese vernetzten präventiven und ambulanten Hilfen erreichen Bürger fast aller Altersklassen, senken Hemmschwellen und geben Räume zur Selbstbeteiligung. Sie fördern bürgerschaftliches Engagement und sind Orte sozialer Kommunikation und Bildung genauso wie einzelfallbezogener Hilfen geworden.

Cottbus Sachsendorf/Madlow – ein Stadtteil in Zahlen und Fakten

Cottbus ist eine kleine Großstadt im Osten Brandenburgs mit zur Zeit 103.239 Einwohnern, wovon 3675 Ausländer sind. Vor der Wende hatte die Stadt 136.000 Einwohner, was bedeutet, dass die Einwohnerzahl um mehr als ein Viertel gesunken ist. Besonders junge unabhängige und ausgebildete Bürger verlassen die Stadt, um einer Arbeit in den alten Bundesländern nachzugehen. Am härtesten sind die Plattenbausiedlungen aus der Vorwendezeit vom Wegzug betroffen, hier speziell der Stadtteil Sachsendorf als größte Plattenbausiedlung Brandenburgs. Besserverdienende sind ins Umland von Cottbus gezogen und die Zahl der sozial Benachteiligten wächst.

Nach der Aufteilung der Sozialhilfeempfänger von Cottbus stellt der Stadtteil Sachsendorf weiterhin den absoluten Schwerpunkt dar. Hier leben mit 30 Prozent ein knappes Drittel aller Sozialhilfeempfänger der Stadt. 25 Prozent aller Kinder im Alter zwischen null und sieben Jahren lebten im Jahr 2002 von Sozialhilfe; das ist jedes vierte hier lebende Kind. Betrachtet man die Einwohner zwischen null und 18 Jahren, so ist es immer noch jeder achte Jugendliche.

Der Familienstand der Wohnbevölkerung Sachsendorfs teilt sich wie folgt auf:

- 8542 ledige Personen
- 7341 verheiratete Personen
- 1165 verwitwete Personen
- 2027 geschiedene Personen

Auch der Anteil der Arbeitslosen, gemessen an der Zahl der Erwerbsfähigen im Alter von 18 bis 65 Jahren, ist mit 19 Prozent der höchste von 16 Cottbuser Stadtteilen. Ebenso ist der Anteil jugendlicher Arbeitsloser (18-25 Jahre) mit 11,9 Prozent der zweithöchste der Stadt. Der Stadtteil droht durch den wachsenden Wohnungsleerstand zu veröden. Ca. 10.000 Wohnungen sind jetzt zum Umbau oder Abriss vorgesehen. Zwei Bundesmodelle, eine „Kompetenzagentur“ und das Förderprogramm „Soziale Stadt“ sollen die Lage hier verbessern helfen.

Von den insgesamt 17.438 Einwohnern (Stand: 31. 12. 2002) lebten 664 Ausländer in Sachsendorf. Auch dieser Anteil ist innerhalb der Stadt hoch, da sich in Sachsendorf das Aussiedler- und das Asylbewerberheim befanden. Bei der Dezentralisierung in einzelne Wohnungen war auch Sachsendorf am stärksten betroffen.

Soweit einige Zahlen zu den sozialen Strukturen des Stadtteils, indem der SOS Kinderdorf e.V. seit 1997 sein Beratungszentrum angesiedelt hat. In Cottbus gibt es daneben noch eine EFB in freier Trägerschaft und eine weitere in öffentlicher Trägerschaft des Jugendamtes.

Das SOS-Beratungszentrum in Zahlen und Fakten

Die Erziehungs- und Familienberatungsstelle des SOS-Beratungszentrums war im Jahr 2002 mit drei Beraterstellen, davon 0,5 VbE Leitung des Beratungszentrums und 1,5 VbE Sekretärinnen für die Gesamteinrichtung ausgestattet. Im Jahr 2002 wurden 194 Fälle beraten und 106 Fälle wurden abgeschlossen.

In unserem Jugendtreff arbeiteten 2,5 VbE Diplomsozialpädagogen. Sie betreuten 2002 insgesamt 833 Jugendliche ab zwölf Jahren (die meisten sind 14- bis 18-jährige). Die tägliche durchschnittliche Besucherzahl lag bei 31 Jugendlichen, wovon 43 Prozent weiblich und 57 Prozent männlich waren.

Im Lückekinderprojekt arbeiteten 2002 zwei VbE Diplomsozialpädagogen. Sie betreuten ca. 436 Kinder im Alter von sechs bis 14 Jahren (die meisten waren zwölf bis 14 Jahre alt, wobei die Zahl der Sechs- bis Achtjährigen wächst). Die tägliche durchschnittliche Besucherzahl betrug 25

Kinder, wovon ca. 40 Prozent weiblich und 60 Prozent männlich waren.

Im Familientreffpunkt arbeiteten 1,8 VbE Diplomsozialpädagogen und zehn ehrenamtliche Mitarbeiter. 2002 nutzten 1284 Bürger die Angebote des Familientreffs und wir zählten insgesamt 10067 Besucher. Von den Erwachsenen waren 80 Prozent weiblich und 20 Prozent männlich. Der Anteil der Kinder betrug ca. 55 Prozent der Gesamtbesucherzahl. Sie waren zumeist im Alter von null bis sechs Jahren.

Die Erziehungs- und Familienberatungsstelle befindet sich mit dem Familientreffpunkt und dem Jugendtreff in einem Neubau des SOS Kinderdorf e.V.. Der Kindertreff befindet sich in angemieteten Räumen einer acht- bis zwölftägigen Wohnschiebe und ist somit im unmittelbaren Wohnumfeld der Kinder angesiedelt, welche dieses Angebot nutzen.

Für alle Einrichtungsteile arbeiten noch 18 Honorarkräfte. Und für die Fachhochschule Lausitz stellen wir vier Praktikumsplätze für Studenten der Sozialpädagogik zur Verfügung.

Kooperation und Vernetzung innerhalb des SOS-Beratungszentrums

Die interne Kooperation und Vernetzung unserer vier Einrichtungsteile findet ihren organisatorischen Raum durch gemeinsame Dienstbesprechungen und Fallbesprechungen. Hier werden die notwendigen Absprachen getroffen, personelle Einsätze und inhaltliche Ziele geplant. In den Fallbesprechungen nutzen und erweitern wir das Fachwissen aller Mitarbeiter. So kennt jeder Mitarbeiter die Anforderungen und Probleme aller Teilbereiche des SOS-Beratungszentrums, aber auch all unsere Klienten/Nutzer wissen von allen Möglichkeiten unserer Einrichtung und kennen oft durch gemeinsame Projekte ebenso fast alle Mitarbeiter. Das Prinzip von Eigenverantwortung und Hilfsbereitschaft sowie der Verantwortungsübernahme für die Gesamteinrichtung wirkt als Modell für unsere Nutzer und setzt gerade in den offenen präventiven Bereichen Initiativen, sich aktiv einzubringen, frei.

Mitarbeiter aus der EFB arbeiten mit Mitarbeitern aus den präventiven Bereichen in Form von Projekten zusammen (z.B. Elterngesprächskreise im Familientreff, Kitagruppen- und Klassenprojekttage, im Rahmen eines Kooperationsvertrages mit den Cottbuser „Fröbelkitas“, oder auch bei der Durchführung von erlebnispädagogischen Unternehmungen der Kinder und Jugendlichen oder der therapeutischen Gruppe „starker Teenies“).

Daneben werden gemeinsame Feste gefeiert und Ausflüge unternommen, welche von Kindern und Jugendlichen oder Familien und Jugendlichen aber auch von allen Bereichen gemeinsam vorbereitet und durchgeführt werden.

In diesem Verbund ist es leicht, den Klienten aus der EFB die präventiven Einrichtungsteile vorzustellen und sie ggf. in diese hinein zu begleiten. So bieten wir den Klienten neben der Beratung auch Freizeit-, Bildungs- und Kommunikationsebenen an, welche ihnen bei ihrer Konfliktbewältigung hilfreich sind.

Ebenso lernen Familien, Kinder und Jugendliche die Mitarbeiter und Beratungsmöglichkeiten der EFB kennen. Sie haben weniger Schwellenängste, bei persönlichen Problemen auch Beratung in Anspruch zu nehmen.

Schwierig ist dieser Weg für Kinder im Alter von sechs bis zwölf Jahren. Hier versuchen unsere Mitarbeiter, die Eltern zu aktivieren oder in den Fallbesprechungen Hilfen und Sichtweisen der EFB-Mitarbeiter für den Umgang mit konfliktbelasteten Kindern einzuholen.

Die enge Verknüpfung von gemeinwesenorientierten präventiven Angeboten mit einer EFB stärkt die Beratungskompetenz der Mitarbeiter der offenen Bereiche und erweitert den Blick der Berater auf unterschiedliche Lebenslagen, Bedürfnisse und Fähigkeiten von Familien, Kindern und Jugendlichen.

Über unsere präventiven Angebote erschließen sich vielen Klienten neue Lebens- und Erfahrungsräume, welche wir allein im Beratungsgespräch nicht bieten können.

Durch die deutlich höhere Besucherfrequenz in unseren offenen Bereichen wird auch das Beratungsangebot der EFB vielen Menschen zugänglich gemacht, häufiger selbst genutzt oder Freunden und Bekannten weiterempfohlen.

Die Aufgaben einer Erziehungs- und Familienberatungsstelle nach §§ 16, 17, 18 (Familienbildung/Trennung/ Scheidung), §§ 8, 9, 11, 13(1) Jugendberater und § 41 junge Volljährige des KJHG werden von allen Mitarbeitern des Beratungszentrums mitgetragen und erreichen sehr viele Menschen in unserem Stadtteil Sachsendorf/Madlow.

Externe Kooperation und Vernetzung des SOS-Beratungszentrums Cottbus

Zuerst möchte ich hier unsere Mitarbeit im Jugendhilfeausschuss, in den verschiedensten Arbeitsgruppen der Stadt und des Landes erwähnen, wo wir uns fachpolitisch äußern, von anderen lernen und neue Entscheidungen und Kooperationen für die Stadt Cottbus mit auf den Weg bringen.

Ein Ergebnis der Jugendhilfeplanung ist hier konkret der Abschluss von Dreijahresverträgen zur Förderung der offenen Jugend- und Jugendsozialarbeit, welche von den Stadtverordneten beschlossen und von unserer

Oberbürgermeisterin unterzeichnet wurden. Sie geben auch unseren Kinder- und Jugendtreffs Planungssicherheit, ermöglichen die Arbeit nach Qualitätsstandards und fördern die Vernetzung der Jugendarbeit über Stadtteilgrenzen hinaus.

Natürlich ist das Jugendamt unser wichtigster Kooperationspartner, neben Gesundheits-, Arbeits-, Sozial- und Schulamt. Für die EFB sind die Mitarbeiter des ASD im Rahmen von Hilfeplangesprächen, dem Adoptions- und Pflegekinderwesen sowie bei der Zusammenarbeit in Fällen von Trennung und Scheidung von besonderer Bedeutung.

Aber auch der Familientreffpunkt findet hier seine Anbindung und vielfältige Kooperationsformen (Betreute Umgänge, gemeinsame Familienbildungsveranstaltungen, die häufige Nutzungsempfehlung unserer Einrichtung für Familien, welche im ASD betreut werden u.a.m.).

Die Kinder und Jugendtreffs kooperieren mit dem Schulamt, mit Schulen, der Jugendgerichtshilfe und anderen Jugendeinrichtungen der Stadt.

Zur Vernetzung in der Stadt tragen ein zweimal jährlich bei uns stattfindendes Kinderärztetreffen, die von uns ins Leben gerufene AG Trennung und Scheidung und die Stadtteiltreffen sozialer Hilfeleister bei.

Direkt kooperieren wir mit einzelnen Schulen, Kitas, dem Fröbel e.V., der Freiwilligenagentur, anderen Jugendtreffs, dem Ausländerbeauftragten, dem Bürgerverein und dem Stadtteilmanager von Sachsendorf/Madlow. Hier werden gemeinsame Projekte für konkrete Klassen, Gruppen, Erzieher, Freiwillige oder Lehrer umgesetzt oder gemeinsame Öffentlichkeitsarbeit bei Bürgerfesten und Jubiläen geplant und durchgeführt.

Die gemeinwesenorientierte Öffentlichkeitsarbeit hat für uns einen hohen Stellenwert, weil wir die Angebote unseres Stadtteils kennen lernen, Kontakte knüpfen und uns selbst bekannt machen können. Die freiwillige Feuerwehr, die Johanniter, die Sparkasse, kleinere und größere Unternehmen, aber auch die Polizei und die Presse sind für uns oft hilfreiche Partner.

Fachöffentlichkeitsarbeit und eine enge Kooperation verbindet uns mit der Fachhochschule Lausitz (FHL), die sich in unserer unmittelbaren Nachbarschaft befindet. Jedes Erstsemester lernt unsere Einrichtung kennen. Ein gemeinsames Projekt mit Studenten der FHL ist „Spielen zu Hause“ für ausländische und benachteiligte Familien. Mitunter gestalten wir Seminare oder nehmen an Fachveranstaltungen der FHL teil. Mit unseren vier Praktikumsplätzen für Studenten leisten wir einen praxisnahen Ausbildungsteil. Wir selbst erhalten dadurch immer wieder Außenanregung und Zugang zu aktuellen Forschungsergebnissen.

Nicht zuletzt möchte ich die trägerinterne Kooperation und Vernetzung erwähnen, welche besonders eng in der Region Nord/Ost und für uns mit den

Berliner und Brandenburger Einrichtungen funktioniert. Gemeinsame Weiterbildungen der Mitarbeiter, Leitertreffen, aber auch die Besuchsmöglichkeiten unserer Nutzer im SOS-Berufsausbildungszentrum Berlin sind Bestandteile dieser Kooperation. Der SOS Kinderdorf e.V. fördert bundesweit innovative Jugendhilfeprojekte und steht für neue Zugangswege in der Jugendhilfe.

Literatur

ANALYSE Arbeitslose nach Stadtteilen in der Stadt Cottbus 2002 und ANALYSE Sozialhilfe in der Stadt Cottbus 2000/2002, Stadtverwaltung Cottbus – Statistikstelle, 2003.

Tätigkeitsbericht 2002, SOS-Beratungszentrum Cottbus, 2003.

Margrit Broscheit

Alleinerziehende in der Erziehungsberatung

Projekte für Alleinerziehende an der Psychologischen Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche des Caritasverbandes Mannheim e. V.

Alleinerziehende und ihre Kinder sind seit Jahren als Klientel relativ konstant mit ca. einem Drittel der Ratsuchenden an den Psychologischen Beratungsstellen für Eltern, Kinder und Jugendliche in Mannheim vertreten. Es zeigt sich deutlich, dass viele der vorgetragenen Problematiken sich aus schwierigen Alltagssituationen entwickeln. Als Konsequenz dieser Erkenntnisse bietet die Psychologische Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche des Caritasverbandes Mannheim e. V. seit 1997 spezielle Projekte für Alleinerziehende an.

Um das Spannungsfeld, in dem insbesondere Alleinerziehende und ihre Kinder leben, nachvollziehen zu können, werden zunächst spezifische Einflussfaktoren, die auf diese Familien einwirken, aufgezeigt und die möglichen daraus entstehenden Probleme. Es folgt die Darstellung der Projekte für Alleinerziehende, insbesondere das Projekt „Erziehungstraining für Alleinerziehende“, das im Rahmen einer Diplomarbeit an der Psychologischen Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche, Caritasverband Mannheim e. V. von der Autorin durchgeführt und ausgewertet wurde.

Allgemein kann gesagt werden, dass aufgrund erhöhter Anforderungen an die Familie und aufgrund von Belastungen, die auf die Familien einwirken, Probleme auftreten und Konflikte ausgelöst werden können, die zu familiären Fehlentwicklungen führen und die Entwicklung von Kindern ungünstig beeinflussen.

Im Jahresbericht 2001 der Psychologischen Beratungsstellen in Mannheim (Beratungsstellen der Arbeiterwohlfahrt, des Caritasverbandes, der Evangelischen Kirchengemeinde, der Stadt Mannheim) wird berichtet, dass trotz des abnehmenden Anteils von Kindern und Jugendlichen an der Gesamtbevölkerung die Anmeldezahlen in den Erziehungsberatungsstellen in Mannheim, ähnlich wie in denen des gesamten Bundesgebietes, trotz schon erreichter Rekordhöhen in den vergangenen Jahren immer noch im Steigen begriffen sind. So wurden 1998 2.150 Einzelfallberatungen durchgeführt und bis 2002 stiegen diese auf 2.451 an. Alleinerziehende Eltern fallen dabei mit 33

Prozent der Ratsuchenden auf. Sie nutzen die Beratung um 65 Prozent häufiger, als es ihrem Anteil an den Familien in Mannheim entspricht.

Die Erziehungsberatungsstellen sehen ihre Aufgaben darin, Eltern in ihrer Erziehungsverantwortung zu unterstützen und dazu zu verhelfen, dass ein gutes, wertschätzendes, die Entwicklung der Kinder förderndes familiäres Binnenklima entstehen kann bzw. wieder hergestellt wird, wenn dieses durch krisenhafte Entwicklung verloren gegangen ist. Die Erziehungsberatungsstellen in Mannheim versuchen auf diese Herausforderung schon seit vielen Jahren mit zusätzlichen Projekten und zugehender Arbeit zu reagieren, um Gruppen mit erkennbarem größerem Hilfebedarf besser zu erreichen bzw. besser unterstützen zu können. So hat es in den Beratungsstellen in den letzten Jahren Projekte und gezielte Maßnahmen u. a. für Trennungs- und Scheidungsfamilien und für Alleinerziehende gegeben (vgl. Jahresbericht PBS 2001, S. 5, 12).

Einflussfaktoren auf die Alleinerziehendenfamilie

Alleinerziehendenfamilien stellten 1998 ca. 20 Prozent der Familien in Deutschland dar, wobei 83 Prozent der Alleinerziehenden Frauen sind. Die Hauptgruppe der Alleinerziehenden sind Geschiedene und Getrenntlebende (60%), danach folgen Ledige (30%) und Verwitwete (10%). Auf Kinder bezogen wurde festgestellt, dass 1996 1,7 Mio. (14%) der Minderjährigen in Alleinerziehendenfamilien lebten (vgl. Peuckert, 1999, S. 163 f.)

Bis in die sechziger Jahre hinein wurde die Alleinerziehendenfamilie aus der Defizitperspektive heraus betrachtet und es wurde davon ausgegangen, dass Kinder in „unvollständigen Familien“ Symptome der Beeinträchtigung der Geschlechtsrollenidentifikation, einer verstärkten Ich-Zentriertheit, eines geringen moralischen Urteilsniveaus und eines verminderten Selbstwertgefühls aufweisen würden (Peuckert, 1999, S. 171). Mit der Zunahme und der Etablierung der Alleinerziehendenfamilie wurden diese Behauptungen widerlegt und Korrelationen mit anderen Faktoren festgestellt, die für die Schwierigkeiten der Kinder und Jugendlichen verantwortlich sind. Im Folgenden werden die Faktoren dargestellt, die in hohem Maße charakteristisch für Alleinerziehendenfamilien sind und Problembildungen begünstigen können.

Deprivierte sozioökonomische Lage

Charakteristisch für den größeren Teil der Alleinerziehendenfamilien, im Unterschied zu „Normal-Familien“, ist ihre deprivierte sozioökonomische

Lage. Das Einkommen wird von ca. 60 Prozent der Alleinerziehenden aus eigener Erwerbstätigkeit bezogen, jedoch ist jede dritte Mutter auf Arbeitslosengeld oder -hilfe, Sozialhilfe, ergänzende Sozialhilfe und Unterhaltszahlungen angewiesen. Je jünger die Kinder sind, desto größer ist der Anteil der Sozialhilfeempfängerinnen. 1995 waren ca. 42 Prozent der Alleinerziehenden von Armut betroffen. Besonders gefährdet sind ledige Alleinerziehende sowie geschiedene oder getrennt lebende allein erziehende Mütter, die mehrere Kinder zu versorgen haben. 1998 waren 33,4 Prozent der Kinder unter sieben Jahren aus Alleinerziehendenfamilien dreimal so häufig von Armut betroffen als Kinder aus Familien mit zwei Elternteilen (Peuckert, 1999, S. 166 f.).

Benachteiligungen

Auf gesellschaftlicher Ebene werden Benachteiligungen deutlich, wie beispielsweise die der beruflichen Wiedereingliederung, des beruflichen Abstiegs, der steuerlichen Nachteile und der Mehrfachbelastung durch Beruf und Familie.

Soziale Isolation

Auffallend häufig wird von Alleinerziehenden über Isolation und Einsamkeit geklagt. Dafür verantwortlich können sowohl Faktoren der Familie, der Persönlichkeit des Elternteils als auch des Umfeldes sein. Einerseits bestimmt die zugrunde liegende materielle Situation der Familie die Möglichkeiten der Teilhabe an gesellschaftlichem Leben als auch der sozialen Kontakte. Stehen geringe finanzielle Mittel zur Verfügung, verringern sich die Möglichkeiten der Teilnahme an Aktivitäten und erhöhen sich die Möglichkeit des sozialen Rückzugs oder der Ausgrenzung. Eine weitere Rolle spielen das Alter und die Anzahl der Kinder sowie deren Betreuungsmöglichkeiten, bspw. Angebote institutioneller Betreuung, familiäre oder nachbarschaftliche Unterstützung. Andererseits spielen Persönlichkeitsmerkmale des Elternteils eine entscheidende Rolle, ob die wenigen Möglichkeiten positiv bewertet und genutzt werden, d.h. ob der Elternteil in eigener Sache aktiv wird oder ob depressive Tendenzen dies verhindern und ein Rückzug stattfindet mit der Folge der Verminderung sozialer Kontakte für alle Familienmitglieder.

Überforderung

Bezeichnend für Alleinerziehende ist die Alleinverantwortung für alle

Entscheidungen und das Management vieler unterschiedlicher Bedürfnisse und Notwendigkeiten. Diese Tatsache wird jedoch eher ambivalent bewertet: Einerseits wird sie als Chance zur Förderung der Selbstständigkeit, andererseits aber als Überforderung gesehen. Berufstätige erleben eine Aufgabenüberlastung, während Hausfrauen/-männer (besonders durch materielle Deprivation) eine Belastung eher durch finanzielle Abhängigkeit, Eintönigkeit und soziale Isolation beklagen.

Alleinerziehende leiden häufig unter einer emotionalen Überlastung. Sie entsteht dadurch, dass Alleinerziehende wenig Zeit für sich alleine nutzen können. Berufstätige widmen ihre Freizeit den anstehenden familiären und Haushalts-Aufgaben sowie den Kindern, wodurch sehr geringe Freiräume für eigene Interessen verbleiben. Bei Nichtberufstätigen ist die Pflege eigener Interessen in Ermangelung finanzieller Mittel und Kinderbetreuung eher nicht möglich. Generell orientieren sich außerhäusliche Aktivitäten eher an den Bedürfnissen der Kinder (vgl. Peuckert, 1999, S. 162 – 171). Als weiterer Faktor ist die Alltagskommunikation zwischen Erwachsenen zu nennen, die psychische Spannungszustände ausgleichen kann und Alleinerziehenden häufig fehlt.

Auch Kinder können in Alleinerziehendenfamilien überfordert werden. Bei berufstätigen Elternteilen werden sie oft mit „erwachsenen“ Aufgaben betraut, wie Mitarbeit im Haushalt, Verantwortung für jüngere Geschwister, oder das alleinige Gestalten und Verbringen langer Zeiträume. Das führt, je nach Umfang der Aufgaben, eigenem Alter und dem Alter der Geschwister einerseits zu mehr Eigenständigkeit und Verantwortungsbewusstsein, andererseits bleibt weniger Zeit für eigene Entwicklungsaufgaben und Interessen. Bei nicht berufstätigen Elternteilen haben Kinder den Vorteil, dass sie mit ihrem Elternteil mehr gemeinsame Zeit verbringen können. Ihr Nachteil kann aber sein, dass sie (in Ermangelung sozialer Kontakte des Elternteils) zum Ersatzpartner gewählt werden, also einen Erwachsenenstatus einnehmen müssen und damit überfordert sind.

Abwesenheit eines Elternteils

Als ein wichtiger Einflussfaktor auf die Alleinerziehendenfamilie ist die Rolle des abwesenden Elternteils zu betrachten. Wie bereits erwähnt, ist dies in 83 Prozent der Alleinerziehendenfamilien der Vater. Ob und wie sich seine Abwesenheit auswirkt, hängt von unterschiedlichen Faktoren ab. Die aktuellen Untersuchungen über die Auswirkungen betreffen die Bereiche der kognitiven und moralischen kindlichen Entwicklung, der Eltern-Kind-Beziehungen und der familiären Prozesse.

Grundlegend wird bei den Untersuchungen von verschiedenen Arten der Abwesenheit, den Ursachen der Abwesenheit, dem Alter des Kindes bei der Vater-Kind-Trennung und der Verfügbarkeit von Vatersurrogaten ausgegangen. Nachteilige Folgen entstehen für ein Kind um so mehr, je länger der Vater abwesend ist, die Trennung vor dem fünften Lebensjahr stattgefunden hat, seine Abwesenheit sozial nicht gebilligt ist, die Trennung von ihm durch Trennung/Scheidung der Eltern entstand und kein Ersatz für den Vater im Umfeld zur Verfügung steht (bspw. Großvater, männliche Verwandte und Freunde).

Die Auswirkungen der Abwesenheit auf die kognitive Entwicklung hat die nachteiligsten Effekte, wenn sie auf Trennung und Scheidung zurückzuführen ist. Als verantwortlich gesehen werden die familiären Spannungen, die der Trennung/Scheidung vorausgehen, was beispielsweise bei einem plötzlichen Tod des Vaters entfällt. Das Kind muss neben seinen normalen Entwicklungsaufgaben zusätzlich die Ereignisse verarbeiten. Leistungstests ergaben, dass Kinder, deren Väter in einem hohen Maß verfügbar waren, bessere Werte erzielten als Kinder, deren Väter wenig verfügbar und bereits während der ersten Lebensjahre abwesend waren. Bei Jungen wirkt sich die Abwesenheit auf kognitive Leistungen negativer aus als bei Mädchen, während ein Vaterersatz sich positiv auf Jungen, aber nicht auf Mädchen auswirkt (vgl. Fthenakis, 1985, S. 342).

Die Zusammenhänge können nicht in allen Fällen eindeutig interpretiert werden, insbesondere was die unterschiedlichen Reaktionen von Jungen und Mädchen auf die Vaterabwesenheit angeht. Bestätigung finden jedoch „häufige positive Korrelationen“ zwischen erhöhtem Stress (langwierige familiäre Spannungen), Verminderung von Interaktionen (Abwesenheit des Vaters, Mehrfachbelastung der Mutter) und verminderter intellektueller Leistung.

Es ist festzuhalten, dass Verhaltensauffälligkeiten von Kindern, besonders nach erfolgter Trennung/Scheidung, nicht auf den Faktor „vaterlos“, sondern auf die Veränderungen im Gesamtsystem Familie zurückzuführen sind. Oft ist die Trennung/Scheidung mit einem finanziellen Abstieg und einer damit einhergehenden Veränderung des Lebensstils, eines Wohnortwechsels und eines sozialen Verlustes (Freundeskreis, Verwandtenkreis, Schulwechsel) verbunden. Eine höhere Bedeutung der Beeinträchtigung kindlicher Entwicklung als dem Vaterverlust wird der unzulänglichen emotionalen Unterstützung des Kindes durch die Mutter beigemessen. Faktoren wie Situations- und Persönlichkeitsmerkmale tragen dazu bei, inwiefern die Mutter die Situation als Alleinerziehende als besonders belastend wahrnimmt. Die Problemwahrnehmung kann als Indiz für die psychologische

Bewältigung der Problemsituation gelten, welche wiederum das Erziehungsverhalten und damit die Entwicklung der Kinder maßgeblich beeinflusst (Fthenakis, 1985, S. 360).

Als ein wichtiger Faktor zum Ausgleich der väterlichen Abwesenheit wird der Qualität der Mutter-Kind-Beziehung und der Art der mütterlichen Fürsorge eine hohe Bedeutung beigemessen. Wesentlich ist dabei die Einstellung der Mutter zu dem abwesenden Vater und das Vaterbild, das sie ihrem Kind vermittelt. So wurden positive Korrelationen zwischen dem von der Mutter vermittelten negativen Vaterbild und der Unangepasstheit in der Schule festgestellt (vgl. Fthenakis, 1985, S. 352 – 353).

Zusammenfassend kann davon ausgegangen werden, dass die Mütter in Alleinerziehendenfamilien die Entwicklung ihrer Kinder durch eine positive Haltung (ihrer Situation als Alleinerziehende gegenüber) günstig beeinflussen. Diese positive Einstellung kann dann gegeben sein, wenn die emotionale Trennung vom Partner erfolgreich abgeschlossen werden kann, die Realität des Alleinerziehens anerkannt, die Situation des Alleinerziehens zur Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentwicklung genutzt und einer Erwerbstätigkeit nachgegangen wird.

Die spezifischen Angebote im Rahmen der Erziehungsberatung

Die Phase der Umorientierung, der Ambivalenzen der neuen Situation gegenüber anhaften, in der das Anknüpfen neuer Beziehungen sich als problematisch erweist und in der sich die emotionale Verarbeitung der Trennung vollzieht, sollte nach spätestens drei Jahren abgeschlossen sein. Dauert diese Phase länger an, droht eine negative Konsolidierung der Einstellung, die gekennzeichnet ist

- durch eine fehlende Reflexion der gemachten Erfahrung,
- davon, dass das Leben nicht beeinflussbar erscheint (durch ein Gefühl der Machtlosigkeit gegenüber dem eigenen Schicksal),
- durch eine häusliche Orientierung,
- durch die Sehnsucht nach einem passenden Partner (vgl. Schöning u.a. in Peuckert, 1999, S. 173).

Da einerseits, auch in schwierigen Lebenslagen, das Wohl der Kinder im Vordergrund stehen sollte, andererseits die allein erziehende Mutter vielfache Belastungen zu bewältigen hat, ist es sicher nicht immer möglich, den Kindern den Rahmen zu geben, den sie brauchen. So kann der Leitsatz, „wenn es der Mutter gut geht, geht es auch den Kindern gut“, eine Lösung

dahingehend aufzeigen, dass sie sich die Hilfe und Unterstützung sucht, sie angeboten oder vermittelt bekommt, um den notwendigen Rückhalt zur Bewältigung ihrer vielfältigen Aufgaben erhält. Diese Unterstützung kann bspw. die Beratung an einer Psychologischen Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche, die Teilnahme an einer Trennungs-Scheidungsgruppe (für Erwachsene und/oder für Kinder) und spezifische Angebote für Alleinerziehende darstellen.

Kinder können vor den Verlusten eines Elternteils nicht bewahrt werden. Es gibt jedoch Faktoren, die es Kindern ermöglichen, ihre Kompetenzen auch unter erschwerten Bedingungen aufrecht zu erhalten oder wieder herzustellen. Wie einleitend erwähnt, ist ein primäres Ziel von Erziehungsberatung, Eltern in ihrer Erziehungsverantwortung zu unterstützen, sodass ein gutes, wertschätzendes, die Entwicklung der Kinder förderndes familiäres Binnenklima entstehen bzw. wieder hergestellt werden kann.

Die Grundlage für die Konzipierung der spezifischen Angebote für Alleinerziehende stellen einerseits die (oben beschriebenen) problembegünstigenden Faktoren dar, die es zu verhindern oder denen es entgegenzuwirken gilt. Andererseits dienen richtungsweisend und als erstrebenswerte Zielvorgaben die Faktoren, die Kinder davor bewahren, Störungen zu entwickeln. Die wichtigsten dieser Schutzfaktoren sind

- mindestens eine sichere, stabile emotionale Beziehung,
- ein unterstützendes Netz außerhalb der Familie,
- soziale Modelle, die zum konstruktiven Bewältigen ermutigen und anregen (innerhalb der Familie, bspw. Großeltern, außerhalb bspw. LehrerInnen, GruppenleiterInnen),
- ein emotional warmes, offenes, aber auch strukturiertes, normorientiertes Erziehungsverhalten,
- angemessene Leistungsanforderungen,
- günstige Selbstwirksamkeits- und internale Kontrollüberzeugungen, Selbstvertrauen, ein positives Selbstbild,
- aktive Bemühungen um Problembewältigung, aktiver Umgang mit Belastungen.

Im Sinne der Begünstigung dieser Schutzfaktoren zielen die entwickelten Projekte auf die konkrete Entlastung im Alltag, auf Vernetzung, auf Information, auf die Stärkung der Elternkompetenzen ab – und das Ganze im Rahmen des tatsächlich Machbaren für die Alleinerziehenden. Konkret bedeutet das, Alleinerziehende fühlen sich angesprochen und motiviert, wenn die Angebote ihren Bedürfnissen entgegenkommen. Das heißt, diese sollen mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut erreichbar sein, kostengünstig

oder -frei und mit Kinderbetreuung angeboten werden. Inhaltlich sollen sie bspw. im Alltag entlasten, Information vermitteln, Möglichkeiten zur Entwicklung von Aktivitäten in eigener Sache bieten, Kommunikation und Austausch ermöglichen, Handlungsmöglichkeiten eröffnen und die Selbstsicherheit, das Selbstwertgefühl und die Sicherheit im Umgang mit den Kindern erhöhen.

Die Mannheimer Alleinerziehendenzeitung

Die Mannheimer Alleinerziehendenzeitung (MAZ) besteht seit 1996. Sie erscheint einmal pro Quartal in einer Auflage von 1000 Exemplaren und wird gegen eine Spende oder umsonst abgegeben. Die Druckkosten trägt der Caritasverband Mannheim e. V. Die MAZ soll ein Forum und ein Sprachrohr für Alleinerziehende sein, sowie Informationen vermitteln. Behandelte Themen sind beispielsweise Sozialhilferecht, Kindschaftsrecht, Trennung, Scheidung, Mediation. Es werden Adressen und Telefonnummern von Anlaufstellen in Not (z.B. Frauenhaus), von Beratungsstellen und Ämtern, Tipps für günstige Freizeit- und Ferienaktivitäten und finanzierbare Urlaube, Erholungsmöglichkeiten (Mutter-Kind-Kuren) sowie spezieller Angebote für Alleinerziehende bekannt gegeben. Einen wichtigen Teil stellen Erfahrungsberichte von Alleinerziehenden dar.

Die Redaktion wird von einer hauptamtlichen Mitarbeiterin geleitet. In der Redaktionsgruppe arbeiten allein erziehende Frauen ehrenamtlich. Sie erstellen die Zeitung sowohl inhaltlich als auch gestalterisch. In der Psychologischen Beratungsstelle werden Räumlichkeiten für die Redaktionssitzungen, kostenlose Kinderbetreuung während der Sitzungen und ein Computer für die redaktionellen Arbeiten zur Verfügung gestellt. Seit einiger Zeit kann die MAZ unter maz-im-web.de im Internet besucht werden.

Die Workshops für Alleinerziehende

Einmal pro Jahr findet ein ganztägiger Workshop für Alleinerziehende und ihre Kinder statt. Es werden Fachvorträge zu Themen wie bspw. gemeinsames Sorgerecht, Kinderbetreuung, Leben mit Sozialhilfe, Beschäftigungs- und Qualifizierungsmaßnahmen mit anschließender Gelegenheit zu Diskussion und Austausch angeboten, sowie die Möglichkeit, an Entspannungs- oder Kreativgruppen teilzunehmen. Die Kinder aller Altersstufen werden währenddessen betreut und können an einem eigenen Workshop teilnehmen. Die Teilnahme ist kostenlos.

Der Kinderbetreuungsdienst für Alleinerziehende

Die Zielgruppe des Betreuungsdienstes sind vorrangig Alleinerziehende, die in Armut leben und im Alltag wenig oder keine Unterstützung bei der Betreuung ihrer Kinder erfahren oder sich diese – beispielsweise einen Babysitter – nicht leisten können. Für die Betreuung werden ehrenamtlich tätige „Leih-Omas“ eingesetzt, die einmal pro Woche und nach Absprache die Kinder Alleinerziehender betreuen. Sie erhalten von der Alleinerziehenden einen Betrag von 1,80 Euro pro Stunde. Derzeit betreuen zwölf „Leih-Omas“ in jeweils einer Familie Kinder. Durch ein Aufnahmegespräch wird die Eignung, Motivation und Erfahrung der Betreuerin festgestellt und mit einer Alleinerziehendenfamilie vermittelt. Die Betreuerinnen haben bei regelmäßig stattfindenden Treffen Gelegenheit zum Austausch. Finanziert wird das Projekt durch Spenden. Durch einmal jährlich stattfindende Pressekonferenzen und das Verteilen von Falbblättern in Kirchengemeinden, Kinderkrippen, Tagesstätten und Horteinrichtungen wird das Projekt öffentlich bekannt gemacht.

Die Gruppe für Alleinerziehende

Seit Mai 2000 wird eine Gruppe für Alleinerziehende und ihre Kinder mit sozialpädagogischer Anleitung angeboten. Die Gruppe trifft sich in vierzehntägigem Rhythmus für zwei Stunden. Während der Gruppentreffen wird eine Kinderbetreuung angeboten, die der Caritasverband Mannheim finanziert.

Die Gruppe wird durchschnittlich von 10 Frauen und 16 Kindern besucht. Die Teilnahme ist kostenlos. Hauptthemen der Teilnehmerinnen sind Erziehungsprobleme, die unterschiedlichen Problematiken mit den Vätern der Kinder, Armut, Überlastung im Alltag, Alltagsmanagement (z.B. Kinder, Berufstätigkeit, finanzielle Sorgen, eigene Bedürfnisse). Es werden Informationen und Erfahrungen aber auch Lösungsmöglichkeiten von Problemen ausgetauscht oder erarbeitet.

Die Erziehung der Kinder – ein Thema der Alleinerziehendengruppe

Die folgenden Beispiele sind exemplarisch für das problematische Verhalten oder die Einstellungen von Müttern den Kindern und ihrem Verhalten gegenüber. Eine allein erziehende Mutter kommt mit ihrem dreijährigen Sohn zur Gruppe. Die Kindergruppenbetreuung befindet sich im zweiten Stockwerk. Sie benötigt ca. eine halbe Stunde, bis sie mit ihm oben angekommen ist. Mit gleich bleibend freundlicher Stimme fordert sie ihn immer wieder zum Weitergehen auf. In der Gruppe berichtet sie, dass sie

manchmal ihrem Sohn gegenüber wegen Kleinigkeiten „extrem ausraste“.

Eine andere Mutter berichtet, wie kontakt- und bewegungsfreudig ihr Sohn (vier Jahre alt) sei. Er spreche jeden (auch fremde Menschen) an und sie müsse aufpassen, dass er nicht mit Fremden mitgehe. „Da kennt der nix!“, sagt sie lachend. Der Arzt vermute, dass er hyperaktiv sei. Das glaube sie aber nicht. Er sei schon immer so gewesen und hätte das von seinem Vater geerbt, der sei auch so „durchgeknallt“.

Diese und ähnliche Beobachtungen geben häufig den Anlass, in der Gruppe problematisches Verhalten von Kindern zu thematisieren. Auffallend ist, dass die Mütter zwar eine hohe Gesprächsbereitschaft zeigen, aber sehr schnell Erklärungen und Entschuldigungen für ihr eigenes Verhalten und das der Kinder aufführen. Ein beharrliches Bestehen darauf, dass sie diejenigen sind, die die Erziehungsverantwortung innehaben und es mit an ihrem Erziehungs- und Vorbildverhalten liegt, wie ihre Kinder sich entwickeln, können solche Einstellungen ins Wanken bringen. Unterstützend wirken dabei die eigenen Erfahrungen der Autorin als Alleinerziehende und ihre langjährige Tätigkeit als Erzieherin im Krippen-, Vorschul- und Hortbereich. Das auf eigenen Erfahrungen beruhende Verstehen und Argumentieren in Kombination mit Fachwissen scheint ein wichtiger Faktor der Verständigung zu sein. Denn viele der Alleinerziehenden sind aufgrund von gut gemeint erteilten Ratschlägen, die ihnen eine Verständnislosigkeit ihrer Situation gegenüber signalisieren, vorsichtig mit ihren Äußerungen über Erziehungsschwierigkeiten. Denn allzu schnell wird ihnen Unfähigkeit zur Erziehung des Kindes unterstellt oder das Fehlen des Vaters für die Probleme verantwortlich gemacht.

Ein wichtiger Faktor der Gruppe ist das dort zu findende Verständnis gegenüber ihren eigenen Gefühlen von Enttäuschung, Mutlosigkeit, Resignation oder auch Wut. Der Austausch darüber ist wesentlich, denn in Ermangelung von anderen Gelegenheiten erhält dieser Ausdruck oft zu wenig Raum in ihrem Alltag und kann sich in dem inadäquaten Verhalten den Kindern gegenüber äußern. Er eröffnet aber auch die Möglichkeit der Reflexion des eigenen Verhaltens und der Wechselwirkungen zwischen dem eigenen Verhalten und dem der Kinder.

So fällt auf, dass die Ursachen der Gefühle zumeist auf die Uneinigkeiten auf der Elternebene, in den materiellen und beruflichen Einschränkungen (Behinderung beruflichen Fortkommens, Nachteile bei der Arbeitssuche oder am Arbeitsplatz, Aufgabe von Arbeit) sowie in den zeitaufwendigen und Nerven aufreibenden Ämtergängen zu suchen sind. Die Kinder werden dann oft für eigene Interessen vereinnahmt oder manipuliert, wodurch sie in ihrer Entwicklung und Erziehung vernachlässigt werden.

Wie geht es den Kindern in einem für sie unsicheren Umfeld? Ob es der Mutter schlecht geht oder sie Streit mit dem Vater hat, ob sie das Kind schlecht behandelt oder vernachlässigt – Kinder kommen immer zu dem Schluss, dass mit ihnen selbst etwas nicht stimmt. Sie beginnen sehr früh (im Alter von eineinhalb bis zwei Jahren) sich für das Wohlbefinden ihrer Eltern verantwortlich zu fühlen und Verantwortung zu praktizieren. Dies äußert sich als eine Überverantwortlichkeit für die Bedürfnisse der Eltern und als eine Unterdrückung der eigenen Bedürfnisse (vgl. Juul, 1997, S. 184).

Die Unterschiede zwischen den eigenen Bedürfnissen der Mütter und denen der Kinder werden in der Gruppe immer wieder ins Blickfeld gerückt. Tendenziell sind zwei Extreme von Verhalten in der Gruppe zu beobachten, die die Mütter daran hindern, sich eigene Interessen zuzugestehen:

- Einerseits besteht ein ewig schlechtes Gewissen den Kindern gegenüber (zu wenig Zeit, Defizitinterpretation „unvollständige“ Familie), hohe Ansprüche sich selbst gegenüber (gute Mutter sein, den Vater ersetzen wollen, den Lebensunterhalt selbst verdienen, eigene Bedürfnisse zurückstellen).
- Andererseits verfolgt ein Teil der Mütter zu viele eigene Interessen (Berufstätigkeit, Weiterbildungen, Freizeitaktivitäten) und die Kinder, die den Alltag der Mütter teilen müssen, haben zu wenig Ruhe und Freiräume für sich, um Eigenes entdecken und entwickeln zu können.

Die Hauptthemen der Gruppe sind einerseits die widerstrebenden Interessen von Müttern und Kindern und andererseits die „richtige“ Erziehung der Kinder. Wie kann es gelingen, den Mittelweg zu finden, bei dem beide zufrieden gestellt werden können? Wie soll das Kind angesichts der vielseitigen Alltagsproblematiken „richtig“ erzogen werden und wie kann das gelingen?

Diese unterschiedlichen Problematiken und Fragestellungen gaben Anlass dazu, interessierten Teilnehmerinnen der Gruppe ein Erziehungsprogramm anzubieten.

Erziehungstraining für Alleinerziehende

Als Grundlage für das Projekt dienten Elemente des Triple-P-Programmes (Positive Parenting Program). Triple P ist ein hauptsächlich präventives Programm zur Unterstützung von Familien und Eltern bei der Kindererziehung. Es besteht aus gestuften Interventionen auf fünf Ebenen, die von ausschließlicher Information und Selbstanleitungsprogrammen über Gruppentrainings für Eltern bis zu intensiver Familientherapie reichen. Ziel des

Positiven Erziehungsprogramms ist es, Eltern Anregungen zu geben, die ihnen helfen können, eine gute Beziehung zu ihrem Kind aufzubauen und es bei seiner Entwicklung zu unterstützen.

Das Programm wurde über einen Zeitraum von sechs Wochen mit sechs interessierten Teilnehmerinnen der Alleinerziehendengruppe durchgeführt. Pro Woche fand eine eineinhalbstündige Gruppensitzung statt. Zusätzlich fanden bei Bedarf Einzelsitzungen und telefonische Interventionen statt. Es wurden Elemente des Triple-P-Erziehungsprogrammes verwendet sowie Elemente lösungsorientierter Interventionen.

Das Programm wurde wie geplant durchgeführt, denn die Rahmenbedingungen der Psychologischen Beratungsstelle ermöglichten einen problemlosen organisatorischen Ablauf, eine rasche Reaktion auf den Beratungsbedarf und die individuell notwendigen Interventionen (Einzelgespräche, telefonische Interventionen).

Es folgen einige interessante Ergebnisse der Auswertung des Angebotes. Es wurde deutlich, dass die Informationen über Erziehung (z.B. wofür soll ein Kind gelobt werden, wie kann häufiges Schimpfen vermieden werden, warum verhält sich mein Kind manchmal unmöglich) und der Austausch darüber zu einer deutlichen Sensibilisierung für die Wahrnehmung bzgl. des Erziehungsverhaltens und das Verhalten der Kinder führte. Das Durchführen von Verhaltensbeobachtungen der Kinder, eigener Reaktionen auf das Verhalten von Kindern und das Ausprobieren von kleinen Interventionen ließ die Teilnehmerinnen die Zusammenhänge zwischen eigenem Verhalten und dem der Kinder erkennen. Diese Wahrnehmung sowie die kleinen Erfolge förderten die Bereitschaft, weitere neue Erziehungsstrategien auszuprobieren. Die Teilnehmerinnen berichteten immer häufiger von positiv verlaufenen kritischen Situationen und einer deutlichen Erhöhung der Familienzufriedenheit. Auffallende Transferleistungen waren infolge dessen mehrfach zu beobachten. Die Teilnehmerinnen nahmen verstärkt eigene Bedürfnisse wahr und setzten sich dafür ein, diese zufrieden stellen zu können. Es handelte sich zumeist um den Wunsch nach kinderfreier Zeit, die sie sich verschafften, in dem sie bestimmter und konsequenter die Betreuung der Kinder durch deren Väter einforderten und von ihnen auch ein adäquates Erziehungsverhalten verlangten.

Als Fazit kann gesagt werden, dass es sinnvoll sein kann, im Rahmen von Erziehungsberatung für Alleinerziehende Erziehungsprogramme anzubieten. Der Fokus wird dadurch auf die Erziehung, das Erziehungsverhalten und das Verhalten der Kinder gelenkt. Das Defizitäre, Belastende kann somit nicht mehr für Verhaltensauffälligkeiten verantwortlich gemacht werden. Das Elternteil fühlt sich sicherer im Umgang mit den Kindern und problemati-

schen Situationen. Es entsteht ein Sicherheitsempfinden sowohl bei dem Elternteil als auch bei den Kindern. Die Eltern-Kind-Beziehung wird stabiler mit der Folge, dass krisenhafte Zeiten und Situationen schneller und sicherer überwunden werden können.

Abschließend soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Angebote von den Alleinerziehenden sehr gut angenommen werden. So wurden seit Bestehen des Kinderbetreuungsdienstes 1999 insgesamt 22 Betreuungsvermittlungen vorgenommen. Aktuell sind zwölf Leih-Omas im Einsatz, zum Teil seit Beginn des Projektes vor vier Jahren. Die MAZ wird nach wie vor von Alleinerziehenden gestaltet und ist sehr gefragt. Die Gruppe für Alleinerziehende wurde innerhalb der knapp vier Jahre von ca. 80 Frauen frequentiert. Die Verweildauer der Teilnehmerinnen ist sehr unterschiedlich. Ca. ein Drittel der Frauen hat die Gruppe konstant besucht mit einer Verweildauer von ca. sechs Monaten bis eineinhalb Jahren. Einige besuchen die Gruppe seit deren Beginn, andere lediglich ein- bis zweimal. Es nehmen überwiegend Frauen mit Kindern im Alter von sechs Monaten bis acht Jahren teil.

Literatur

Jahresbericht 2001 der Psychologischen Beratungsstellen (PBS) (Erziehungsberatungsstellen) in Mannheim

Peuckert, R. (1999): Familienformen im sozialen Wandel. Opladen: Leske + Budrich.

Fthenakis, Wassilios E. 1985: Band 1 Väter Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung. München, Wien, Baltimore: Urban & Schwarzenberg.

www.triplep.de – Ziele

Juul, J. 1998: Das kompetente Kind. Hamburg: Rowohlt.

Herbert Fröhlich, Doris Mitschka Aufsuchende Beratung

Die „Aufsuchende Erziehungsberatung“ ist eine Nebenstelle des Psychotherapeutischen Beratungsdienstes des Sozialdienst katholischer Frauen e.V. (SkF) in Würzburg. Der Stadtteil Zellerau, in dem sich dieses Arbeitsfeld befindet, liegt am nördlichen Rand der Stadt. Momentan leben hier ungefähr 10.000 Einwohner. Bei vielen Familien ist der Alltag von Arbeitslosigkeit, Überschuldung, Alkohol- und Drogenabhängigkeit, nicht bewältigten familiären Konflikten, Kriminalität und Gewalt gekennzeichnet. Auf engem Raum leben hier Familien unterschiedlicher Nationalitäten, Zigeuner aus verschiedenen Sippen, Asylsuchende, Flüchtlinge und Obdachlose. Die über Jahrzehnte andauernde Präsenz der amerikanischen Streitkräfte und die damit verbundene Nähe zu den im Stadtteil befindlichen Kasernen brachte es mit sich, dass über Generationen viele allein erziehende Mütter mit ihren Kindern im Stadtteil leben. Bereits dadurch, dass sie hier in bestimmten Straßen oder Häuserblocks wohnen, erfahren diese Menschen Verachtung und setzen die Ausgrenzung untereinander in aller Härte fort.

Seit 1979 wurde über die aufsuchende Beratungsarbeit ein professioneller Weg gesucht, um Kindern und Eltern, die sich in schwierigen Lebenslagen befinden, Hilfe anzubieten. Das niedrige Bildungsniveau, Isolierung und Resignation, mangelndes Selbstwertgefühl und wenig Selbstvertrauen erschwert es den im sozialen Abseits Lebenden, sich bei Behörden, Ämtern, Juristen, Schulen, Ärzten und fördernden Einrichtungen entsprechendes Gehör zu verschaffen. Diese Menschen sind oft gehemmt, schnell frustriert, werden dann häufig aggressiv oder nehmen schon gar keinen Anlauf mehr, ihre Rechte durchzusetzen.

Bei allen Mangelzuständen wird die Beziehungslosigkeit, das Verachtetsein, als die größte Armut erlebt. Diesen Menschen begegnen zu können, heißt erst einmal, eine gesellschaftliche Kluft zu überwinden und sie dort aufzusuchen, wo sie leben. Hier begegnet uns als BeraterIn eine andere Welt, die unsere sozialen Werte und Normen in Frage stellt. Berührungängste beiderseits, Abwehr und Misstrauen sind zu überwinden, bis eine Beziehung soweit zustande kommen kann, dass sich die Ratsuchenden aus ihrer Apathie lösen können. Das bedeutet, ihrer Selbstverachtung mit Achtung begegnen, ihrem Fatalismus und ihrer Selbstaufgabe den Glauben an den Wert ihrer Person entgegenzusetzen. Von der BeraterIn ist immer wieder aufs Neue die Bereitschaft gefordert, entgegenzugehen, eigene Erwartungen zurückzunehmen und kleine Schritte mit den Klienten zu gehen.

So können die selbstheilenden Kräfte zurück gewonnen werden und es kann der Mut wachsen, selbst auf Lebensumstände Einfluss nehmen zu können. Dies beinhaltet, eigene Zielvorstellungen zu entwickeln und Ziele zu verfolgen (vgl. Klingspor, 1995, S 25 f.).

Die existenziellen Notlagen stehen bei unserer Klientel meist zuerst im Vordergrund. Der Lebensunterhalt muss zufrieden stellend gesichert werden, Wohnungsprobleme gilt es zu meistern. Wir beraten, begleiten und unterstützen die Klienten, wenn Schwellenängste zu Behörden und Ämtern überwunden werden müssen. Lernen am Modell und Selbstsicherheitstrainings sind damit verbunden. Wenn die existenziellen Ängste durch Entschuldungsmaßnahmen, Vermeidung von Zwangsäumung bzw. Beschaffung von Wohnraum, Arbeitsvermittlung oder Eingliederungsmaßnahmen nachlassen, wird der Blick frei für familiäre, partnerschaftliche und erzieherische Probleme. Die längst fällige Trennung von misshandelnden, ausbeutenden oder abhängig machenden Partnern oder Eltern muss mitgetragen werden. Spiel- und Familientherapie, Trennungsarbeit finden jetzt ihren Platz, genauso wie Krisenintervention bei Gewalt, Hilfe bei Missbrauch, Krankheit oder Suizidgefährdung.

Bei vielen Kindern sind Entwicklungsverzögerungen, -störungen und -defizite, sowie milieubedingte Verhaltensauffälligkeiten zu beobachten. Hier benötigen die betroffenen Eltern stützende Hilfsangebote, um ihrer Verantwortung gerecht werden zu können.

Sind die akuten Belastungen innerhalb einer Familie überschaubar geworden, gelingen auch regelmäßige Terminvereinbarungen zu Beratungsgesprächen in unserer Stelle. Das „Sich-Einlassen“ auf eine Beratung ist der nächste Schritt um Veränderungen einzuleiten.

Institutionelle Versorgung im Stadtteil und die Problematik der „Komm-Struktur“

Im Stadtteil Zellerau sind viele Einrichtungen, wie Kindergärten und Kinderhorte, Kinderspielzentrum, Regel- und Förderschulen, Jugendzentrum, Frühförderstelle, Pfarreien, Allgemeiner Sozialer Dienst der Stadt, Sozialpädagogische Familienhilfe, Frauenhaus, Ärzte und niedergelassene Therapeuten vor Ort:

Von außen betrachtet, stellen diese Institutionen ein umfangreiches Netz von Hilfsmöglichkeiten dar, das viele Lebenslagen einschließt. Jedoch haben alle Einrichtungen den wesentlichen Faktor gemeinsam, dass sie über eine „Komm-Struktur“ verfügen. Nach unseren Erfahrungen mit Menschen, die sich in existentieller Not befinden, stellt genau diese „Komm-Struktur“ eine

schwierige und oft unüberbrückbare Hürde dar. Von sich aus suchen Klienten nicht den Kontakt zu Beratungsstellen und anderen Institutionen, um sich über deren Hilfsmöglichkeiten zu informieren. Gründe hierfür können sein:

- ein über Generationen gewachsenes Misstrauen gegenüber öffentlichen Stellen,
- Scham vor dem „ich kann mein Leben selbst nicht in die Hand nehmen“,
- Resignation in Unkenntnis der eigenen Ressourcen, die es zu aktivieren gilt,
- Misserfolgsorientierung als Lebensskript,
- Angst vor Abschiebung,
- Angst vor weiterer Ausgrenzung.

Die aufsuchende Arbeit

Die Aufsuchende Erziehungsberatung im Stadtteil Zellerau als Nebenstelle des Psychotherapeutischen Beratungsdienstes ist örtlich in einem Mehrfamilienhaus im Stadtteil Zellerau angesiedelt. Diese Nebenstelle entstand, weil engagierte und innovative MitarbeiterInnen und Leiter die oben geschilderte Problemlage erkannten und bereit zum Handeln waren. Die Diskussion und Bewusstmachung der sozialen Benachteiligung führte zuerst zur Gründung eines pädagogisch betreuten Aktivspielplatzes im Stadtteil. Die Leitung hatte eine Mitarbeiterin der Beratungsstelle. Daraus wiederum folgte die Entwicklung der „aufsuchenden“ Erziehungsberatung. Geprägt war dies vom charismatischen Engagement einer Ordensschwester, die während ihrer Ausbildungszeit zur Heilpädagogin in diesem „Spielzentrum“ lebte und so Kontakt, Vertrauen und Anerkennung der Bevölkerung bekam. Sie zog dann in eine eigene Wohnung, die zugleich als Beratungsstelle diente. In der Zwischenzeit hat die Nebenstelle im gleichen Block eigene Beratungsräume bezogen (vgl. Flosdorf, 1995, S.15). Hier arbeiten drei hauptamtliche MitarbeiterInnen (eine Heilpädagogin und zwei Sozialpädagoginnen FH, alle in Teilzeit). Die räumliche Nähe und die Einbindung in das Gesamtteam unserer Hauptstelle ermöglicht es, die Ressourcen des multiprofessionellen Teams, bestehend aus Diplom-PsychologInnen, Diplom-PädagogInnen, HeilpädagogInnen und Diplom-SozialpädagogInnen (FH) zu nutzen.

Die (therapeutischen) Angebote finden in den Räumen der Nebenstelle und der Hauptstelle statt. Die MitarbeiterInnen suchen die Menschen in deren Lebenswelt, in deren Wohnraum auf. Dies erfordert Präsenz im Stadtteil durch Teilnahme an Veranstaltungen, Festen, durch das Aufsuchen von sozialen Institutionen und Vereinen. Hausbesuche bei Familien sind ein

fester Bestandteil unserer Arbeit. Wir bewegen uns im erweiterten Sozialraum, dem Stadtteil. Durch unsere Gehstruktur verknüpft mit unmittelbarem Reagieren auf aktuelle Notsituationen wirken wir den Hemmschwellen entgegen und ermöglichen den Familien unser Beratungsangebot wahrzunehmen. Zusammenfassend lassen sich die Schwerpunkte unserer Arbeit wie folgt beschreiben:

- Chancen für Familien aus der Unterschicht eröffnen
- Selbstwertentwicklung bei Eltern, Jugendlichen und Kindern aktivieren
- Haushalt, Finanzen, Arbeit, Wohnen, Erziehung und Umfeld stabilisieren
- Entwicklung von realistischen Lebenszielen mit den Familienmitgliedern
- Integration von Kindern und Jugendlichen in bestehende Vereine, Projekte, Gruppen
- Abläufe, Hintergründe und Bedeutungen von anderen Lebenswelten (z.B. Behörden, Institutionen, Gemeinwesen) für Familien transparent machen
- Eltern Zugang zu Institutionen eröffnen (Schulen, Behörden, Kindergärten, Frühförderung etc.)
- Innere Motivation zur Veränderung der Lebensperspektiven aktivieren
- Kommunikation innerhalb der Familien stärken
- Eltern- und Paarkompetenz stärken
- Partizipation von Familien am Gemeinwesen ermöglichen

Niedrigschwellige Angebote und Projekte der Beratungsstelle

Man kann z.T. die Schritte, die dem Vertrauensaufbau dienen und zur Existenzsicherung und später zur Beratung führen, hierarchisch ordnen.

Der erste Schritt: „Existenzielle Not erfordert Angebote, wo der Schritt über die Schwelle gelingt“

Kleiderkammer

In einer Kleiderkammer, die von einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin mit großem Engagement geführt wird, werden Kleidungs- und Spielsachen gesammelt und dann gezielt an Familien, die in Armut leben wieder ausgegeben.

Würzburger-Tafel (Lebensmittelausgabe)

Die Lebensmittelausgabe der so genannten „Würzburger Tafel,“ einer Vereinigung, die Bedürftigen mit Lebensmitteln versorgt, gestaltete sich

zunehmend schwierig im Stadtteil Zellerau. Der Verteilungsort, ein Wohnhaus, in dem vorwiegend alleinstehende Männer wohnten, wurde vor allem von Frauen gemieden. Der Unmut darüber wurde bei verschiedenen Vernetzungspartnern im Stadtteil Zellerau geäußert, die sich daraufhin zusammenfanden und nach Lösungen suchten. Zu den engagierten Institutionen gehörten:

- Aktive Hilfe e.V.
- Aufsuchende Erziehungsberatung im Stadtteil Zellerau
- Pfarrei Hl. Kreuz
- Pastoralreferentin
- Jugendzentrum Zellerau
- Würzburger Tafel

Aus dieser Runde entstand schließlich eine veränderte Form der Verteilung an bedürftige Menschen im Stadtteil Zellerau. Auch auf die Zusammenstellung der Lebensmittel wurde geachtet, um v.a. den Ernährungsbedürfnissen von Familien mit Kindern zu entsprechen (Joghurt, Obst, Gemüse ...).

Der Pfarrer setzte sich für das Altenbetreuungszentrum als neuen, günstigeren Verteilungsort für Familien ein. Die Pastoralreferentin gewann 12 ehrenamtliche Mitarbeiter aus der Kirchengemeinde. Diese übernehmen und betreuen mit einer Mitarbeiterin der AEB die Lebensmittelausgabe im Wechsel. Die Erziehungsberaterin führt die Gespräche mit den Familien und übergibt ihnen einen Ausweis zur Teilnahme an der „Würzburger Tafel“.

Im Juli 2001 startete das Projekt. Durchschnittlich finden sich 15-20 Personen (hauptsächlich Mütter und deren Kinder) bei der Verteilung ein; ca. 130 Personen haben Anspruch auf diese Unterstützung.

Das „Gründungsteam“ und die ehrenamtlichen HelferInnen treffen sich im dreimonatigen Abstand zur weiteren Begleitung und Betreuung des Projektes.

Patenschaft Essensgeld (Übernahme des Eigenanteils der Eltern)

Für Eltern, die für den Hort oder Kindergarten das Essensgeld nicht aufbringen können, werden Spenden zugunsten der „Patenschaft für Essensgeld“ gesammelt. Mit diesen Geldern können die Kinder der bedürftigen Familien trotz der schwierigen finanziellen Situation an einem warmen Mittagessen teilnehmen. Dies ist eine der Auswirkungen von Armut, bzw. handelt es sich bei dieser Unterstützung um eine gezielte zweckgebundene Unterstützung der betroffenen Kinder.

Aktion Patenkind (Kooperation mit der Main-Post)

Mit dieser Aktion werden Familien in der Weihnachtszeit unterstützt. Die Zeitung veröffentlicht anonym die Situation von betroffenen Familien und

gibt diese Spenden über verschiedene Institutionen, u.a. auch der Aufsuchenden Erziehungsberatung an die betroffenen Menschen weiter.

Offener Treffpunkt

Eltern treffen sich in der Beratungsstelle zum Austausch.

Einen Schritt weiter: Angebote, die an zentrale Lebensbereiche anknüpfen

Hausaufgabenprojekt

Ausgangslage: Der Anteil der Kinder, die in der Beratungsstelle wegen Verhaltensauffälligkeiten und schulischen Lernschwierigkeiten vorgestellt werden, ist sehr groß. Eine häufige Ursache der Verhaltensauffälligkeiten sind die schon seit längerer Zeit, oft über Jahre hinweg, bestehenden Lernschwierigkeiten und die damit verbundenen Misserfolge. Darüber hinaus beobachten wir häufig Beeinträchtigungen in den sozialen Beziehungen zwischen Eltern und Kind, die sich in der Hausaufgaben-situation manifestieren. In vielen Familien scheint dort der wesentliche Teil an Interaktion zwischen Eltern und Kindern überhaupt stattzufinden, sodass die „Hausaufgabenproblematik“ gleichzusetzen ist mit einer Art „Beziehungsproblematik“.

Auf dem Hintergrund der Tatsache, dass die Behandlungserfolge um so größer sind, je früher man die Schwierigkeiten von Kindern in ihrer Entwicklung erkennt, und dem Wissen darum, dass Eltern oft erst nach einer langen Phase erfolgloser Selbsthilfestrategien eine professionelle Hilfe in Anspruch nehmen, konzentriert sich das Projekt auf das Grundschulalter und hier im Besonderen auf die Einschulungsphase.

Ziele: Veränderung der problematischen Hausaufgaben- und Lernsituation unter Einbezug der sozialen Beziehungssituation zwischen Eltern und Kindern, ggf. auch LehrerInnen und anderen wichtigen Bezugspersonen.

Die Maßnahme ist begrenzt auf den Stadtteil Zellerau und soll vorzugsweise „benachteiligte Familien“ erreichen, um ggf. zusätzlich notwendige Hilfsangebote daran anzuschließen.

Verlauf: Im Herbst 2000 wurde das Projekt begonnen. Durch die Teilnahme an Elternabenden in Schulen sowie das Verteilen von Informationsmaterial über LehrerInnen wurden Eltern und Kinder mit dem Angebot bekannt gemacht. Anschließend begannen die Anmeldungen der Eltern bzw. die Empfehlungen über die LehrerInnen. Nach einer Kontaktphase, die aus Einzelgesprächen bestand, entwickelte sich eine kontinuierliche Arbeit mit acht Familien.

- Folgende Angebote kamen bei allen Familien zum Einsatz: Videoaufnahme eines jeden Kindes zur Beobachtung von Arbeitshaltung, Aufmerksamkeit, Problemlöseverhalten usw.
- Videoaufnahme von Mutter und Kind zur Beobachtung der Interaktion in der Hausaufgaben-situation
- Videoauswertung und Reflexion mit der Mutter
- Videoauswertung und Reflexion mit Mutter und Kind
- Wöchentliche Termine mit dem Kind zum Einüben von Arbeitshaltung, Problemlösestrategien, Konzentration, Aufmerksamkeit, Tempo, Selbstständigkeit usw. (teilweise unter beobachtender Teilnahme der Mutter)
- Zwei Elternkleingruppen bereiteten die Fortführung des Hausaufgaben-trainings daheim vor und liefen parallel zu Einzelsitzungen ihrer Kinder. Dort wurden über 5 Sitzungen die aktuellen Erfahrungen ausgetauscht, neue Trainingsinhalte bearbeitet sowie allgemeine erzieherische Themen behandelt. Ein wichtiger Bestandteil war die Selbsteinschätzung bzw. -wahrnehmung der Problemintensität auf einer Skala von 1-9, die sich schon nach dem ersten Termin erheblich reduzierte. Schwierig dabei erwies sich trotzdem die regelmäßige Teilnahme bei einzelnen Müttern (meist lag dies an der Organisation der Restfamilie zu Hause)
- mindestens ein Gespräch gemeinsam mit Mutter und LehrerIn als Informationsaustausch und Kooperationsangebot Folgende Angebote wurden mit einigen Familien durchgeführt:
- Hausbesuche zur Beobachtung der Hausaufgaben-situation zu Hause und der dortigen Bedingungen.
- Tests zur Überprüfung des Leistungsstandes, der Aufmerksamkeit, der Rechtschreibung usw.
- Bilden von Zweiergruppen der Kinder nach einigen Wochen, dort konnten dann auch soziale Verhaltensweisen beobachtet und bearbeitet werden.
- Vermittlung und Begleitung in andere Einrichtungen zur weiteren diagnostischen Abklärung (z.B. Kinder- u. Jugendpsychiatrie) oder Betreuung (Kinderzentrum Zellerau, Hort, Sportvereine, Hausaufgabenbetreuung)
- Vermittlung und Begleitung der Familienangehörigen in weitere Hilfsangebote (z.B. Psychiater, Arbeitsamt, Kleiderkammer, Jugendamt, Sozialamt, Ausländerbehörden, Hebammenpraxis, Frühförderung, Kindergarten)
- Unterstützung bei der Wohnungssuche, Beschaffung von Möbeln usw.
- regelmäßige Sitzungen über andere Problemstellungen, z.B. Schulangst, aggressives Verhalten, Trennungssituation der Eltern, Hyperaktivität, Legasthenie usw.

Dauer: In den meisten Fällen ging die Maßnahme nach den Pfingstferien zu Ende. Einige Kinder oder deren Familienmitglieder waren länger betreut. Geplant ist, mit allen Familien im laufenden Schuljahr noch einmal Kontakt aufzunehmen und so die weitere Entwicklung einzuschätzen. Kooperationspartner: Seit Beginn des Projektes fand eine fallbezogene Kooperation mit ca 20 Einrichtungen statt.

Weiterentwicklung: Das anfänglich zu einem bestimmten Zeitpunkt im Herbst startende „Hausaufgabenprojekt“ hat sich gewandelt. Durch die gewachsenen Kontakte v.a. zu Schulen, Hort und Kindergärten hat sich ein mehr oder weniger fortlaufendes Interesse nach Unterstützung bei aktuell auftretenden Problemsituationen mit Kindern aus diesem Bereich entwickelt. Das führte dazu, dass sich die Arbeit insofern verändert hat, dass die an feste Termine gebundene Gruppenarbeit mit den Eltern sich in Einzelfall-elternarbeit verwandelt hat. Damit können auch im laufenden Schuljahr Kinder aus dem Grundschulbereich betreut werden. Diese Form der Elternarbeit, sowie der weitere Ausbau und die „Pflege“ der bis hierher gewachsenen Strukturen mit den dafür wichtigen Kooperationspartnern, soll das Hauptanliegen in der nächsten Zeit sein. Neueste Forschungsergebnisse bestätigen diesen Ansatz. „Präventionsprogramme, die mit dem Schuleintritt beginnen, können auch bei jenen Kindern wirksam sein, die expansives Verhalten bereits in einem starken Umfang zeigen. Das zeigen die ersten Ergebnisse aus dem FAST Track Projekt (FAST = Family And School Together), einem umfassenden Programm mit Interventionen auf der Ebene der Eltern, der Schule und des Kindes. In einer methodisch sehr anspruchsvollen, kontrollierten Multi – Center – Studie zeigten sich ein Jahr nach Beginn der Interventionen moderate positive Effekte für die Experimentalgruppe im sozio-emotionalen Bereich und hinsichtlich der Interaktion mit den Klassenkameraden, außerdem einer Verringerung des aggressiv störenden Verhaltens. Weiterhin verbesserte sich das elterliche Erziehungsverhalten deutlich im Vergleich zur Kontrollgruppe (Condukt Problems Prevention Research Group, 1999)“ (in: Kindheit und Entwicklung, 11. Jhg. Heft 02, 2002).

Kommunionprojekt

Gemeinsam mit Familien, die keine Kommunionfeier ausrichten können, wird das Fest vorbereitet und durchgeführt. Hier konnte schon die Mensa und die Küche des überregionalen Beratungs- und Behandlungszentrums genutzt werden.

Bewerbungstraining an der Hauptschule Zellerau

Im Frühjahr 2001 bildete sich der Arbeitskreis Jugend und Arbeit im Stadtteil

Zellerau, bestehend aus den folgenden Kooperationspartnern:

- das Jugendzentrum Zellerau
- die Berufsberatung des Arbeitsamtes
- das Projekt „Pro Job“ der Hanswerkskammer
- die Schulsozialarbeit Hauptschule Zellerau
- die Aufsuchende Erziehungsberatung

Ziel des Arbeitskreises ist es, die Jugendlichen im Stadtteil beim Übergang von der Schule in das Berufsleben zu unterstützen, Beratungsmöglichkeiten aufzuzeigen und ihnen konkret bei der Ausbildungsplatzsuche zu helfen.

Am Anfang der Arbeit mit den Jugendlichen stand im Herbst 2001 eine Fragebogenaktion, die im Jugendzentrum Zellerau durchgeführt wurde. Ziel der Befragung war es, die Situation von Jugendlichen im Stadtteil Zellerau hinsichtlich der Ausbildungs- und Arbeitssituation zu erfassen.

Um den Kreis der Jugendlichen zu erweitern, wurde im November 2001 die Fragebogenaktion in den neunten Klassen der Hauptschule Zellerau wiederholt.

Inzwischen wird in der Schule eine Infobörse zum Berufseinstieg für die neunten Klassen mit folgenden Inhalten angeboten:

- Schriftliches Bewerbungstraining (Erstellung eines Lebenslaufes, Anschreiben an Firmen, Gestaltung einer Bewerbungsmappe)
- Film ab! (Videoaufnahmen von Bewerbungsgesprächen in Form von Rollenspielen mit anschließender Auswertung)
- Training von sozialen Kompetenzen (Sozialverhalten und Arbeitsverhalten am Ausbildungsplatz, Auseinandersetzung mit den individuellen Stärken und Schwächen, Grenzen wahrnehmen). Ab dem Schuljahr 2002/03 soll diese Veranstaltung jedes Jahr an der Hauptschule Zellerau durchgeführt werden.

Kochprojekt mit Müttern und Kindern

Aus der Erkenntnis, dass manche Lebensmittelempfänger mit den Angeboten der Nahrungsmittel aus dem Tafel-Projekt nichts anfangen können, entstand die Idee, einen Mutter-Kind-Kochkurs anzubieten. Einerseits werden hier die notwendigen Fertigkeiten im Umgang mit den Nahrungsmitteln weitergegeben, andererseits scheint dies ein günstiger Ansatz zu sein, auf die Mutter-Kind-Interaktion einen positiven Einfluss zu nehmen. Dieser Kurs startet erst noch.

Noch einen Schritt weiter: Angebote, die zur Erweiterung der Erziehungskompetenz beitragen

„Starke Eltern – starke Kinder“ (Kooperationsprojekt mit dem Kinderschutzbund).

Dieses Projekt ist an anderer Stelle in diesem Buch beschrieben.

Beratung

Das Beratungsangebot entspricht der traditionellen Erziehungsberatungsarbeit und wird häufig durch supportive Maßnahmen, wie z.B. Begleitung zu anderen Institutionen und Ämtern ergänzt.

Schlussbemerkung

Wir legen Wert darauf, diese beschriebene Arbeit als wichtigen Anteil der allgemeinen Erziehungsberatung zu sehen. Das Innovative geschieht durch Auswerten der vorhandenen Daten und Fakten, das Ausprobieren von neuen Wegen, das Verwerfen von nicht hilfreichen Versuchen und das Beibehalten und Weiterentwickeln erfolgreicher Ansätze. So braucht man zuerst neue Ideen und dann neue Strukturen, wobei die Unterstützung der Träger, der Verwaltung und der Politik die Umsetzung erst sichert und Durststrecken überbrücken hilft.

Literatur

Flosdorf, Peter: Der Psychotherapeutische Beratungsdienst in: Sozialdienst katholischer Frauen e.V. Würzburg (Hrsg.) S.11 ff.

Klingspor, Marianne: Aufsuchende Erziehungs-, Beziehungs- und Sozialberatung im sozialen Brennpunkt Zellerau in: Sozialdienst katholischer Frauen e.V. Würzburg (Hrsg.) S. 25 f.

Sozialdienst katholischer Frauen e.V. Würzburg (Hrsg.): Psychotherapeutischer Beratungsdienst, Eltern-, Jugendlichen- und Erziehungsberatung, Entwicklung und Perspektiven, 1995 Festschrift zum 40jährigen Jubiläum im Jahre 1995.

AutorInnen

Stephan Baerwolff

Diplom-Psychologe. Erziehungsberatung, Trennungs- und Scheidungsberatung, Supervision in Kindertagesheimen. Mitarbeiter einer Beratungsstelle für Kinder, Jugendliche und Eltern in Hamburg.

Margrit Broscheit

Diplom-Sozialpädagogin und Erzieherin. Aufbau und Leitung verschiedener Projekte für Alleinerziehende. Mitarbeiterin der Psychologischen Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche, Caritasverband Mannheim.

Peter Donhauser

Diplom-Sozialpädagoge, Familientherapeut. Nach Tätigkeit in der aufsuchenden Familienberatung bei Kindern im Grundschulalter mit Schulschwierigkeiten seit sechs Jahren Mitarbeiter der Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche in Germering. Arbeitsschwerpunkt: Präventionsprojekte wie z.B. Kummertelefon für Jugendliche oder Elternkurse.

Herbert Fröhlich

Diplom-Pädagoge. Leiter des Psychotherapeutischen Beratungsdienstes des Sozialdienst katholischer Frauen e.V. Würzburg. Arbeitsschwerpunkte: Aggressionsreduktion, Teilleistungs- bzw. Aufmerksamkeitsstörungen, verhaltensmedizinische Fragestellungen, Qualitätsentwicklung, Evaluation. Verschiedene Veröffentlichungen.

Dr. Klaus Jost

Diplom-Psychologe. Leiter der Psychologischen Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche der Caritas in Offenbach am Main.

Irmgard Köster-Goorkotte

Diplom-Sozialpädagogin, Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin. Seit 1975 beruflich tätig, seit 1997 Leitung der Erziehungsberatungsstelle Südviertel e.V. in Münster. Im Rahmen stadtteilorientierter Erziehungsberatung Entwicklung indirekter Interventionen zur Gesundung und Gesunderhaltung eines Stadtteils insbesondere bezogen auf die Lebenslagen von Kindern und Familien.

Dr. Bernhard Kühnl

Diplom-Psychologe. Erziehungsberater beim SOS-Beratungs- und Familienzentrum in München. Arbeitsschwerpunkte: Arbeit mit sozial benachteiligten Familien, Evaluation, Netzwerkarbeit. Verschiedene Veröffentlichungen.

Klaus Menne

Diplom-Soziologe. Geschäftsführer der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung e.V. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Erziehungsberatung.

Doris Mitschka

Diplom-Sozialpädagogin. Mitarbeiterin der Aufsuchenden Erziehungsberatung, Nebenstelle des Psychotherapeutischen Beratungsdienstes des Sozialdienst katholischer Frauen in Würzburg. Arbeitsschwerpunkte: Aufsuchende Beratung, Unterstützung und Begleitung von Familien in besonders schwierigen Lebenslagen, gemeinwesenorientierte Arbeit und Projekte im Stadtteil.

Dr. Roman Nitsch

Diplom-Psychologe. Leiter der Abteilung Kind, Jugend, Familie und der Psychologischen Beratungsstelle des Caritasverbandes Mannheim e.V. und Lehrbeauftragter an der Universität Mannheim. Arbeitsschwerpunkte: Netzwerkarbeit in der Erziehungshilfe, Elternbildung, Integrationsförderung für Migrantenkinder.

Herbert Schilling M.A.

Soziologe. Wissenschaftlicher Referent der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung e.V.

Dr. Elfriede Seus-Seberich

Diplom-Psychologin. Seit 1997 Leiterin des SOS-Beratungs- und Familienzentrums München (Erziehungsberatungsstelle mit integriertem Familienzentrum und Projekten für Flüchtlinge und benachteiligte Familien). Arbeitsschwerpunkte: Arbeit mit sozial benachteiligten Familien, Elterntraining (nach Innerhofer), sozialpolitische Gremienarbeit. Zahlreiche Veröffentlichungen.

Dr. Sabine Skutta

Diplom-Psychologin. Leiterin der Interkulturellen Familienberatung, Arbeitskreis Neue Erziehung e.V. in Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Erziehungs- und Familienberatung für Familien mit nichtdeutschem Hintergrund und/oder biculturelle Familien, Familien mit behinderten Kindern, Flüchtlingsfamilien.

Claudia Trojan

Diplom-Psychologin, Psychologische Psychotherapeutin. Leiterin des SOS-Beratungszentrums in Cottbus.

Dr. Ute Ziegenhain

Pädagogische Leiterin und Forschungs Koordinatorin an der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie/Psychotherapie am Universitätsklinikum Ulm. Arbeitsschwerpunkte: Bindungsforschung, Praxisforschungsprojekte und Umsetzungskonzepte. Verschiedene Veröffentlichungen.